

Nr. 42 Deutschland € 15,90 • Schweiz sfr 33,- • Österreich € 17,90 • Luxemburg € 18,90

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

GEO EPOCHE

LUDWIG XIV. – DER SONNENKÖNIG

ISBN 978-3-8370-1419-3-6
4 199740691590 42

Der SONNENKÖNIG



Ludwig XIV.
Frankreichs Aufstieg zur Weltmacht
1638–1715

Forscher, die ausgerechnet ihren Kopf riskierten, um klüger zu werden.

GEO kompakt Nr. 22

Die Grundlagen des Wissens

Abenteuer Expedition

Die großen
Forschungsreisen
der Geschichte



GEO kompakt Abenteuer Expedition

JAMES COOK
Der geheime Auftrag
der «Endeavour»

ALEXANDER VON HUMBOLDT
Ein Leben für die
Entschlüsselung der Welt

ROBERT FALCON SCOTT
Das Drama um den
Wettlauf zum Südpol

THOR HEYERDAHL
7000 Kilometer
auf dem Pazifik

www.GEOkompakt.de

Liebe Leserin, lieber Leser

Lange Zeit war Ludwig XIV., Frankreichs König von 1643 bis 1715, Europas erfolgreichster Politiker – wenn man „Erfolg“ als Durchsetzung des eigenen Machtanspruchs definiert.

Außenpolitisch gelang es ihm durch Kriege und diplomatisches Geschick, seinem Land etliche Territorien einzuräumen, unter anderem das Elsass. Er machte Frankreich innerhalb weniger Jahre zu Europas weitaus stärkster Militärnation und erweiterte den Kolonialbesitz in Nordamerika. Er arbeitete über Jahrzehnte daran, seine Familie auf dem Madrider Königsthron zu etablieren (auf dem sie noch heute sitzt) und Frankreich mit Spanien zu vereinigen, was ein Weltimperium hervorgebracht hätte.

Innenpolitisch berief er fähige Politiker, die ihm halfen, die Staatseinnahmen (vortübergehend) zu konsolidieren und Frankreich wirtschaftlich zu reformieren, sodass schon bald kein Staat in Europa ökonomisch stärker war. Er förderte Wissenschaft und Kultur, ließ die Infrastruktur modernisieren und beendete (wenn auch äußerst rabiät) die religiöse Spaltung des Landes. Vor allem aber brach er den Einfluss des Hochadels, der ihm anfangs die Herrschaft streitig machen wollte.

Und so hätten spätere Historiker Ludwig XIV. wohl als erfolgskrönige Herrscher gefeiert – wenn er denn im Sommer 1688 gestorben wäre.

Er war stärker als der Papst und mächtiger als der Kaiser in Wien – doch dem Monarchen, der sich als Sonne sah, um die alle anderen nur kreisten, war dies nicht genug. Deshalb ließ er seine Truppen im September 1688 ein weiteres Mal in ein fremdes Territorium eindringen, um es zu annexieren, diesmal in die Pfalz (er berief sich dabei auf dubiose Erbansprüche in dem deutschen Kurfürstentum). Sie verwüsteten weite Teile des Landes, mussten sich aber schon bald zurückziehen: Zum einen stellte sich ihnen eine Allianz europäischer Mächte entgegen; zum anderen kam es daheim in Frankreich zu immer neuen Aufständen gegen seine drakonische Steuerpolitik. Ihm blieb schließlich nichts anderes übrig, als einen kostspieligen Frieden zu schließen, bei dem

er wichtige Territorien verlor.

Noch fataler ging jener Krieg aus, den Ludwig XIV. (der Zeit seines Lebens von Schlachtenruhm träumte) 1702 um die Macht in Spanien (und dessen



Der GEO EPOCHE-Redakteur Frank Otto hat das Konzept dieser Ausgabe erarbeitet und ihre Produktion betreut

südamerikanisches Silber) provozierte: Diesmal war die Koalition, die sich ihm entgegenstellte, noch stärker, dauerte der Konflikt noch länger, waren die Verluste noch höher und die Bedingungen für einen Frieden noch härter: Unter anderem verlor Paris den Großteil seiner amerikanischen Kolonien an England.

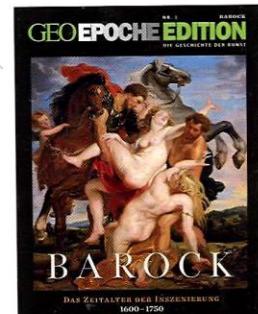
Vor allem aber: Der Krieg war so teuer, dass die französischen Staatsfinanzen anschließend zerrißt waren. Zudem hatten seine Armeen den Nimbus ihrer Überlegenheit eingebüßt. Und: Das Land verlor seine Hegemonialstellung in Europa.

Frankreich war also entscheidend geschwächt, als Ludwig XIV. 1715 starb – nach Ansicht mancher Historiker so geschwächt, dass das Bourbonen-Regime früher oder später zusammenbrechen musste (was mit der Revolution von 1789 ja auch geschah).

Und so porträtierten wir in diesem Heft nicht nur den mächtigsten König, den es je in Frankreich gegeben hat – sondern zeigten auch, wie er mit seiner Politik der Maßlosigkeit den Untergang der französischen Monarchie einleitete.

Maßlos war Ludwig nicht nur in seiner Politik, sondern auch in seinem Leben: Kein anderer europäischer Herrscher feierte so prunkvolle Feste wie er, keiner ließ sich prächtigere Schlösser bauen, keiner ließ sich in Kunstwerken so pompös verherrlichen.

Die Gemälde, Statuen und Architekturprojekte, die der Sonnenkönig in Auftrag gab – allen voran das Schloss von Versailles –, gehören zu den prächtigsten Exemplaren eines Kunsts, der in Rom entstanden war, in Frankreich aber entscheidend weiterentwickelt wurde: des Barock. →



Neue Heftreihe über die Geschichte der Kunst:
GEO EPOCHE EDITION

Sie werden in diesem Heft viele Beispiele für jene Kunst der Inszenierung finden, die typisch war für den Barock – vor allem, wenn es darum ging, den französischen Monarchen ins rechte Licht zu setzen (und das hieß nach Ludwigs Logik: weit über allen anderen Sterblichen).

Doch die Werke der französischen Barockkünstler ausführlich mit denen etwa der Italiener oder Niederländer zu vergleichen und davon zu erzählen, wie sich manche gegenseitig beeinflussten und andere voneinander unterschieden, das hätte, obwohl es sich anbot, den Rahmen dieses Heftes gesprengt – eine Erfahrung, die wir schon häufiger bei der Produktion einer Ausgabe von *GEOEPOCHE* gemacht haben, etwa bei der über die deutsche Romantik.

Und so beschlossen wir, ein neues Magazin über die Geschichte der Kunst zu gründen: *GEOEPOCHE EDITION*.

Es wird in seiner Erstausgabe den Barock zum Thema haben und parallel zu diesem Heft über den Sonnenkönig an den Kiosken liegen.

Auf 132 Seiten und im Großformat (23 x 30 Zentimeter) stellen wir Ihnen in diesem Heft den Ursprung des neuen Stils im Rom des ausgehenden 16. Jahrhunderts vor, beschreiben dessen geschichtlichen und kunsthistorischen Hintergrund und präsentieren in vier großen Bildessays die wichtigsten Schauplätze des Barock: Rom, Frankreich, die Niederlande und Deutschland. Zudem porträtieren wir einen der Erfinder des Barock: Michelangelo Merisi, genannt Caravaggio. Im Kasten rechts sehen Sie ein paar Beispiele für die Bildsprache unseres neuen Magazins.

GEOEPOCHE EDITION soll von nun an zweimal pro Jahr erscheinen und stets eine Kunstepoche vorstellen. Schwerpunkt wird dabei die opulente Bildpräsentation auf hochwertigem Papier sein; besonderen Wert legen wir zudem auf ausführliche Bildunterschriften, die die Symbolik des jeweiligen Kunstwerks entschlüsseln, die Hintergründe seiner Entstehung erklären – und da, wo es sich anbietet, auf die damalige politische Großwetterlage eingehen.

Die Autoren der langen Texte (pro Ausgabe werden es nicht mehr als drei oder vier sein) werden in bewährter *GEOEPOCHE*-Tradition die jeweilige Ära wieder auflieben lassen: Was bewegte die Auftraggeber der Kunstwerke? Unter welchem Druck standen die Künstler? Woran glaubten sie? Arbeiteten sie an Fürstenhöfen oder als freie Unternehmer, in den Städten oder auf dem Land? Wie lebten sie überhaupt? Und wann entwickelte sich aus vielen Einzelphänomenen ein neuer Stil?

GEOEPOCHE EDITION ist der Versuch, eine Kunstepoche vor allem aus den politischen, sozialen und ökonomischen Bedingungen ihrer Zeit zu verstehen. Ich lade Sie ein, nachzulesen, wie sehr uns das gelungen ist.

Von Italien aus verbreitet sich der neue Stil über den gesamten Kontinent



Der Flamen Peter Paul Rubens prägt mit seinen üppigen Figuren und dynamischen Szenen ein ganzes Zeitalter



Frankreichs Künstler arbeiten vor allem für ein Ziel: die Verherrlichung des Sonnenkönigs



In den protestantischen Niederlanden entsteht eine eigene, nüchterne Spielart des sonst so überbordenden Barock



Herzlich Ihr
Michael Steifer

DAS PÄPSTLICHE ROM

Die Erfindung des BAROCK

Nach dem Willen der Päpste soll Rom im

17. Jahrhundert so prachtvoll neu entstehen,

dass es den Glanz der Antike überstrahlt.

Und so erschaffen Maler, Bildhauer und Archi-

tektten in der Stadt am Tiber für ihre Mäzen

ab etwa 1600 einen neuen Kunststil des Barock.

Mit verschwenderischem Prunk, leiden-

schaffter Dramatik und Hingabe zum Detail

preisen sie die Macht Gottes und den Ruhm

der Fürsten, brechen aber auch zum Unwillen

vieler Kleriker so manches Tabu.

TEXT: BERTHARD WEISS

GEO EPOCHE EDITION

Das wahrhaftige Feuer am der Decke, das durch die Öffnungen im Gewölbe des Palazzo Madama aufsteigt. Der Betrachter blickt gespannt in hinterliche Gräften, in die Grotten und Höhlen, die unterirdische und die Verschwendungen und Laster – die Neigungen des Menschen – Papst Urban VIII. Für den Prominenten ausdrückt Caravaggio mit diesem überwältigenden Gemälde, dass er nicht nur die Macht der Kirche und ihres Kultes umgibt, er lässt Menschen die Sünden und Wacker den Zorn um. Und er zeigt, wie die Macht der Kirche, die wichtigsten Zeile deutscher Maler – die bläsenden echte Riesen

Rom um 1600: Im Kampf gegen die Reformation nutzen Päpste und Kardinäle ein neues Mittel der Propaganda. Dynamische Deckengemälde, ekstatische Marmorstatuen und expressive Sakralbauten sollen die Macht der Kirche rühmen und die Protestantent einschüchtern



Durch eine Synthese von italienischem Formenreichtum und französischer Symmetrie gelingt deutschen Malern und Architekten eine ganz eigene Version des Barock



Niemand bannt Tod und Schrecken so realistisch auf die Leinwand wie Caravaggio. Doch der gefeierte Lombard muss für sein exzessives Leben büßen

1648

**IM SCHATTEN
DES KARDINALS**

Mit vier Jahren wird Ludwig XIV. König. Doch die wahre Macht in Frankreich hat sein Erster Minister, Kardinal Mazarin. Gegen dessen Politik erheben sich 1648 die Pariser – und der junge Monarch muss fliehen

Seite 26



AB 1661

**DAS ZENTRUM
DER MÄCHT**

Um den immer wieder rebellierenden Adel zu zähmen, übernimmt Ludwig 1661 die Alleinregierung. Er schwächt die einflussreiche Aristokratie, degradiert seine Minister zu Befehlspfängern und hat schon bald mehr Macht, als je ein französischer Herrscher zuvor

Seite 40

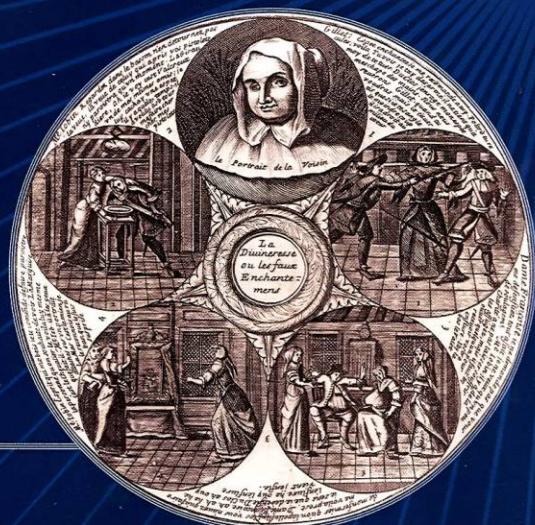


1622–1673

MOLIÈRE

Der Schauspieler steigt auf zum bedeutendsten Komödiendichter am Hof des Sonnenkönigs. Doch die Gunst des Monarchen hat einen hohen Preis

Seite 66



1680

**DER ENGEL
DES TODES**

Unter der Folter gesteht eine Pariser Wahrsagerin zahlreiche Giftmorde und Abtreibungen. Höchste Adelige sollen ihre Auftraggeber gewesen sein. Und sogar die Mätresse des Königs

Seite 88

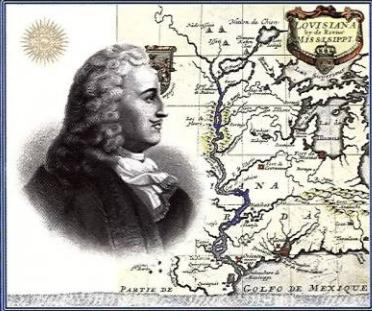
INHALT



1682

VERSAILLES

Ludwig XIV. ist der größte Bauherr des barocken Zeitalters: Seine Residenz bei Paris wird zur Bühne der Höflinge und Mätressen, die rauschende Feste feiern und eisige Intrigen spinnen
Seite 102



1678

DER TRAUM VOM WELTRICH

Als erster Europäer will Robert Cavelier de la Salle den Mississippi bis zur Mündung erkunden. Und das Land für Frankreichs Krone in Besitz nehmen
Seite 122



1669–1703

DER MANN MIT DER EISERNE MASKE

Mehr als 30 Jahre lang hält Ludwig XIV. einen mysteriösen Häftling gefangen. Wer ist der Mann, den seine Wärter mit größtem Respekt behandeln und dessen Gesicht stets von einer Maske verdeckt ist?
Seite 142



1700–1715

EIN KRIEG ZU VIEL

Es ist der letzte große Kampf des Sonnenkönigs: 1700 erhebt er seinen Enkel zum Regenten von Spanien – und provoziert damit die Bildung einer europäischen Kriegskoalition gegen sich
Seite 150

1638–1715 DER SONNENKÖNIG

Ludwig XIV. und seine Zeit

8

1648–1652 FRONDE-AUFSTÄNDE

Im Schatten des Kardinals

26

1654–1672 ABSOLUTISMUS

Das Zentrum der Macht

40

1661–1683 FINANZMINISTER COLBERT

Des Königs Geldbeschaffer

58

1622–1673 HOFKOMÖDIANT

Jean-Baptiste Molière

66

1672–1678 HOLLÄNDISCHER KRIEG

Angriff auf Amsterdam

76

1680 GIFTAFFÄRE

Der Engel des Todes

88

AB 1682 HOFLEBEN

Der Glanz von Versailles

102

1678–1682 MISSISSIPPI-EXPEDITION

Der Traum vom Weltreich

122

1685 HUGENOTTENVERFOLGUNG

Die große Flucht

132

1669–1703 GEHEIMNIS UM

EINEN HÄFTLING

Der Mann mit der eisernen Maske

142

1700–1715 ÜBERDEHNUNG

Ein Krieg zu viel

150

1638–1715 ZEITLEISTE

Frankreich unter dem Sonnenkönig

162

Bildvermerke, Autorenporträt, Impressum

169

VORSCHAU: Der Zweite Weltkrieg

170

GEOEPOCHE.de

Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoch.de

TITELBILD: Ludwig XIV., 1701 im Krönungsmantel
Porträtiert von Hyacinthe Rigaud

Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Bei manchen Ölbildern sind nur Ausschnitte gewählt worden.

Redaktionsschluss: 22. März 2010

LUDWIG XIV.

Er ist der mächtigste Monarch Europas,
seine Armeen überziehen die Nachbarn mit Krieg,
sein Prunk wird zum Vorbild für das Zeitalter des Barock.

72 Jahre lang amtiert Ludwig XIV. – und wie
Planeten die Sonne umkreisen, dreht sich ein ganzer
Kontinent um den französischen König

TEXT: FRANK OTTO



In Hunderten Porträts lässt Ludwig XIV. sich und seine **ABSOLUTISTISCHE HERRSCHAFT** glorifizieren. Auf diesem um 1701 entstandenen Gemälde von Hyacinthe Rigaud posiert der alte Monarch in jenem Ornat, in dem er 47 Jahre zuvor gekrönt worden ist; den prachtvollen Mantel schmücken die goldenen Lilien der Bourbonen-Dynastie und das Weiß des Hermelinpelzes, das Macht und Reinheit symbolisiert





1660 heiratet Ludwig, der den mit roten Federn geschmückten Hut zieht und seinen zukünftigen Schwiegervater begrüßt, die spanische Prinzessin Maria Theresia. An der Grenze zwischen den Reichen treffen sich die beiden Delegationen auf einer Flussinsel; Teppiche markieren, wo Spanien endet und Frankreich beginnt. Die Hochzeit soll den **FRIEDENSSCHLUSS** nach einem Jahrzehnte-langen Krieg gegen Madrid besiegeln. Und Ludwig Aussichten auf Spaniens Thron verschaffen – auch wenn seine Braut vor der Vermählung ihre Erbansprüche abtreten muss (Ölgemälde von Laemosnier)









Ordnung, Würde und **MAJESTÄT** sollen die zahlreichen Bauwerke ausstrahlen, die Ludwig in ganz Frankreich errichten lässt. So auch der Invalidendom in Paris. Die Einweihung der Kirche, deren 105 Meter hohe Kuppel Wohn- und Arbeitsstätten für Kriegsveteranen überragt, besucht der Monarch am 28. August 1706 (Ölgemälde von Pierre-Denis Martin)

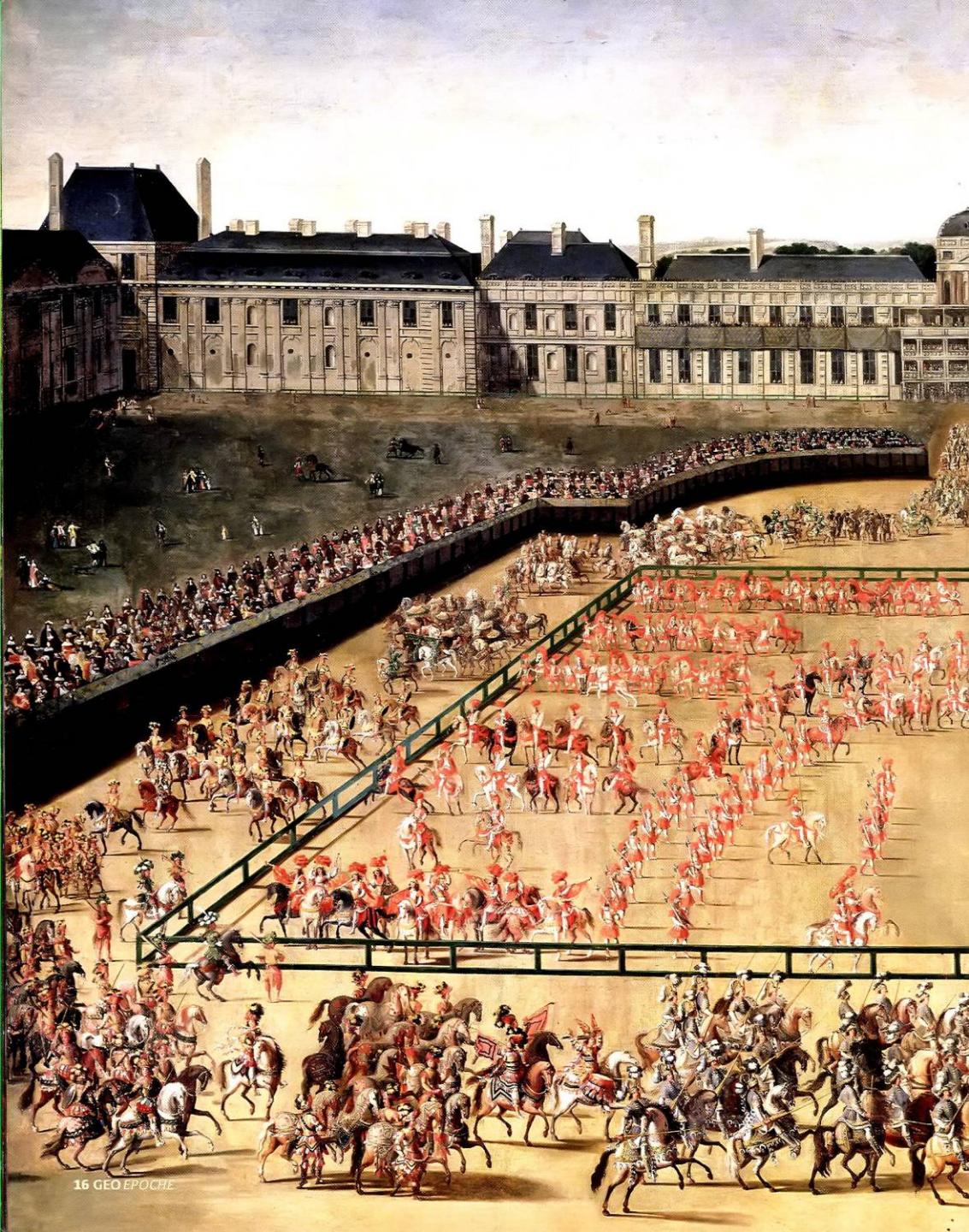




Die **EINHEIT DES GLAUBENS** herzustellen, ist für den König ein zentrales Motiv seiner Politik. So müssen auch die Träger des hoch angesehenen Ordens vom Heiligen Geist, in deren Tracht Ludwig hier gemalt ist, katholisch sein. Die protestantischen Hugenotten seines Reiches hingegen lässt der Monarch grausam drangsalieren – und verbietet ihnen 1685 die Ausübung ihrer Religion (Ölgemälde von Philippe de Champaigne)

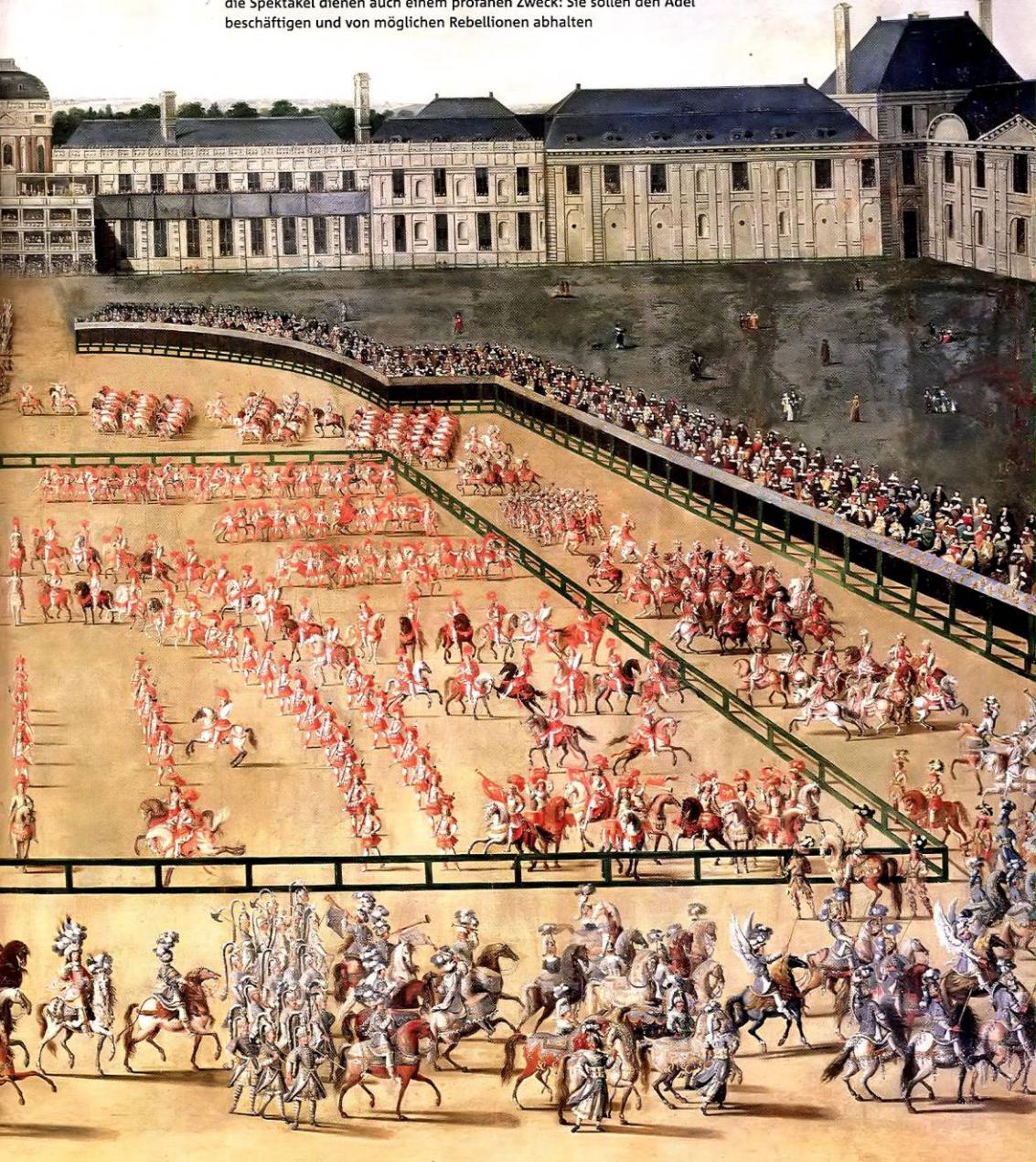








Mit seinen **FESTEN** – wie dem »Carousel« 1662 vor dem Pariser Tuilerien-Palast – inszeniert sich Ludwig XIV. als leuchtendes Zentralgestirn des Staates, das Frankreich Glanz und Größe bringt. Doch die Spektakel dienen auch einem profanen Zweck: Sie sollen den Adel beschäftigen und von möglichen Rebellionen abhalten





Von den sechs legitimen Kindern des Sonnenkönigs wird nur eines alt genug, um selbst Nachwuchs zu haben: sein Sohn Ludwig, dessen Frau Maria Anna von Bayern am 6. August 1682 den gerade geborenen Enkel des Monarchen präsentiert: **NACHFOLGER** Ludwigs XIV. wird jedoch dessen Urenkel – denn fast die ganze Verwandtschaft des französischen Herrschers stirbt vor ihm an Infektionskrankheiten (Ölgemälde von Antoine Dieu)









Ruhm, nach dem Ludwig XIV. giert, heißt nach den Maßstäben seiner Zeit vor allem: der **RUHM DES FELDHERRN**. 1667 befiehlt er den Angriff auf jenen Teil der Niederlande, der Spanien untersteht – dem Heimatland seiner Mutter und seiner Gattin. Schnell erobert das gut trainierte französische Heer (das hier Tournai im heutigen Belgien belagert) etliche Festungen des Gegners. Doch dann muss der Monarch zurückweichen – weil sich eine überlegene Koalition, zu der unter anderem England und Schweden gehören, gegen seine Expansionspolitik zusammenfindet (Ölbild des flämischen Malers Adam Frans van der Meulen)





Der Maler Jean Nocret stellt 1670 den Sonnenkönig als griechischen Lichtgott dar, umringt von seiner Familie, deren Mitglieder ebenfalls **GÖTTLICHE GESTALT** haben.

Das ist keine Blasphemie: Der tiefgläubige Katholik Ludwig lässt damit seine Autorität feiern, die der Allmacht der antiken Bewohner des Olymp gleiche









Mit seinen Kriegen und aufwendigen
Bauten – etwa am Château de Vincennes, vor
dem er hier seiner dritten großen Leiden-
schaft nachgeht, der Jagd – ruiniert Ludwig XIV.
die Staatsfinanzen. Und leitet damit den
NIEDERGANG Frankreichs und der Bourbonen-
Dynastie ein (Ölgemälde von Adam Frans
van der Meulen, um 1665) □



Im SCHATTEN des Kardinals



Mit nicht einmal fünf Jahren wird Ludwig XIV. 1643 König von Frankreich. Die Amtsgeschäfte aber führen andre: seine Mutter und ihr Erster Minister Kardinal Mazarin. Die Zeiten sind schwer. Der Krieg gegen Spanien hat die Staatskasse geleert, das Volk leidet unter der Steuerlast. Erst erheben sich die Pariser gegen die Politik Mazarins, dann der Hochadel. Und Ludwig erlebt eine Demütigung, die er nie vergessen wird

von RALF BERHORST

A detailed oil painting portrait of Cardinal Jules Mazarin. He is shown from the chest up, wearing a voluminous red velvet robe over a white lace-collared shirt. A large, dark, bushy mustache frames his face. He has dark hair and is looking slightly to the right of the viewer. The background is dark and indistinct.

Jules Mazarin,
der Regierungschef
von Frankreich, ist
gebürtiger Italiener.
Viele Franzosen mis-
trauen dem Kardinal
und fürchten seinen
Einfluss auf den
jungen König und
dessen Mutter

P

aris, Palais Royal, 6. Januar 1649, drei Uhr nachts. Ein Höfling reißt den zehnjährigen König aus dem Schlaf. Ludwig XIV., ein blond gelockter Knabe mit blauen Augen, weiß nicht, wie ihm geschieht. Rasch kleidet der Hofbeamte den Jungen und dessen jüngeren Bruder Philipp an und führt sie über die dunklen Gänge in den Garten. An einem Tor stehen zwei Karosse.

Über eine Geheimtreppe eilt aus ihren Gemächern auch die Mutter des Königs herbei. Anna von Österreich ist die Regentin Frankreichs; bis zur Volljährigkeit Ludwigs, der vor fast fünf Jahren nach dem frühen Tod seines Vaters König geworden ist, herrscht sie über das Land. Sie hat die Flucht heimlich geplant und nur wenige Vertraute eingeweiht, nicht aber ihren Sohn.

Zusammen mit ihm muss die Königinmutter die Hauptstadt verlassen – um sich aus einer scheinbar ausweglosen Lage zu befreien. Sie will in ein Schloss vor den Toren der Kapitale fliehen. Denn in Paris droht ihr Sohn zur Geisel von Aufständischen zu werden.

Mit den beiden Jungen besteigt Anna die erste Kutsche; der Hofbeamte, eine Kammerfrau sowie der Kapitän und zwei Offiziere der königlichen Garde zwängen sich in das zweite Gefährt. Unbemerkt rollen die beiden Karosse durch das nächtliche Paris. Sie passieren ein offenes Stadttor und fahren weiter Richtung Westen. Wenig später halten sie an einem vereinbarten Treffpunkt, wo sie eine kleine Gruppe Vertrauter der Regentin erwarten.

Boten sind inzwischen durch die Stadt gelaufen und haben Hofadelige, Minister, hohe Offiziere aus ihren Betten geläutet und ihnen den königlichen Befehl überbracht, sich mit ihren Familien der Flucht anzuschließen.

Als sämtliche Kutschen eingetroffen sind, macht sich der kleine Tross auf den Weg. Durch die kalte Winternacht geht es ins etwa 20 Kilometer entfernte Schloss von Saint-Germain-en-Laye.

In diesem oberhalb der Seine gelegenen Anwesen, in dem Ludwig XIV. einst geboren wurde, ist niemand auf die Ankunft der Reisegesellschaft vorbereitet worden – absichtlich. Die Räume stehen leer; in manchen Fenstern fehlen die Scheiben. In den Kaminen brennt kein Feuer. Die Residenzen des französischen Königs sind nur möbliert, wenn der Herrscher in ihnen wohnt. Daher geht der Monarch immer mit Bettgestellen und Wäsche auf Reisen. Doch diesmal hat die Regentin nichts vorausschicken lassen, um die Flucht nicht zu verraten.

So stehen in den ausgekühlten Zimmern des Schlosses nur vier Bettfedern; sie sind für Anna und ihre beiden Söhne sowie den Ersten Minister Kardinal Mazarin bestimmt. Die politischen Berater, Adeligen und Offiziere strecken sich auf Stroh aus, das ihre Pagen eilig Bauern im Ort gegen viel Geld abgekauft haben.

Irgendwann findet auch der junge König Schlaf. Ludwig XIV. ist nominell Herrscher über rund 18 Millionen Franzosen, gewohnt, Truppenparaden abzunehmen, die Huldigungen von Ministern und Kardinälen zu empfangen und wie eine leibhaftige Gottheit verehrt zu werden. Nun aber ahnt der Knabe, wie schwankend seine Herrschaft ist.

Das Land liegt seit Jahren im Krieg mit Spanien. Die Staatskasse ist leer und das *parlement*, der höchste Gerichtshof in Paris, widersetzt sich den dringend notwendigen Steuererhöhungen.

Zudem schockiert das Schicksal des englischen Herrschers Karls I. die Königsfamilie: Der Monarch ist in London verhaftet worden, Parlamentarier haben die Republik ausgerufen. Und jetzt droht auch das Pariser Parlement immer mehr Macht zu fordern und die französische Krone zu erschüttern.

Anna von Österreich bleiben nur noch wenige Tage; sie muss den Richtern des Parlements zuvorkommen, die sich am 8. Januar erneut versammeln wollen. Sie muss ihre letzte Gelegenheit ergreifen, die Autorität über die königlichen Truppen und den Staatshaushalt zu be-

haupten – und damit die Krone für ihren jungen Sohn zu bewahren.

Sie will das Parlement mit Gewalt zum Gehorsam zwingen. Ihre Soldaten sollen einen Belagerungsring um Paris schließen und die Metropole von jeder Versorgung abschneiden – bis die Richter sich ihr unterwerfen. Bliebe sie mit Ludwig in der Stadt, könnten die Richter, mit denen das Volk sympathisiert, sie gefangen nehmen.

Deshalb verlässt die Regentin mit ihren Ministern und Höflingen heimlich die Stadt. Und mit dem jungen König.

Die Flucht aus Paris prägt sich Ludwig als tiefe Demütigung ein.

Er wird sie niemals vergessen.

ZEHN JAHRE ZUVOR: Niemand hat mehr mit der Geburt eines Thronfolgers gerechnet; König Ludwig XIII. ist seit mehr als zwei Jahrzehnten verheiratet, doch die Ehe mit Anna von Österreich war all die Jahre kinderlos geblieben. Der Bruder des Königs, der träge und eitle Herzog von Orléans, machte sich bereits Hoffnungen auf die Krone.

Als dann Anna (eine Tochter des spanischen Königs mit dessen Gemahlin Margarete von Österreich) am 5. September 1638 doch noch einen Sohn zur Welt brachte, erschien dies vielen als ein Wunder; die Untertanen gaben dem Kind den Beinamen *Dieudonné*, der „Gottgegebene“.

Berittene Kuriere trugen die Nachricht durchs ganze Land, in allen Städten läuteten die Kirchenglocken. Der Hof ließ in Paris 40 Kanonen und 300 Gewehre abfeuern, das Ereignis mit Konzerten, Illuminationen und Freudenfeiern zelebrierten. Zwei Jahre später gabar Anna einen zweiten Knaben: Philipp.

Doch der König, erst 39 Jahre alt, war ein schwerkranker Mann; eine Lungen-tuberkulose zehrte seinen Körper aus. Im April 1643 rechnete Ludwig XIII. nicht mehr damit, noch lange zu leben. Er verfasste ein Testament und legte darin fest, dass Anna nach seinem Tod bis zum 13. Lebensjahr Ludwigs den Titel einer Regentin führen solle.

Doch zugleich entzog ihr dieses Vermächtnis fast sämtliche Macht. Es band

Das VOLK hasst den Ersten

Anna an die Mehrheitsbeschlüsse eines Staatsrates, dem sie selbst, der Herzog von Orléans, ein weiterer Verwandter des Königs sowie mehrere hochrangige Politiker angehören sollten.

Denn Ludwig XIII. misstraut seiner Frau, die aus der spanischen Linie des Hauses Habsburg stammte. Die Zweckehe war einst aus politischen Gründen geschlossen worden. Seit 1635 aber lag Frankreich im Krieg mit Spanien, und der König fühlte sich regelrecht eingekreist von den Habsburgern: Die verschiedenen Zweige dieser Dynastie beherrschten nicht nur das Nachbarland im Süden, sondern auch die Spanischen Niederlande im Norden – und mit Kaiser Ferdinand III. führte ein Habsburger das Heilige Römische Reich deutscher Nation im Osten.

Ludwig XIII. befürchtete nicht ohne Grund, dass Anna als Regentin gemeinsame Sache mit dem Feind machen würde: Mehrmals hatten Spitzel entdeckt, dass sie eine Geheimkorrespondenz mit dem Madrider Hof unterhielt. Zudem waren die Eheleute einander schon lange entfremdet – Ludwigs sehnstsvolle Blicke galten eher den Jünglingen seiner Entourage als seiner Frau.

Dabei gilt Anna als Schönheit; nur die Unterlippe ist, wie bei vielen Habsburgern, etwas zu kräftig ausgebildet. Ihre Haut strahlt in makellosem Hellrosa, und die Hände sind so fein, dass sie „die Lobpreisungen von ganz Europa“ auf sich ziehen, wie eine Kammerfrau bemerkt. Die Königin ist sehr fromm und auf ihre Würde bedacht; am Hof gilt sie als unbelesen und phlegmatisch.

Doch als Ludwig XIII. am 14. Mai 1643 stirbt, greift die 41-Jährige entschlossen nach der Macht. Nur vier Tage später tritt sie vor das Pariser Parlament, um das Testament ihres Mannes anzunehmen zu lassen.

Diese Versammlung ist keine gewählte Volksvertretung, eher ein Klub der Reichen und Privilegierten. Dem obersten Gericht gehören rund 140 Richter an, die über ein Drittel des Landes Recht sprechen (in den Provinzen Frankreichs gibt es neun ähnliche Parlemente).

Die Juristen haben ihre einträglichen Posten auf Lebenszeit von der Regierung gekauft. Es ist kein Geheimnis, dass sie



Am 26. August 1648 lässt Mazarin zwei Führer der Opposition gegen seine Finanzpolitik festnehmen. Binnen Stunden erheben sich die Pariser. Als Erkennungszeichen tragen viele von ihnen kleine Wurfschleudern (franz.: fronde) am Rock. Wie hier am Tor Saint Antoine errichten die Frondeure überall Barrikaden



In der Nacht zum 6. Januar 1649 flieht die königliche Familie heimlich vor den Aufständischen aus Paris. Als sich dies kurz darauf herumspricht, versammeln sich aufgebrachte Bürger am Ufer der Seine – denn die Bewohner der Kapitale befürchten nun einen Angriff der Regierungstruppen



Der Prinz von Condé stammt aus dem Königsgeschlecht der Bourbonen.

Im Auftrag Mazarins und der Königinmutter belagert der Feldherr im Frühjahr 1649 das aufständische Paris – und versucht, die Stadt auszuhuntern

bestechlich sind. Für den Staat wiederum ist der Ämterverkauf eine wichtige Einnahmequelle – Zehntausende hohe und niedrige Posten hat die Krone auf diese Weise im Land vergeben.

Seit Jahrhunderten schon hat das Pariser Parlament die Aufgabe, alle königlichen Edikte zu „registrieren“: sie zur Kenntnis zu nehmen und zu archivieren. Doch irgendwann ging seine Aufgabe über den rein formellen Akt hinaus; die Richter hatten nun zu prüfen, ob ein neues Gesetz einer bereits bestehenden Anordnung widerspricht. Auch das Testament Ludwigs XIII. hatte das Parlament abgesegnet.

Zwar können die Richter die Registrierung eines königlichen Edikts verweigern. Doch dann muss sich der Monarch lediglich zu ihnen begeben und ein *lit de justice*, ein „Gerichtsbett“, abhalten – einst wurde der König bei dieser Zeremonie tatsächlich in einem tiefen Sessel sitzend in die Versammlung der Richter getragen, sodass es schien, als liege er in einem Bett.

Es genügt, dass der Herrscher die Registrierung des umstrittenen Gesetzes anordnet; die Richter gehorchen ihm unweigerlich.

Am 18. Mai 1643 hält Anna ein solches Gerichtsbett ab, begleitet von ihrem vierjährigen Sohn, der gemäß der Erbfolge nun König Ludwig XIV. ist. Der Knabe ist in edles Tuch gewandet und thront auf einem Stapel aus Samtkissen, bestickt mit goldenen Lilien; die Pariser Richter sitzen zu seinen Füßen.

Anna verlangt von den Juristen, sie ohne Einschränkung ihrer Befugnisse zur Regentin zu erklären. Das ist ein Staatsstreich. Doch einstimmig folgen die Richter ihrem Wunsch.

Viele im Saal und auch am Hof halten die Habsburgerin für eine schwache und nicht sonderlich intelligente Frau, die leicht zu lenken sein wird.

Für Irritation sorgt jedoch, Annas erste Entscheidung. Sie beruft Jules Mazarin zum *principal ministre* und Vorsitzenden des Staatsrates. Für viele Aristokraten in Paris ist dies eine befremdliche Wahl.

Der 40-jährige Italiener, als Giulio Mazzarini in den Abruzzen geboren, stammt nicht eben aus den besten Verhältnissen. Sein Vater war Verwalter bei einem Adelsgeschlecht in Neapel.



Nach dem letzten Willen ihres Mannes soll Anna von Österreich die Regierung für ihren Sohn Ludwig XIV. führen, bis der volljährig ist. Doch den eigens zu ihrer Kontrolle berufenen Regentschaftsrat setzt sie sofort nach dem Tod Ludwigs XIII. ab

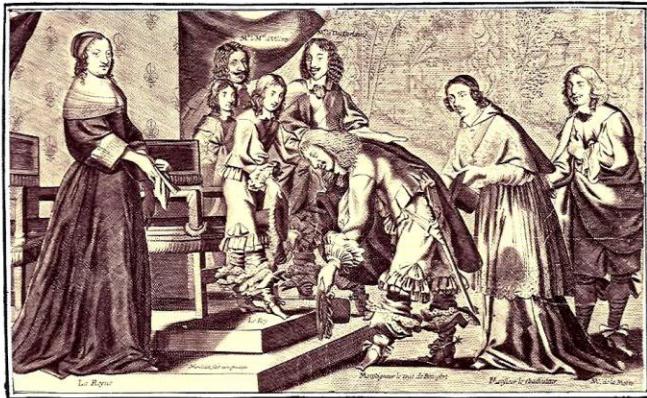
Mazzarini ging bei den Jesuiten in Rom zur Schule, machte als Offizier und Diplomat des Vatikans rasch Karriere.

Der vor einem halben Jahr verstorbene Kardinal Richelieu, wichtigster Minister unter Ludwig XIII., wurde auf ihn aufmerksam. Er förderte Mazzarini, holte ihn nach Frankreich, betrieb seine Ernennung zum Kardinal und sah ihn als seinen Nachfolger vor.

1639 erhielt der Italiener, der sich nun Jules Mazarin nannte, die französischen Bürgerrechte. Doch in den Salons der Pariser Hoch aristokratie gilt er weiter als Emporkömmling. Auch im Volk ist der spitzbürtige Mann mit der hohen Stirn, der sich stets im Kardinalspurpur zeigt, wenig beliebt.

Zwar ist Mazarin scharfsinnig, aber auch wendig bis zur Charakterlosigkeit, unterwürfig, wenn es sein muss, und offenbar ohne feste Prinzipien.

Nicht einmal an der Religion liegt dem Kleriker etwas. Dass er auch an erotischen Abenteuern keinerlei Gefallen zu finden scheint, trägt ihm am Hof noch mehr Verachtung ein. Doch Mazarin kann charmant parlieren, sieht gut aus, spricht fließend Spanisch – und hat das Vertrauen Annas.



Am 12. März 1649 schließen Regierung und Aufständische Frieden; jede Seite ist zu schwach, um den Sieg zu erringen. Im August 1649 kehrt der König nach Paris zurück. Dort trifft er sich mit den Anführern der Fronde, die sich ihm scheinbar unterwerfen – obwohl sie etliche Forderungen durchgesetzt haben



Im Februar 1651 kommt es erneut zum Aufstand; diesmal erhebt sich der Hochadel. Da die Pariser befürchten, die Königsfamilie sei wie schon 1649 aus der Stadt geflohen, um eine Belagerung vorzubereiten, stürmen sie das Palais Royal. Dort aber präsentiert ihnen Anna ihren Sohn: Die Stadt ist sicher

ZWEI AUSLÄNDER regieren nun Frankreich – so jedenfalls sieht es der Hochadel. Und ihre Politik ist unpopulär. Die Steuern bleiben erdrückend hoch. Schon unter Ludwig XIII. hatte die Abgabenlast in fast allen Provinzen Frankreichs Aufstände provoziert; die Krone ließ sie brutal niederschlagen.

Es ist der Krieg gegen Spanien, der so viel Geld verschlingt. Und anders als von vielen erwartet, schließt Anna keinen Frieden. Einmal an der Macht, handelt sie als Französin und setzt den Kampf fort – gegen ihren Bruder und den Kaiser, das Haupt der österreichischen Habsburger.

Denn die überaus fromme und standesbewusste Regentin ist durchdrungen von der Idee der Pflichterfüllung. Sie ist überzeugt vom göttlichen Auftrag ihres Sohnes, des Königs. Ihm gilt fortan ihre alleinige Loyalität. Anna sieht es als ihre Aufgabe an, seine Macht, sein Ansehen und sein Reich zu erhalten und zu mehren. Ihr geliebter Sohn Ludwig soll einst

Der König

als einflussreichster Monarch Europas herrschen. Und ihr Erster Minister soll ihm helfen, dieses Ziel zu erreichen.

Noch im ersten Jahr der Regentschaft intrigierten Mitglieder des Hochadels gemeinsam mit einigen Bischöfen gegen Mazarin. Sie wollen den verhassten Kardinal ermorden lassen.

Mazarin kommt ihrem Komplott zuvor. Er lässt den Anführer der Verschwörung einkerkern, schickt eine Herzogin ins Exil und verbietet die Geistlichen in ihre Diözesen.

Der erste Angriff ist damit abgewehrt. Doch das Schicksal der Regentin und ihres Ersten Ministers hängt an der Person des unmündigen Königs. Die Kindersterblichkeit auch in den Familien der Aristokratie ist hoch. Jederzeit könnte eine Grippe den Knaben und seinen jüngeren Bruder Philipp dahinraffen – dann wären Anna und Mazarin ihren Gegnern schutzlos ausgeliefert.

Ludwig ahnt von den Intrigen um seinen Thron anfangs nichts. Abseits offizieller Auftritte läuft der Junge in durchlöcherten Hosen und ausgefransten Wärmern umher. Bis zu seinem siebten Lebensjahr wächst er in der Obhut von Hofdamen auf, die sich aber nicht allzu sehr um ihn kümmern. Einmal fällt der König unbemerkt in einen Wasserbassin und ertrinkt fast.

1646 beauftragt Anna Kardinal Mazarin damit, die Erziehung des Monarchen zu überwachen. Der Premier engagiert Lehrer, die Ludwig im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Geschichte, Literatur, der italienischen und spanischen Sprache, dem Gitarrenspiel und Zeichnen unterrichten. Besondere Begabung zeigt der Junge für den Tanz – einige Jahre später wird er am Hof in einem Ballett als Solotänzer debütieren.

Der Knabe ist ein verwegener Reiter, er sammelt Kriegsspielzeug, zieht mit einer Trommel lärmend durch das Palais Royal und belagert eine Miniaturbastion mit kleinen Kupferkanonen, die echte Kügelchen abfeuern können.

Ludwig ist klug und hat ein sehr gutes Gedächtnis. Und er weiß um seine einzigartige Stellung. Früh schon beobachtet und taxiert er die Menschen. Er lacht

fast nie und ist schweigsam. Unter den intriganten Höflingen lernt der Monarch, seine Gefühle zu verbergen.

1647 erkrankt der Neunjährige an Pocken. Den Ärzten fällt nichts anderes ein als die übliche Heilmethode: Viermal lassen sie Ludwig zur Ader, doch das Fieber ist so stark, dass ein Geistlicher ihm die Sterbesakramente verabreicht. Abermals macht sich sein Onkel, der Herzog von Orléans, Hoffnungen auf die Macht im Land. Er will für Ludwigs Bruder, den siebenjährigen Philipp, die Regentschaft übernehmen.

Das Pariser Parlement wäre bereit, den Herzog sowie den Prinzen von Condé, einen erfolgreichen Feldherrn und Verwandten des Königs (und dritten Anwärter in der Thronfolge), gemeinsam mit Anna zu Regenten für Philipp zu erklären und Mazarin zu stürzen.

Zwar durchkreuzt Ludwigs unerwartete Genesung die Pläne der Verschwörer. Doch nur vorläufig. Denn schon bald verbünden sich einige Aristokraten und das Parlement zur *fronde* gegen den Ersten Minister und Anna.

Das Wort bezeichnet eigentlich eine Steinschleuder, wie sie Pariser Gassenjungen bei ihren Kämpfen benutzen. Doch bald wird sie zum Symbol; Gegner Mazarins tragen zum Zeichen ihrer Opposition eine Miniatschleuder in den Haaren oder an der Kleidung.

Das Ziel der Frondeure ist die Entlassung des Kardinals, denn die Verschwörer fürchten, dass er die Macht der Krone immer weiter ausdehnen will.

Anna aber hält an ihrem Minister fest. Gerüchte über eine heimliche Liaison mit Mazarin kursieren. Doch dafür fehlt ein Beweis. Und wäre die göttesfürchtige Regentin, die stets unter der Beobachtung ihrer Hofdamen steht, zu einer solchen Sünde überhaupt in der Lage?

Anna will vor allem die Herrschaft ihres Sohnes verteidigen.

Zu Beginn des Jahres 1648 benötigt Mazarin dringend Geld, um die Soldaten zu bezahlen, die im Frühjahr der zu erwartenden Offensive der Spanier im Nordosten Frankreichs entgegentreten sollen. Die Staatsentnahmen der nächsten Jahre sind bereits

an Kreditgeber verpfändet. Anna und ihr Minister wollen Steuern erhöhen, neue Abgaben einführen und Ämter verkaufen. Doch die Parlements erheben Einspruch.

Deshalb begibt sich Anna am 15. Januar 1648 gemeinsam mit Ludwig XIV. zum Justizpalast, um die neuen Steueredikte durch ein Gerichtsbett zu erzwingen. Diesmal stößt sie auf Widerstand. Ein Sprecher des Parlements fordert die Regentin in einer Rede offen heraus, greift die Tradition des Gerichtsbezets an und zieht damit indirekt die Autorität des Monarchen in Zweifel.

Und er beklagt die Steuerlast sowie die Verheerungen durch den Krieg: „Seit zehn Jahren ist das Land verwüstet. Die Bauern schlafen auf Stroh, denn ihre Möbel mussten sie verkaufen, um die Abgaben zu bezahlen. Diese Unglücklichen besitzen nichts als ihre Seelen, die sie nicht auf einer Auktion verkaufen können. Denken sie über dieses Elend nach, Madame.“

Bestärkt in ihrem Widerstand fühlen sich die Richter durch die Ereignisse in England, wo die Parlamentarier gegen Karl I. aufbegeht haben und seit 1642 einen Bürgerkrieg gegen ihn führen.

Jedoch: Anders als in England ist das Pariser Parlement keine durch Wahlen legitimierte Volksvertretung. Und die Klage der Richter über die Steuerlast und die Armut im Land ist nur vorgeschenkt – die Juristen empören sich vor allem über Mazarins Steuergesetze, weil die Regierung zwölf neue Richterposten geschaffen und verkauft hat; die Amtsinhaber fühlen dadurch ihre eigenen Stellen entwertet.

Zwar registriert das Parlement, wie gefordert, die neuen Gesetze, doch behält es sich vor, sie erneut zu überprüfen – ein Affront gegenüber der Krone. Deshalb wagen Anna und Mazarin jetzt die Machtprobe.

Um an Geld für die Armee zu kommen, soll ein Teil der Verwaltungsbeamten und Richter für vier Jahre auf ihre Einkünfte verzichten.

Ausgenommen von der Neuregelung sind die Richter des Pariser Parlements, denn sie sollen das Edikt registrieren.

ist den REBELLEN heilig

Die Staatsdiener aber durchschauen den Versuch, sie gegen ihre Standesgenossen auszuspielen, und verbünden sich mit Mitgliedern der von der Neuregelung betroffenen Institutionen in Paris: dem Großen Rat (einem weiteren unabhängigen Gericht), dem Rechnungshof und dem Steueramt.

Am 13. Mai 1648 schließen sich 32 Beamte der vier Institutionen zu einer „Union“ zusammen und beraten über Staatsreformen. Gemeinsam erheben sie 27 Forderungen.

Unter anderem soll es der Krone künftig verboten sein, per Gerichtsbett neue Steuern einzuführen oder die Zahl käuflicher Ämter zu vermehren.

Zudem sollen die verhassten Steuerentzieher, die in Frankreichs Provinzen Abgaben einziehen, abgesetzt werden.

Ferner soll der Obrigkeit untersagt sein, einen Bürger länger als 24 Stunden ohne Verhör in Haft zu nehmen.

Und die berüchtigten *lettres de cachet*, jene „versiegelten Briefe“, die es dem König erlauben, einen Untertanen ohne Begründung ins Gefängnis zu werfen, sollen abgeschafft werden.

Die Regentin im Palais Royal ist erzürnt, als sie von den Forderungen hört – und muss dennoch nachgeben.

Erst ein militärischer Erfolg der königlichen Truppen scheint die Lage vollkommen zu ändern: Louis de Bourbon, Prinz von Condé besiegt am 20. August die Spanier bei Lens.

Bei der Siegesfeier wenige Tage später lässt die Regentin in ihrer Triumphstimmung zwei bei den Bürgern beliebte Anführer des Parlements verhaften – eine riskante Provokation. Sofort bricht in der Hauptstadt ein Volksaufstand los.

Die Pariser, die unter den hohen Abgaben leiden, stellen sich auf die Seite der Richter und ihrer populären Forderungen. Schnell errichten sie an den Strafikenkreuzungen aus Fässern, Karren und Holzbalken rund 1200 Barrikaden, versperren enge Gassen mit Ketten, sodass keine königlichen Truppen vordringen können.

An Palais Royal beschießt die aufgebrachte Menge die Garde mit jenen kleinen Steinschleudern, die dem Aufstand ihren Namen geben.

„Es ist allein schon eine Revolte, sich vorzustellen, dass revoltiert werden könnte!“, empört sich Anna, als ihr





Bis zum August 1652 verwickeln die adeligen Rebellen die Truppen der Regierung immer wieder in Gefechte – so wie hier am 2. Juli 1652 vor den Mauern von Paris. Doch dann gelingt es Mazarin, das Bündnis der Aufständischen zu spalten

Untergebene von der Lage in der Stadt berichten.

Doch ihr Vertrauter Mazarin weiß, dass bei einem Sturm der Menge auf das Palais Royal – ein zweistöckiges, kaum zu verteidigendes Gebäude mit großen Toren und vielen Fensterfronten – Annas und seine eigene Macht in Gefahr wäre. Er rät zum Nachgeben.

Am Vormittag des 28. August kommen die beiden Inhaftierten frei, die Pariser räumen die Barrikaden.

Das Einlenken ist eine schwere Demütigung für die Monarchie, zumal das Parlement unverändert an seinen Forderungen festhält.

Am 22. Oktober 1648 sieht sich Anna gezwungen, abermals die 27 Forderungen der Richter zu akzeptieren. Von nun an werde ihr Sohn nicht mehr als ein „Spielkartenkönig“ sein, bemerkt sie, als das Papier mit Tränen in den Augen unterzeichnet.

Zwei Tage später registriert das Parlament förmlich ihre Erklärung – und ignoriert, dass am selben Tag in Westfalen ein Friedensvertrag geschlossen wird, der den seit 30 Jahren tobenden Krieg in Mitteleuropa beendet und der Frankreich den Aufstieg zur führenden Macht Europas ermöglichen wird (der Konflikt mit Spanien dauert jedoch fort).

Gemeinsam mit Mazarin sucht Anna nach einem Ausweg, um die Zugeständnisse ans Parlament zurückzunehmen.

Da in diesem Winter der Kampf gegen die Spanier vorläufig zum Erliegen kommt, beordert sie den Heerführer Condé mit seiner Armee nach Paris. Nur kann die Regentin Druck auf das Parlament ausüben.

Doch solange sich Anna mit Ludwig XIV. im Palais Royal aufhält, ist an einer Belagerung der Hauptstadt durch Condés Truppen nicht zu denken. Das Parlament könnte sie und den jungen König als Geiseln nehmen.

Sie muss mit ihrem Sohn unbemerkt aus Paris entkommen.

7. JANUAR 1649. Von Saint-Germain-en-Laye aus befiehlt die Regentin den verschiedenen aufrührerischen Institutionen, fortan in Orten weit außerhalb der Hauptstadt zu tagen. Erst dann



Nachdem die Front der Aufrührer zerfallen ist, reitet Ludwig XIV. (Mitte) am 21. Oktober 1652 triumphierend in Paris ein. Doch obwohl der Aufstand damit beendet ist, wagt es der 14-jährige König nicht, die Rebellen hart zu bestrafen – zu stark ist nach wie vor ihre Stellung im Land



In dieser Allegorie unterwirft sich das als Frau personifizierte Frankreich Ludwig XIV. und huldigt ihm. Doch der König wird die Illoyalität der Frondeure nie vergessen. In den Jahren darauf entmachtet er den Hochadel, verlässt Paris, die Stadt der Aufrührer, und zieht für immer nach Versailles

Erst der AU

werde Ludwig XIV. nach Paris zurückkehren. Die Frondeure weisen die Order zurück. Sie rekrutieren eine eigene Armee und lassen in Klöstern Getreidevorräte beschlagnahmen.

Anna von Österreich gibt nun dem Prinzen von Condé Befehl, Paris mit seinen Truppen zu umzingeln.

Etwa 6000 Soldaten legen einen Belagerungsring um die Stadt, besetzen fast alle Zufahrtswege und Brücken. Kein Kahn oder Fuhrwerk mit Brot oder Getreide aus den Dörfern um Paris soll die Metropole mehr erreichen. Anna ist entschlossen, ihre Untertanen notfalls auszuhungern, um so die Frondeure zur Unterwerfung zu zwingen.

Vergebens versucht die Regentin, aus Paris Möbel, Kleidung und Bettwäsche nach Saint-Germain-en-Laye holen zu lassen. In der Hauptstadt werden Pagen, die die königliche Uniform tragen, vom Volk durch die Straßen gejagt. Weil kaum Steuergelder nach Saint-Germain-en-Laye fließen, muss der Hof Diamanten verpfänden und Personal entlassen.

Die Gemächer des Schlosses sind bald von königstreuen Aristokraten und Soldaten überfüllt. Weil bereits mehrere hohe Adelige zu den Frondeuren übergelaufen sind, lässt die Regentin das Gebäude mit Wachen umstellen, um jeden Untergebenen daran zu hindern, nach Paris zu fliehen.

Dort steigen die Lebensmittelpreise, nur selten gelangt Getreide in die Metropole. Dann erobert Condé Anfang Februar die Stadt Charenton, die einzige Ortschaft außerhalb von Paris, die das Parlement noch behauptet hat. Nun ist die ganze Hauptstadt eingeschlossen – und die Auseinandersetzung militärisch entschieden. Doch die Richter geben nicht nach, obwohl die Belagerung nun schon über einen Monat andauert.

In ebenjenen Tagen erschüttert eine Nachricht aus England die Adelsgesellschaft im Schloss von Saint-Germain-en-Laye. In London hat das britische Parlament König Karl I. – einem angeheirateten Onkel Ludwigs XIV. – den Prozess gemacht. Es erklärte den Monarchen zum „Tyrannen“ und ließ ihn am 30. Januar 1649 öffentlich enthaupten.

„Das ist ein Schlag, der die Könige zittern lässt“, kommentiert Anna die Neuigkeit.

Condés Truppen, die Paris belagern, werden dringend im Kampf gegen die Spanier benötigt, die im März erneut von Flandern aus nach Frankreich vordringen. Mazarin und Anna könnten durch den Bürgerkrieg den Kampf gegen Spanien verlieren. Deshalb ist die Regentin nun zu Verhandlungen bereit.

Am 12. März schließen Annas Unterhändler mit den Frondeuren einen Friedensvertrag. Das Parlement muss seine Armee auflösen und hinnehmen, dass Mazarin als Erster Minister im Amt bleibt – ansonsten aber kaum Zugeständnisse machen. Es ergeht eine Generalamnestie für alle, die sich an dem Aufstand beteiligten, und die 27 Artikel vom Oktober 1648 bleiben in Kraft.

So hat Anna durch die heimliche Flucht vor zwei Monaten zwar die Krone ihres Sohnes gerettet. Doch ihre uneingeschränkte Souveränität hat sie nicht wiederlangen können.

Erst fünf Monate später kehren Anna, Ludwig XIV. und Mazarin nach Paris zurück – vor allem, um die Finanziers zu beruhigen, die mit ihren Anleihen den Krieg gegen Spanien finanzierten.

Condé, der Belagerer von Paris, sieht sich nun als Retter des Königs, der Regentin sowie des Kardinals – und erwartet zur Belohnung Macht und Geld. Der Prinz gebärdet sich gegenüber der Regentin und Mazarin immer anmaßender und respektloser. Er demütiigt den Minister in aller Öffentlichkeit, zupft ihn am Bart, nennt ihn einen „sizilianischen Schurken“ und ohrfeigt ihn in Gegenwart Annas und des jungen Königs.

Anfangs erträgt Mazarin die Erniedrigungen geduldig, macht einige Zugeständnisse, doch dann lässt er Condé gemeinsam mit einigen Verbündeten am 18. Januar 1650 verhaften.

Daraufhin brechen in mehreren Provinzen, die den Gefangenen verbunden sind, Rebellionen aus. Mazarin und die königliche Familie ziehen mit ihrer Armee in die Normandie, in Burgund und in der Gegend von Bordeaux gegen

die Anhänger Condés erfolgreich zu Felde. Wenige Monate später kehrt Ludwig XIV. unter Jubelrufen nach Paris zurück: Mit „Vive le Roi“ – es lebe der König – empfängt ihn die Menge.

Bald darauf rückt die spanische Armee erneut im Nordosten Frankreichs vor, die Kämpfe verwüsteten das Land. Die Öffentlichkeit gibt Mazarin die Schuld an dem militärischen Debakel.

Auch das Pariser Parlement fordert abermals Mazarins Entlassung. Eine zweite Fronde formiert sich gegen die Regentschaft. Diesmal kann Anna ihren Premier nicht halten. Mit ihrer Einwilligung flieht Mazarin im Februar 1651 nach Brühl in der Nähe von Köln – und berät die Regentin aus dem Exil per Depeschen weiter.

Anna und Ludwig XIV. jedoch verpassen den Moment zur rechtzeitigen Abreise. Als sich in Paris am 9. Februar das Gerücht verbreitet, die Regentin wolle wie bereits zwei Jahre zuvor die Stadt heimlich verlassen, bewaffnen sich die Menschen auf den Straßen und drängen vor die Tore des Palais Royal.

Die Menge verlangt zu erfahren, ob der König noch in Paris ist.

Anna hat keine Wahl. Wie soll sie die Residenz ohne starke Truppen halten? Sie muss einige der Belagerer einlassen und alle Türen öffnen – auch die zum Gemach des Königs. Vor seinem Bett lässt sie die Vorhänge zur Seite ziehen.

Ludwig XIV. liegt in voller Kleidung unter der Decke und muss sich vor den Eindringlingen schlafend stellen – erneut ein Moment völliger Machtlosigkeit. Ein Augenblick, den Ludwig ebenso wenig vergessen wird wie die nächtliche Flucht aus Paris zwei Jahre zuvor.

DIE MENGE ist nach der Besichtigung des scheinbar schlafenden Königs besänftigt und verlässt den Palast.

Am 7. September 1651, zwei Tage nach seinem 13. Geburtstag, erklärt Anna ihren Sohn für volljährig.

Ludwig XIV. übernimmt endlich die Herrschaft über sein von den jahrelangen Kriegen ausgeblutetes Reich – zumindest formal. Seine Mutter ernennt er zur Vorsitzenden des Staatsrates.



Nach dem Sieg über die Frondeure wird Ludwig XIV. im Alter von 15 Jahren in der Kathedrale von Reims gekrönt. Unter den Augen der geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches salbt ihn der Bischof von Soissons mit heiligem Öl. Doch erst nach dem Tod Kardinal Mazarins 1661 wird Ludwig wirklich allein herrschen

Jetzt erhebt der Prinz von Condé, der inzwischen aus der Haft entlassen wurde, die Waffen gegen den Monarchen. Er reist nach Bordeaux, wo sich eine starke bürgerliche Opposition gegen den König erhoben hat, und stellt ein eigenes Heer auf.

Mit einer kleinen Armee setzt der halbwüchsige Ludwig dem Widersacher nach, unterstützt von Mazarin, der mit ein paar Tausend Söldnern von Köln aus in Poitiers zu ihm stößt.

Condé verbündet sich in seiner Bedrängnis jetzt sogar mit den Spaniern. Im Frühjahr 1652 kehrt er nach Paris zurück und übernimmt die Befehlsgewalt in der Hauptstadt, während bis zu

10 000 Spanier östlich von der Kapitale ihr Lager aufschlagen.

Kurzerhand besticht Mazarin deren Anführer mit einer gewaltigen Summe und bewegt die Spanier auf diese Weise zum Abzug. Am 2. Juli 1652 greifen die Soldaten des Königs die Truppen Condés bei Paris an. Nur knapp entgeht dieser einer Niederlage, im letzten Moment kann er sich mit seiner Armee in die Stadt retten.

Im ganzen Land leiden die Menschen unter den Heerzügen beider Seiten, deren Streitmächte immer wieder aufeinandertreffen.

Keine Provinz werde verschont, notiert eine Zeitgenossin, aber besonders schwer habe es Paris und seine Umgebung getroffen. Alle Dörfer dieser Gegend seien vollkommen verwüstet; die wenigen Bewohner, die nicht an Hunger gestorben oder von Soldaten ermordet worden seien, hätten sich in die Wäl-

Literaturtipps: Orest Ranum, „The Fronde. A French Revolution 1648–1652“ W. W. Norton & Company; Hintergründe und Verlauf des Bürgerkriegs in Frankreich. Geoffrey Treasure, „Mazarin“ Routledge; das Standardwerk über den Ersten Minister Ludwigs XIV.

der davongemacht. Disziplin herrsche in keiner der Bürgerkriegsarmeen, und es scheine, als seien die marodierenden Landsknechte „vom Teufel besessen“.

Die Frondeure eint vor allem der Hass auf den italienischen Minister des Königs; immer wieder fordern sie die endgültige Verbannung Mazarins.

Der nimmt Mitte August freiwillig von seinem König Abschied und geht erneut ins Exil.

Ein kluger Zug, denn nun bricht das Bündnis der Frondeure in Paris aus: einander: Das Parlement verhandelt mit dem König, die Bürger wenden sich gegen Condé und dessen Soldaten, die furchtbar in der Stadt wüten. Schließlich bleibt dem Prinzen nur die Flucht zu den Spaniern.

Am 21. Oktober 1652 zieht der König wieder in seine Hauptstadt ein. Das Pariser Parlement muss sich der militärischen Übermacht fügen, und Condé wird in Abwesenheit zum Tode verurteilt. (Doch schon 1659 wird Ludwig ihn begnadigen.)

Nach fast vier Jahren Bürgerkrieg hat die Krone gesiegt. Es gibt keine militärische Opposition mehr gegen den jungen Monarchen.

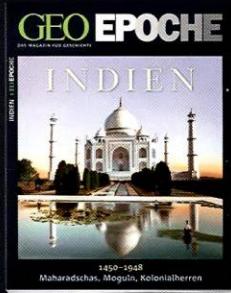
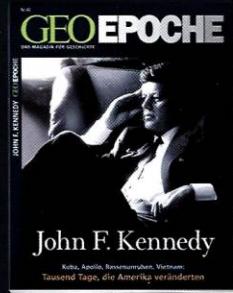
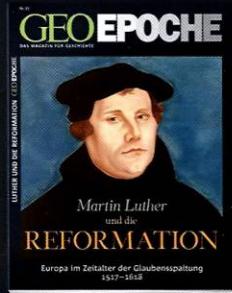
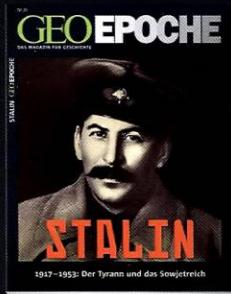
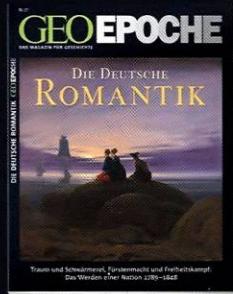
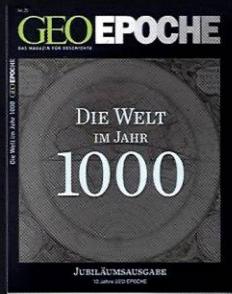
Kurz darauf kehrt Jules Mazarin an die Seite des Königs zurück. Er wird noch für mehr als sieben Jahre Ludwigs Lehrmeister in der Regierungskunst sein.

Am 7. Juni 1654 wird Ludwig, nunmehr 15 Jahre alt, in der Kathedrale von Reims feierlich gekrönt und erhält die Reichsinsignien. Fünf Jahre später, 1659, handelt Mazarin einen Friedensvertrag mit Spanien aus, der durch die Heirat Ludwigs XIV. mit der spanischen Infantin Maria Theresia besiegt wird.

Am 9. März 1661 stirbt der Kardinal im Alter von 58 Jahren. Tags darauf entlässt Ludwig den Staatsrat. Auch seine Mutter ist damit künftig von der Macht ausgeschlossen. (Anna von Österreich stirbt am 20. Januar 1666.) Von nun an führt der König ganz allein die Regierungsgeschäfte.

Er ist entschlossen, nie wieder eine Schwäche der Monarchie zu dulden. □

Der Journalist und Literaturwissenschaftler Dr. Ralf Berhorst, 43, gehört seit Jahren zum Autorenteam von GEOEPOCHE (siehe auch Seite 169).



Geschichte erleben mit **GEO EPOCHE**.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Das Zentrum der

A historical painting depicting King Louis XIV of France in his youth, seated on a large chair. He is dressed in a bright orange velvet jacket over a white cravat and a black velvet hat. He is looking towards the right. Behind him stands a group of men in dark 17th-century attire, including several in black hats and wigs. In the upper left corner, a female figure in a light-colored robe and a tall white wig holds a balance scale, symbolizing justice or fate.

Alle Welt hält den jungen
Ludwig XIV. für einen Lebemann,
der bald das Aktenstudium satt
haben werde. Doch der König meint
es ernst: 1661 übernimmt er die
Alleinregierung – und degradiert seine
Minister zu Befehlsempfängern

von MATHIAS MESENHÖLLER

MACHT



Ludwig XIV. leitet 1672 eine Ratssitzung. Nichts dürfen seine Staatssekretäre mehr ohne ausdrückliche Anweisung des Königs unterschreiben und siegeln. Und täglich müssen sie ihm Rechenschaft ablegen über ihr Tun (zeitgenössisches Ölgemälde)

V

aux-le-Vicomte, südlich von Paris, 17. August 1661. Grandios thront das neue Schloss über dem Park. Die Kastanien, die einen künstlichen Wasserlauf säumen, sind noch jung, doch sie lassen bereits den majestätischen Anblick erahnen, den sie einmal bieten werden. Über dem Palast geht ein heißer Sommertag auf den Abend zu.

Alles ist bereit zum großen Fest. Mehr als 100 Tische, 30 Büfets, 6000 Teller aus massivem Silber, das Orchester, Schauspieler und Feuerwerker.

Endlich, gegen 18 Uhr, treffen die Kutschen und Soldaten aus dem drei Stunden entfernten Fontainebleau ein. Der König, Nicolas Fouquet tritt ihm zum Empfang entgegen. Denn er, der Finanzchef des Monarchen, ist der Gastgeber. Ihm gehört der märchenhafte Herrszen von Vaux-le-Vicomte – nicht etwa dem 22-jährigen Ludwig XIV.

Dass Ludwig ein halbes Jahr zuvor verkündet hat, selbst regieren zu wollen, hält Fouquet für eine jugendliche Flause. Früher oder später wird der gekrönte Lebemann die Akten satt haben, sich ganz dem Tanz, den Frauen und seinem unfassbaren Appetit hingeben. Und wieder einem allgewaltigen Ersten Minister berufen, einen Premier, so stark wie einst die Kardinäle Richelieu und Mazarin. Nicolas Fouquet vertraut auf die Zukunft. Und heute Abend wird er seiner Zuversicht Ausdruck verleihen.

Plaudernd führt er den jungen Monarchen durch das Anwesen. Der zeigt sich angetan. Doch als es hinaus in den Park geht, zwischen Marmorstatuen hinab auf eine Allee von 100 Fontänen, kommt es zu einem peinlichen Moment. Ludwig kann sein Staunen, über die Pracht nicht verbergen – und Fouquet nicht das seine über diesen Verlust an königlicher Haltung. Die stoische Maske der Majestät ist verrutscht. Ludwig XIV. ist brüskiert. Und verstimmt.

Auf den Rundgang folgt eine Lotterie, bei der jeder Teilnehmer etwas gewinnt: ein wertvolles Schwert, eine teure Pis-



Um 1648

tote, Schmuck. Das anschließende Festmahl bietet 3000 Gästen einen Überfluss von Köstlichkeiten, an Fasanen, Weinen. Dann flanieren die Besucher zurück in den nun erleuchteten Park. Vor Wasserspielen und Bäumen führt die Truppe des berühmten Molière eine eigens verfasste Ballett-Komödie auf.

Die Tänzer sind kaum verschwunden, da steigen unzählige Raketen auf, malen die Lilie der Könige von Frankreich in den Nachthimmel; Pauken und Trompetenfanaren untermalen das Spektakel und erwecken den Eindruck einer wilden, triumphalen Schlacht.

Selbst der König, bemerkt mancher überwältigte Höfling, könnte solche Pracht nicht bieten. Und das Schloss: Ist es nicht das schönste in ganz Frankreich?

Während der konsternierte Monarch noch zum Nachtessen mit Violinenkonzert schreitet, geht von der Kuppel des Schlosses mit Krachen und Gleisen ein zweites Feuerwerk in die Höhe, überraschend, endgültig jedes Maß überschreitend – und unüberlegt nahe am Vorhof. Dort bäumen sich die wartenden Pferde der Königin-

mutter auf. Blind vor Panik preschen sie auf den Schlossgraben zu. Sie stürzen und brechen sich das Genick.

Zu diesem Zeitpunkt kann Ludwig seinen Zorn kaum noch beherrschen.

Dieses Fest ist keine Huldigung – sondern eine Schmach. Eine unverschämte Verkehrung des Rangs. Auch Fouquet ahnt, dass er übertrieben hat.

Aber offenbar steht er weiterhin in der Gunst des Königs; der Monarch begibt sich kurz darauf gar nach Nantes, in die unmittelbare Nähe von Fouquets bretonischen Besitzungen, um seinem *surintendant des finances* vor dessen Gefolgsläuten die Ehre zu erweisen.

Am 5. September will Ludwig dort Rat halten. Als Fouquet im Hof der mittelalterlichen Wehrburg von Nantes erscheint, trifft er auf königliche Musketeure, Jagdbegleiter?

Die Sitzung aber verläuft beruhigend. Ludwig hält Fouquet sogar noch zurück, um einige Dinge unter vier Augen zu besprechen.

Kurz nach elf tritt Fouquet wieder in den Burghof, besteigt seine Sänfte und passiert das Tor. Er folgt der Straße zur Kathedrale. Da ge-



Bis zu seinem
13. Geburtstag, mit
dem Ludwig voll-
jährig wird, regieren
andere anstelle des
1638 geborenen
Königs: seine Mutter
und der Erste Minis-
ter Mazarin. Der
Knabe ist lange Zeit
nur eine machtlose
Repräsentationsfigur

schieht es. Auf dem Vorplatz des massigen gotischen Baus zwingen plötzlich Musketiere die Säfte zum Halten.

Der Oberintendant ist verhaftet – auf Befehl des Königs.

VERSCHLAGEN, RACHSÜCHTIG, zugleich großzügig und treu bis zum eigenen Schaden; in Fragen seines Rangs kleinlich, hart aber auch gegen sich selbst: Ludwig XIV. ist schwer zu durchschauen. Er verbirgt sich hinter Masken. Gibt die unergründliche Sphinx.

Darin wirkt das Trauma der Fronde nach, jenes Bürgerkriegs, in dessen Verlauf der blutjunge König um ein Haar seinen Thron verloren hätte, Ohnmacht und Demütigung erlitt (siehe Seite 26).

Aber vielleicht mehr noch prägen ihn die Jahre danach, seine Jugend, während der ihm Kardinal-Minister Jules Mazarin und seine Mutter Anna beibringen, dass er ein Auserwählter der Geschichte sei, ein Cäsar, ja ein halber Gott. Und ihn in Wirklichkeit doch nur wie eine Spielfigur hin und her schieben.

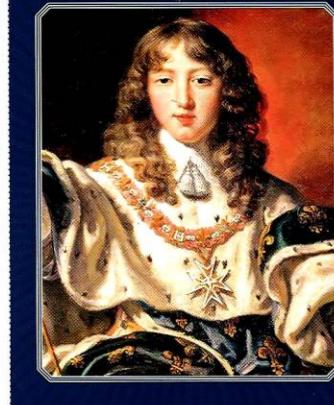
So wie 1654. In jenem Jahr – einige Monate nach der endgültigen Niederschlagung der Fronde – halten Mazarin und Anna die Zeit für gekommen, ihren König in vollen Glanz zu setzen: ihn krönen und salben zu lassen.

Am 7. Juni versammeln sich der Hof, Frankreichs hoher Adel und seine geistlichen Würdenträger sowie die ausländischen Botschafter in Reims.

Hier wurde um das Jahr 500 Chlodwig getauft, der erste christliche König der Franken. Später wählen seine französischen Nachfolger den Ort als Stätte ihrer Salbung und begannen auch den Namen des ruhmvollsten Franken neben Kaiser Karl dem Großen wieder aufzugreifen: Chlodwig ist eine alte Form von Ludwig.

Zugleich wuchtig und filigran erhebt sich die gotische Kathedrale von Reims. Prächtige Gobelins bedecken die Mauern, die hoch aufstrebenden Pfeiler. Eine Empore beherrscht den riesigen Kirchenraum, auf der an diesem 7. Juni ein samtener Baldachin emporragt, übersät mit goldenen Lilien, dem Wappenzeichen der Bourbonen-Dynastie. Darunter der Thron. Gesänge und Gebete heben an, Weihrauch füllt das Kirchenschiff.

Der 15-jährige Ludwig tritt an den Altar. Er gelobt vor Gott, sein Volk zu schützen, ihm Gerechtigkeit zu schaffen und den Frieden zu halten, die Rechte



1654

der Kirche zu achten, Ketzer auszulöschern. Er schwört, die Rechte der Krone zu wahren. Er erhält das Schwert Karls des Großen gereicht und küsst es.

Danach beginnt die eigentliche Weihe. Der Bischof von Soissons entnimmt einen Tropfen Öl aus der Ampulle, die 1000 Jahre zuvor eine Taube für Chlodwig vom Himmel gebracht haben soll. Ludwig wird entkleidet, und der Bischof salbt seinen Körper an neun Stellen mit dem heiligen Öl.

Dann nimmt er einen Ring vom Altar und steckt ihn auf die rechte Hand des Königs: Die unlösliche Union zwischen Ludwig XIV. und dem ihm anvertrauten Frankreich ist vollzogen. Unterstützt von den Großen des Reiches, setzt der Bischof ihm die Krone auf, die ebenfalls von Karl dem Großen stammen soll. Gemeinsam geleiten sie den Herrscher empor zu seinem Thron.

Nun wird auch das Volk von der Straße eingelassen, die Menschen drängen sich unter der Tribüne ihres heiligsten Herrn. Hochrufe schallen durch das Gewölbe. Hunderte von Vögeln werden emporgelassen, der Chor braust auf zum Lobgesang

des „Te Deum“, auf dem Vorplatz schießen Musketen Salut, Herolde werfen Gold- und Silberstücke in die Menge.

Alle, die der wohl sechs Stunden währenden Zeremonie zugesehen haben, sind beeindruckt von der Würde, der Eleganz und Haltung, mit der der junge Monarch sie durchgestanden hat.

Zwei Tage später bewältigt er auch den letzten Teil des Rituals. Ludwig legt mehr als 2000 Kranken, die an Geschwüren leiden, die Hand auf und spricht die althehrwürdige Formel „Der König berührt dich, Gott heilt dich“.

Ein gesalbter König von Frankreich, so der Glaube, verfügt über die Kraft, diese Krankheit zu heilen. Und Ludwig wird seine Weihe ein Leben lang ernst nehmen. Bis zu seinem Tod legt er Kranken beireitwillig die Hand auf.

Zunächst jedoch hat das gekrönte Haupt der französischen Monarchie noch seinen Lehrern zu folgen: Mazarin und der Königinmutter.

In einer prunkvollen Zeremonie wird Ludwig in diesem Jahr in der Kathedrale von Reims gekrönt und erhält die Königsinsignien wie der Mantel mit Hermelinkragen. Doch die wirkliche Macht haben immer noch andere



DER KARDINAL widmet sich nun intensiv der politischen Ausbildung seines Königs. In langen Gesprächen führt der 51-Jährige den jungen



Ludwig in die Feinheiten der Diplomatie und das komplizierte Geschäft des Krieges ein. Er bittet ihn zu den Berichten der Staatssekretäre und lässt ihn Sitzungen des Rates beobachten. An Mazarins Seite reist Ludwig in aufrührerische Städte, zu den Truppen, die in Flandern gegen die Spanier kämpfen.

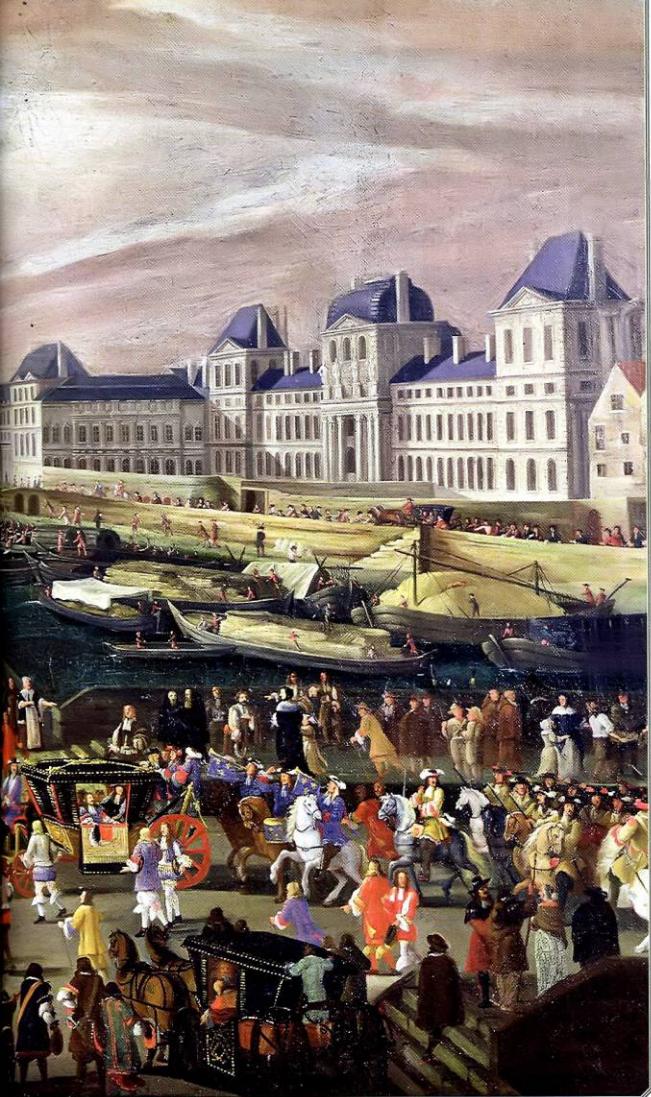
Aber auch die Liebe zur Kunst vermittelt Mazarin, ein enthusiastischer Sammler, dem Gesalbten.

Er ist entschlossen, einen großen König heranzuziehen. Einen Herrn, der keines Mazarin mehr bedarf.

Ludwig dankt es ihm, indem er sich in die Rolle des Lehrlings fügt und beginnt, den Kardinal als väterlichen Freund zu sehen. Vor allem jedoch, indem er sich dessen Lektionen gewachsen zeigt. Sein

Verstand arbeitet langsam, aber praktisch und analytisch. Sein Gedächtnis ist hervorragend, seine Lernfähigkeit bemerkenswert, sein Französisch wird mit der Zeit elegant. Nur tut er sich schwer, sein Ungestüm zu meistern.

Im Frühjahr 1655 versammelt sich das *parlement* von Paris – der hohe Ge-



Eine strikte Pressezensur und die neu formierte Polizei sollen ab 1667 gewährleisten, dass sich die Pariser nie mehr – wie 1648 – gegen Ludwig XIV. erheben können.

Dennoch meidet der Monarch, der hier die Seine überquert, seine Stadtschlösser wie den Louvre (r.).



richtshof, der sich vorbehält, alle königlichen Edikte auf ihre Rechtmäßigkeit zu überprüfen, in diesem Fall eine Anzahl neuer Steuergesetze. Nur das persönliche Erscheinen des Monarchen in feierlicher Form kann Einsprüche der Kammer aushebeln – ebendas freilich ist bereits geschehen. Dennoch kommt das Parlement erneut zusammen, noch dazu, ohne die Krone zu informieren. Eine Provokation.

Ludwig ist mit Mazarin auf der Hirschjagd, als ihn die Nachricht erreicht. Er fühlt sich an den Aufstand der Fronde erinnert, die ja ebenfalls im Parlement begonnen hat, und galoppiert zurück in die Hauptstadt.

Verschwitzt, staubbedeckt, immer noch im roten Jagdzeug und in groben Stiefeln stürmt er in die Sitzung. Die Gerichtsräte begreifen kaum, wie ihnen geschieht. „Jeder weiß“, herrscht der 16-Jährige sie an, „welche Unruhen ihre Versammlungen in meinem Staat angerichtet haben und wie viele gefährliche Folgen sie hatten. Ich bin gekommen, um ihnen ausdrücklich zu verbieten, so zu verfahren, absolut.“

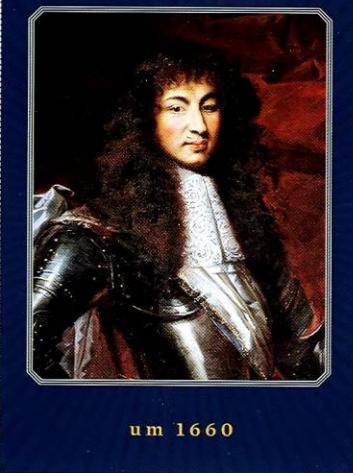
Während die Räte um Fassung ringen, marschiert der König hinaus. Später wird die Legende behaupten, Ludwig XIV. habe dabei ausgerufen, „l'état, c'est moi“, der Staat bin ich! Er hat diesen Satz nie gesagt. Aber es hätte seinem Selbstverständnis entsprochen.

Der geschmeidige Mazarin vermag schließlich einen Kompromiss auszuhandeln, in dem beide Seiten ihr Gesicht wahren, der größere Teil der neuen Verordnung indes durchgeht. Der junge König hat seine Zähne gezeigt.

NOCH WENIGER Zurückhaltung erlegt sich Ludwig bei den Frauen auf. Er hätte keine Schwierigkeiten, ihnen zu gefallen, selbst wenn sein Rang bescheidener wäre: stattliche Statur, langes, volles Haar, ausdrucksstarke Augen. Vor allem jedoch legt er eine vollendete Höflichkeit an den Tag. Charme und jene kultivierte Geselligkeit, die einen Edelmann auszeichnet. Er entwickelt ein sicheres Stilempfinden für die dekorativen Künste, spielt einnehmend Gitarre und brilliert als Tänzer.

Intellektuelle Verstiegenheiten interessieren ihn wenig. Bücher findet er von Herzen langweilig. Umso mehr Zeit widmet Ludwig den vornehmen Sportarten schlechthin: Er ist ein vollendet Reiter und enthusiastischer Jäger.

Beides erfordert Mut und Geschick; das Wild wird nicht nur aus sicherer Entfernung abgeschossen, sondern mit Spießen erlegt, im Kampf. Der König kann sich dabei in einen regelrechten Blutrausch hineinstiegen.



um 1660

Die Frauen lieben ihn. Mit 17 hört er Ärzte erstmals das Wort „Geschlechtskrankheit“ murmeln. Als er 19 ist, legt es eine Geliebte auf Macht und Einfluss an. Ludwigs Mutter geht dazwischen, das Fräulein verschwindet im Kloster.

Das Ergebnis der mütterlichen Intervention indes ist alles andere als das gewünschte. Ludwig sieht sich nach Ersatz um – und findet Maria Mancini, eine Nichte Mazarins. Keineswegs eine offensichtliche Wahl: „Außer ihren Zähnen, die sehr schön waren“, schreibt eine Zeitgenossin, „konnte man von ihr nur sagen, das sie ganz hässlich war.“

Dünn sei sie, einen langen Hals habe sie. Doch die Mancini ist sensibel, gebildet, ungewöhnlich freimütig. Sie hält weder mit ihrem Esprit noch mit ihren Ansichten zurück, auch nicht vor dem König. Sie teilt dessen musische Neigungen.

Ludwig ist fasziniert. Er fühlt sich geliebt. Im Sommer 1659 erklärt er seiner Mutter und Mazarin, er wolle Maria heiraten; Widerspruch ausgeschlossen, immerhin sei er der König.

Seine Mutter ist entsetzt, klagt den ehrgeizigen Mazarin an: Undenk-

bar, dass ihr Sohn sich ohne Anstifter zu einer solchen Abgeschmacktheit hinreißen ließe! Doch der Kardinal ist selbst schockiert. Sein offenkundig närrisch gewordener Zögling und die Nichte, deren Eigensinn ihn schon immer irritiert hat, steuern auf einen Skandal zu.

Die Leidenschaften eines Königs, beharrt Ludwig, seien keine Privatsache. Sie entschieden über das Wohl seiner Untertanen, über seinen Ruhm und Rang. Er werde sterben, so Mazarin, wenn ausgerechnet seine Nichte den König derart beschädigen würde!

Bitte sehr, antwortet der: Ein anderer Minister werde sich finden. Es ist das erste Mal, dass er ernsthaft aufgebegeht. Er scheint entschlossen.

Allein, Maria Mancini ist mehr als eine unständige Wahl. Sie bedroht Mazarins politisches Lebenswerk.

Bald 25 Jahre währt inzwischen der Krieg gegen die europäische Vormacht Spanien; beide Seiten sind ausgeblutet. Aber nun zeigt Spanien sichfriedensbereit – und Mazarin und Anna wollen ihren Triumph durch eine Ehe besiegen: Ludwig von Frankreich soll Maria

Theresia heiraten, die Tochter Philipps IV. von Spanien. Mehr noch, Mazarins Diplomaten werden eine verdeckte Klausel in das Vertragswerk schmuggeln, die der Infantin und ihrem Mann Ansprüche auf den spanischen Thron eröffnet, sollte das dortige Herrscherhaus erlöschen – was sich abzeichnet.

Ein hochfliegender Plan. Und nun gefährdet von dem 20-jährigen König, der einer Maria Mancini verfallen ist.

Mazarin und Anna sind sich einig: Es darf diese Ehe nicht geben. Ludwig verlegt sich aufs Flehen. Vergebens. Dann will er Maria wenigstens zur offiziellen Mätresse machen! Ausgeschlossen.

Endlich gibt er nach.

Unter Qualen akzeptiert Ludwig, dass die einzige Maxime eines großen Königs die Staatsräson zu sein hat. Hinter ihr hat jedes Privatinteresse zurückzustehen, oder vielmehr: Sie ist sein Privatinteresse. Zwischen dem König und dem Staat darf kein Unterschied bestehen. So verstößt er Maria, der er den Thron versprochen hatte – und bleibt seinem ersten Eheschwur treu: dem zu Frankreich.

ANFANG JUNI 1660 treffen die beiden Höfe an den Ufern des Grenzflusses Bi-dassoa ein. Zwei Brücken führen zu einer Insel in der Mitte des Flusses. Dort steht ein Bau mit einem Saal. Teppiche markieren, wo in dem Raum Spanien endet und Frankreich beginnt. Auf der einen Seite stehen Philipp IV. und seine streng gekleideten Granden, auf der anderen warten in verspielten Stoffen, goldenen und silbernen Spitzen, mit wallenden Locken und Perücken Ludwigs Franzosen. Dreimal kniet Maria Theresia vor ihrem Vater nieder, der sie segnet. Dann tritt sie, halb ohnmächtig vor Abschiedsschmerz, nach Frankreich hinüber. Philipp IV. verlässt den Raum.

Am 26. August zieht das Paar in Paris ein. Triumphbögen sind errichtet worden, Blütenblätter bedecken das Pflaster, die Zünfte huldigen, der einst rebellische Hochadel beugt das Knie.

Am Ende des Zuges, von acht Pferden gezogen und damit von zweien mehr, als sie dem höchsten Adel zustehen, rollt die Karosse Seiner Eminenz, des Kardinals Mazarin. Sie ist leer.

Mazarin zieht es vor, die Krönung seines Lebenswerks vom Balkon eines Palais aus zu beobachten. Längst quälen ihn Gicht und Schlaflösigkeit.

Bald treten Wassersucht und Lunghödem hinzzu, eine Nierenentzün-



1661, im entscheidenden Jahr seiner Regentschaft, löst sich der 22-jährige Ludwig XIV. – nach dem Tod seines Mentors Kardinal Mazarin Anfang März – vom Einfluss seiner Berater und übernimmt die Alleinregierung

dung, eine Harnvergiftung. Am 9. März 1661, um zwei Uhr morgens, nach 18 Jahren als Erster Minister Frankreichs, stirbt Ludwigs Ziehvater. Mazarins Palais wird schwarz verhängt. Die Garden drehen ihre Muskete mit dem Lauf nach unten. Die Kirchen von Paris erhalten Auftrag, 10 000 Messen zu lesen.

Der König weint. Und beraumt für den nächsten Morgen eine Sitzung der wichtigsten Räte seines Reiches an.

SCHLOSS VON VINCENNES, östlich von Paris, 10. März 1661, sieben Uhr früh. Ge spannt blicken der alte Kanzler Pierre Séguier, die Staatssekretäre für Äußeres und Krieg, Hugues de Lionne und Michel Le Tellier de Louvois, der brillante Oberintendant der Finanzen Nicolas Fouquet und vier weitere Staatsmänner auf den 22-Jährigen, der nun vor sie tritt. Sie kennen ihn ja kaum, den König.

Oft war er bei Ratssitzungen zwar anwesend in den vergangenen Jahren, aber stets im Schatten des großen Kardinals; sein Ungestüm ist längst undurchdringlicher Selbstkontrolle gewichen. Jetzt also wird er einen Nachfolger benennen – aber wen?

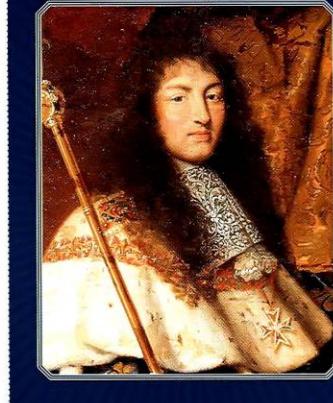
Alles spricht für Fouquet: vielseitige Talente, große Erfahrung, die Nähe zu Mazarin, dem er in den schwierigsten Situationen die absurdesten Summen zu beschaffen vermochte.

„Monsieur“, richtet sich Ludwig an Kanzler Séguier, „ich habe Sie und meine Staatssekretäre zusammengerufen, um Ihnen mitzuteilen, dass ich bisher zufrieden war, den verstorbenen Herrn Kardinal meine Angelegenheiten führen zu lassen. Es ist nunmehr an der Zeit, dass ich sie selbst in die Hand nehme.“

Der Kanzler mögte fortan nichts unterschreiben und siegeln ohne Ludwigs Anweisung. Kein Staatssekretär solle ohne königliche Order auch nur einen Pass ausstellen. Jeder von ihnen habe täglich über seine Arbeit Rechenschaft abzulegen. Fouquet bekommt gar einen neuen Mitarbeiter verordnet, Jean-Baptiste Colbert, Mazarins Privatverwalter.

Dann stellt der König fest: „Ich werde in der Regierung meines Staates, in der Handhabung meiner Finanzen und in den auswärtigen Angelegenheiten anderen Grundsätzen folgen als der ewige Herr Kardinal. Sie kennen nun meinen Willen, es ist an Ihnen, meine Herren, ihn auszuführen.“

Als er endet, ist Ludwig selbst erstaunt über die Festigkeit seiner Stimme. Er hat



um 1668

die Macht übernommen. Einen Ersten Minister wird es nicht mehr geben: Ludwig XIV. will sich nie wieder einem fremden Willen beugen.

Er wird selbst regieren.

EIN EHRGEIZIGES VORHABEN, eine gewaltige Aufgabe. Wohl 18 Millionen Menschen leben in Frankreich, so viele wie nirgendwo sonst in Europa – Russland hat gut zwölf, Deutschland kaum zehn Millionen Einwohner.

Darüber hinaus ist Frankreich von der Natur begünstigt: Das Klima ist mild, auf den fruchtbaren Böden wachsen Oliven, die das Öl liefern, Wein und Getreide. Seine Flüsse und die Meere vor den langgezogenen Küsten sind fischreich; in der Normandie weiden Rinderherden, Zuchtpferde in der Bretagne. Die Wälder mögen unter Raubbau leiden, doch allgemein reicht das Holz.

Das Handwerk ist vielfältig, Metallverarbeitung und Tuchproduktion machen Fortschritte, und obwohl es nur wenige und meist schlechte Straßen gibt, floriert der Handel zwischen den Städten.

Frankreich ist Europas mächtigstes Königreich.

Doch zugleich schwer zu beherrschen. Noch kaum ein geschlossener Staat, besteht es aus einem buntscheckigen Ensemble einst selbstständiger Landschaften, abgeschiedener Dörfer und eigensinniger Städte – die alle ihre Geschichte haben, auf ihren Privilegien und Gebräuchen beharren.

Fast ein Drittel der Menschen verständigt sich auf Bretonisch, Baskisch oder Provençalisch; selbst die französischen Dialekte der Bauern klingen in Paris wie Fremdsprachen. Zollgrenzen verschränken das Reich, örtliches Recht konkurriert mit den Gesetzen der Krone. Was die Menschen zwischen Pyrenäen und Alpen, Atlantik und Mittelmeer verbindet, ist wenig mehr als der Stolz auf ihren mächtigen, heiligen König.

Das gilt selbst für die Armen in Stadt und Land – die Masse der Bevölkerung. Denn Frankreichs Wohlstand ist äußerst ungleich verteilt. Bis zu 90 Prozent seiner Einwohner haben kaum genug zu essen. Viele von ihnen leben zusammen gedrängt in den stinkenden Elendsquartieren der Städte oder gemeinsam mit dem Vieh in einer

Der Überfall auf die Spanischen Niederlande 1667 ist der erste Angriffskrieg, den Ludwig XIV. führt. Zuvor hat er durch eine tiefgreifende Reform des Militärs die französische Armee zur schlagkräftigsten Europas gemacht

schäbigen Hütte irgendwo auf dem Land. Unterernährt, geplagt von faulen Zähnen und Abszessen, rachitisch, die Gesichter pockennarbig, schlagen sie sich mit Not durch ein zumeist kurzes Leben – jeder Zweite stirbt, ehe er 20 Jahre alt ist.

Schlechte Ernten, ausgelöst von Wetterchwankungen oder Krieg, führen zu Hungersnöten, Epidemien und Massensterben. Zwar gibt es auch wohlhabende, ja reiche Bauern und Handwerker, aber die Mehrheit lebt ärmlich. Und dennoch ist es diese Masse des Volkes, die den Staat und die Eliten ernährt: Abgaben und Pachtzins an den örtlichen Grundherrn zahlt, den Kirchenzehnten, Zölle für Straßen und Brücken, die staatlichen Steuern auf Salz, Wein und andere Güter, vor allem Kopf- und Grundsteuer.

Die Adeligen behandeln das Volk voller Verachtung; auch Ludwig sieht in ihm kaum mehr als Vieh in Menschen-gestalt. Versuchen sich die Menschen durch Rebellion Gehör zu verschaffen, werden sie blutig niedergeworfen, die Anführer hingerichtet oder als Ruder-sklaven auf die Galeeren geschickt.

Dennoch verehren die Menschen ihren Monarchen. Unrecht und Elend lasten sie seinen Beratern an, den Amts-trägern, den Steuereintreibern und rei-chenen Städttern. Und der Kirche.

Denn auch der Klerus, der erste Stand, lebt von den Abgaben der Dörfer. Indes verbindet nur wenig einen einfachen Gemeindepriester mit einem mächtigen Bischof oder Abt – Positionen, die der König ohnehin zumeist Adeligen vor-behält. Denn er ist es, der diese Pfrün-den vergibt. Im Gegenzug schützt er die Kirche vor Einmischungen aus Rom.

DER NOMINELL ZWEITE, tatsächlich aber beherrschende Stand ist der Adel, vom Landadelmann bis zu den Herzögen und Verwandten des Königs. Dieser „Schwertadel“ der alten, ritterlichen Fa-milien sieht sich als der vornehmste Teil der Gesellschaft. Also blickt er herab auf den „Amtsadel“: diejenigen, die als Ju-risten und Verwalter zu Würden gelangt sind – oder sich schlicht eine Herrschaft, ein Amt oder einen Titel gekauft haben.

Jahr für Jahr wechseln die erfolg-reichsten Unternehmer aus dem Bürgertum in die Aristokratie, gelockt von

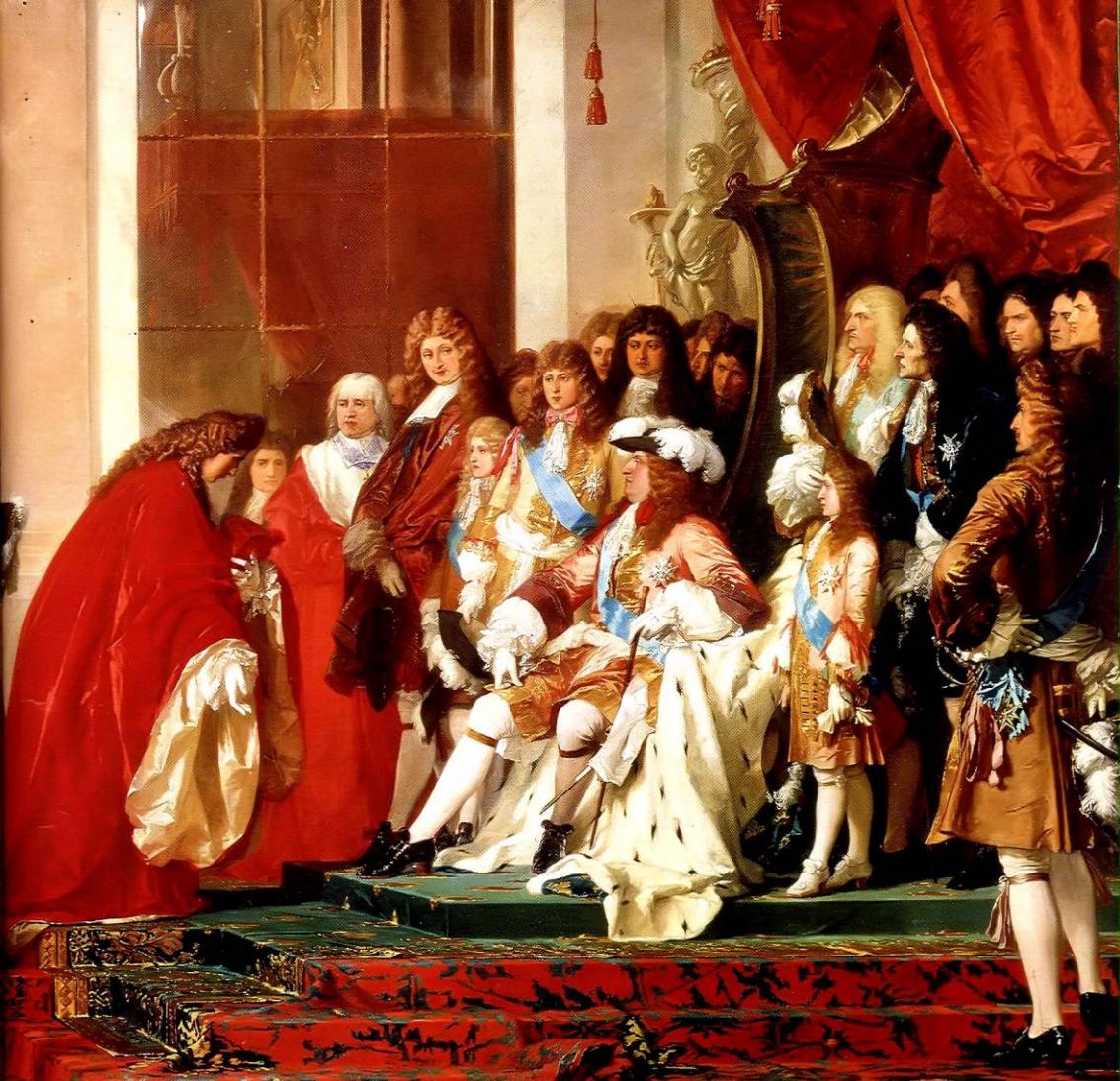
Steuerprivilegien, Ansehen, Karriere-chancen in Staat und Kirche. Je reicher, desto höher steigen sie auf.

Denn ein starker Apparat regulär besoldeter Staatsdiener existiert nicht. Vielmehr vergibt die Krone seit dem 16. Jahrhundert Ämter und Befugnisse gegen Geld, um Frankreichs fortwäh-rende Kriege zu finanzieren: Offiziers-stellen, Richterposten, Sitze in der Fi-nanzverwaltung. Der Käufer erhält dafür

eine Rente – und die Gelegenheit, sich im Amt zu bereichern, Macht auszu-üben, weiter aufzusteigen.

Notorisch klamm, erschafft der Staat regelmäßig neue Posten, oft reine Sta-tussymbole. „Jedes Mal, wenn Frank-reichs König ein neues Amt schöpft“, spottet ein venezianischer Botschafter,





Auch in der Diplomatie beansprucht Ludwig XIV. den Vorrang vor allen anderen europäischen Regenten – wie hier 1686 vom Abgesandten des Genueser Dogen.

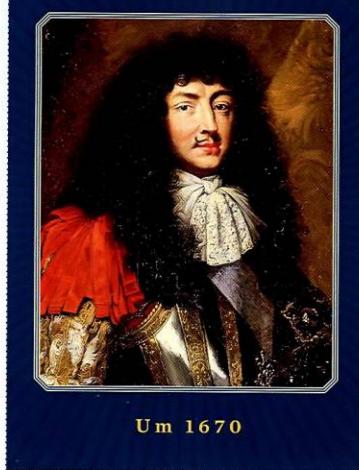
Wer sich weigert, das Prinzip des Sonnenkönigs anzuerkennen, dem droht er mit Krieg

„schaft Gott einen Dummkopf, der es kauft.“ Wohl 50000 Besitzer solcher künstlicher Stellen gibt es um 1660. Sie bilden die lokale und regionale Verwaltung – unkündbar, kaum einer effizienten Kontrolle unterworfen.

Die Zentralregierung hingegen, Staatssekretäre, Berater, Kommissare, besteht aus vielleicht 1000 Bediensteten für das ganze Land. Sie können jederzeit entlassen werden; zugleich aber ziehen

sie den spektakulärsten Nutzen aus ihren Positionen.

Diese höchsten Verwalter der Krone machen die Verträge mit den Bankiers, deren Kredite den Staat über Wasser halten. Sie handeln die Geschäfte mit den Steuerpächtern aus – Privatleuten, die vom Staat das Recht erwerben, auf



Um 1670

eigene Rechnung eine bestimmte Abgabe einzutreiben. Dafür dürfen sie einen Teil des Geldes behalten, das sie dem Volk abpressen.

Die Summen, um die es geht, sind gigantisch, die Gewinnspannen enorm – zumal aufgrund massiver Veruntreuungen. Folglich gehen die Verträge an denjenigen, der die besten Beziehungen hat. Oder am meisten zahlt.

So konnte allein Kardinal Mazarin bis zu seinem Tod ein Vermögen von 36 Millionen Livres zusammenraffen, das entspricht einem Drittel des Staatshaushalts oder 300 Tonnen Silber. In seinem Palais voller Gold und Edelsteinen, Marmor und Gobelins hingen Gemälde von Leonardo da Vinci, Rafael, Rubens, van Dyck; in einem Tiergarten hielt er Bären, Löwen und Tiger.

Offiziell finanzierte er all das mit den Einkünften aus vier Herzogtümern, acht Grafschaften und 21 Klöstern. Doch darüber hinaus wurde kaum ein Amt versteigert oder Staatsauftrag vergeben, keine Anleihe gezeichnet und keine Steuer verpachtet, ohne dass der Kardinal eine Provision forderte. Er unterschlug

Kreditbriefe der Krone und belieferte über Mittelsmänner die Armee mit Kanonen, Kleidung und Brot; für Kriege, die zu führen er selbst entschied.

Natürlich ahnte Ludwig schon zu Mazarins Lebzeiten vieles. Aber er weiß auch, wie in Frankreich Politik gemacht wird: über Klientennetze, die aus Verwandtschaftsbeziehungen, Gefälligkeiten und eben Geld gewoben sind.

Will die Regierung in der Provinz etwas erreichen, nützt ein Befehl wenig, der dort nur verschleppt wird. Ein Minister wird vielmehr Klienten mobilisieren, Bündnisse knüpfen, Gegenleistungen zugesagen. Dazu muss er reich sein – als Erster Minister möglichst der reichste Mann nach dem König. Anders hätte

Mazarin nach der Fronde die Macht der Krone kaum wiederherstellen können. Sein engster Vertrauter dabei war ein bescheiden auftretender Kärrner: Jean-Baptiste Colbert. Kurz vor seinem Tod empfiehlt Mazarin Colbert dem König. Und der folgt diesem Rat.

LUDWIG XIV. tritt die Selbstregierung mit einem klar definierten Ziel an: *gloire, Ruhm*. Er will



Im April 1672
erklärt Ludwig XIV.
der reichen Republik der Vereinigten
Niederlande den
Krieg. Es ist der Auf-
takt zu einem Ringen
um Macht und Ruhm,
das ihn in den kom-
menden Jahrzehnten
gegen halb Europa
führen wird

sich einen Namen machen unter den europäischen Herrschern. Als glänzender Monarch – vor allem als Heerführer.

Denn kriegerischer Ruhm gilt in dieser Zeit als der größte, den ein Fürst erwerben kann. Doch das jahrzehntelange Ringen mit Spanien hat Frankreich nahezu ruiniert. Die Finanzen sind zerrüttet, in der Verwaltung herrscht Chaos, die Truppenstärke der Armee ist reduziert. Vorerst geht es um zähe, wenig glamouröse Aufbauarbeit. Indes ist Ludwig bereit, für seinen Ruhm zu arbeiten wie wenige Monarchen vor ihm.

Sieben Vormittage die Woche leitet er Ratsversammlungen. Anschließend besucht er die Messe, isst. Den Nachmittag widmet er Einzelbesprechungen, dem Aktenstudium, seiner Korrespondenz und, sofern die Geschäfte es zulassen, der Jagd oder anderer Zerstreuung.

Der Abend ist teils Geselligkeiten vorbehalten, teils noch einmal den Akten. Er kommt stets pünktlich, hasst Unaufmerksamkeit, steht lange Sitzungen konzentriert durch – und verlangt das Gleiche von anderen. Der König ist ein Pedant.

Seine Genauigkeit entspringt dem Misstrauen, hintergangen, fremdgesteuert zu werden. Ludwig will selbst entscheiden. Ein schlechter Bericht, lernt sein Apparat, ist ihm lieber als ein guter Entschluss auf eigene Hand.

Gründlich informiert, folgt der Monarch dann jedoch meist dem Mehrheitsvotum seiner Räte. Er kann zuhören, er hält sich nicht von vornherein für klüger. Aber er bebbt vor dem Kontrollverlust – und arbeitet verbissen dagegen an. Bis zu zehn Stunden am Tag.

Doch auch die vergnüglichen Momente nutzt er, den Spieltisch, den Spaziergang, um auszuhorchen, zu reden, Bittsteller anzunehmen. Als höchster Richter und Oberherr jedes einzelnen Untertanen gewährt er sich kein Recht auf Privatleben.

Und so verwandelt Ludwig XIV. mit der Zeit sein ganzes Sein, die kleinste Geste in Arbeit – Herrschaftsarbeit.

Zunächst behält er nach der Übernahme der Alleinregierung im Frühjahr 1661 die meisten Verwaltungsorgane bei, wie er sie vorgefunden hat. Die einzelnen Staatsekretäre bleiben für ihre Sachbereiche und je eine Anzahl Provinzen zuständig; gemeinsam mit den hohen Amtsbesitzern bilden sie den Rat, der die Verwaltungsroutinen beaufsichtigt.

tigt. Zudem kommen sie unter Vorsitz des Königs zum „Depeschenrat“ zusammen, benannt nach den Berichten aus der Provinz, die seine Arbeitsgrundlage bilden. Hier laufen die innenpolitischen Fäden zusammen.

Die höchste Instanz jedoch bildet nun der *Conseil d'en haut*, der „Rat von oben“ – weil er in der ersten Etage des Schlosses zusammentritt, in dem Ludwig gerade residiert. Allein diejenigen, die der König in dieses Gremium beruft, dürfen den Titel eines Ministers beanspruchen. Mit ihnen berät und entscheidet der König die wirklich wichtigen Dinge.

Es sind: Michel Le Tellier de Louvois, der Staatssekretär des Kriegs; Hugues de Lorraine, der Staatssekretär für Auswärtiges; und Nicolas Fouquet, der Oberintendant der Finanzen. Nur diese drei gehören dem Rat an – und auch nur auf die vor jeder Sitzung zu erneuernde Einladung des Monarchen hin.

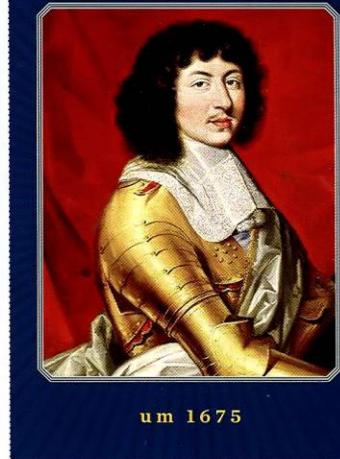
Der Hochadel, die Königinmutter, die Prinzen des Hauses Bourbon hingegen werden ausgeschlossen.

Ein drastischer Einschnitt. Als Anna aus alter Gewohnheit einem Staatssekretär Anweisungen gibt, bekommt sie von ihrem Sohn den Rüffel: „Madame, tun Sie dergleichen nie wieder, ohne zuerst meine Erlaubnis einzuholen.“

Kompromisslos entfernt Ludwig den Geblüts- und Schwertadel von der Macht. Mit den Regierungsgeschäften sollen fortan möglichst ausschließlich abhängige Amtsadelige befasst sein. Der König zieht die Konsequenzen aus den Erlebnissen seiner Jugend.

WER INDES LUDWIGS KRIITERIEN entspricht, bleibt zunächst im Amt. Dazu zählen die meisten Schlüsselfiguren der alten Regierung. Die wichtigste unter ihnen: Nicolas Fouquet. Auch er schiebt private und öffentliche Mittel auf verschlungenen Bahnen durcheinander – und kaum eine andere Wahl.

Da die überschuldete Krone praktisch kein Kredit besitzt, bürgt er persönlich, geht in Vorleistung, um immer neue Millionenkredite zu ermöglichen. Und entschädigt sich, wie es eben geht – ein Hütchenspieler der Kontenführung mit einer Vorliebe für repräsentativen Luxus. Ein begeisterter Mäzen, großer Verschwender und Frauenliebhaber, ein charmanter Gesellschafter mit einem Stich ins Träumerische; im Grunde hat es seinem Auftritt etwas Fürstliches an.



Ludwigs Arbeitsfuror hält er für eine vorübergehende Passion. Schon weniger behagt ihm die Anweisung, mit Mazarins einstigem Privatverwalter zusammenzuarbeiten, Colbert.

Jean-Baptiste Colbert ist arbeitsam, skrupelloos, brutal. Von kalter Intelligenz und methodischem Ehrgeiz. Doch dieser Ehrgeiz richtet sich allein aufs Dienst und die Nähe zur Macht (siehe Seite 58). Sein Reichtum bleibt heimlich, devote Unscheinbarkeit verbirgt die Gier und Arroganz, die ihn treiben.

Fouquet verachtet Colbert.
Colbert beneidet Fouquet.

Zunächst hofft der Finanzchef, den neuen Mitarbeiter schon bald kalststellen zu können. Aber zu seiner Überraschung befiehlt Ludwig, Colbert solle ihm, dem König, direkt berichten; immerhin sei er Mazarin ja so nahe gewesen wie kaum ein anderer.

Das Vertrauen des Monarchen ist der eine Schatz, den der Kardinal seinem Intimus hinterlassen hat. Der andere sind Mazarins Unterlagen. Colbert nutzt beides, um das Ausmaß von Mazarins (und seiner eigenen) Unterschlagungen

zu vertuschen – und die Fouquets vor dem König übertrieben auszubreiten.

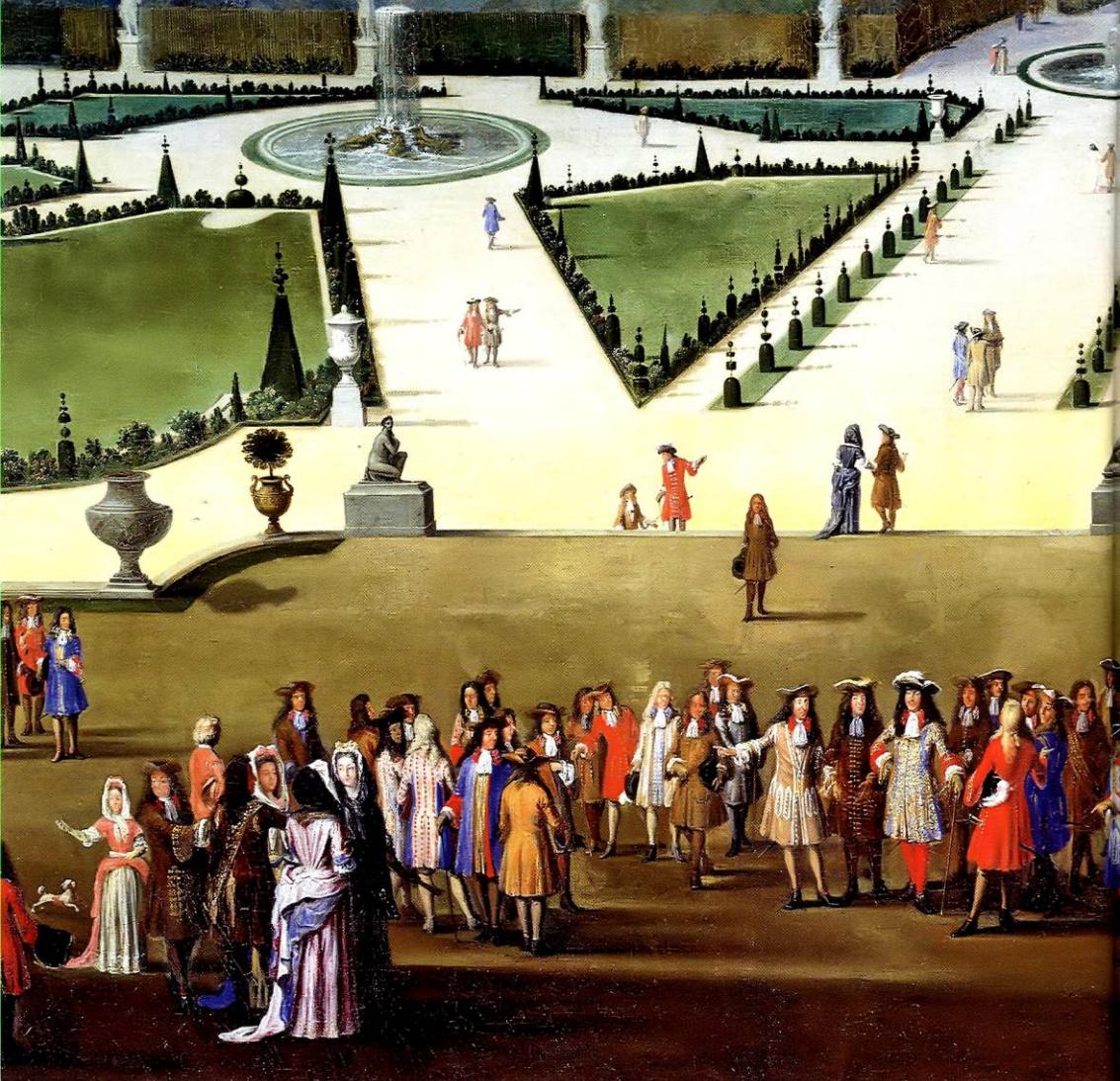
Er braucht nur wenige Wochen, um den Herrscher zu überzeugen: Wenn Ludwig wahrhaftig selbst regieren will, muss der Oberintendant stürzen. Zu groß ist dessen Macht – und damit die Gefahr, dass Fouquet sich möglicherweise selbst eines Tages an die Spitze einer neuen Fronde gegen den Monarchen stellen wird. Und als Signal, dass die Zeiten der Ministerherrlichkeit, der Unordnung und skandalösen Bereicherung vorbei sind.

Mit einer einfachen Entlassung ist es deshalb nicht getan: Ludwig lässt Colbert einen Prozess vorbereiten, der Fouquet vernichten soll. In der Zwischenzeit wendet er dem längst Verdammten weiter ein freundliches Gesicht zu, macht ihm Hoffnungen.

Nur einmal verliert der Monarch beinahe die Fassung und erwägt, sofort zuzuschlagen: An jenem 17. August 1661, an dem ihm der Finanzchef in Vaux-le-Vicomte demütigend vor Augen führt, wer in Ludwigs Staat das geschmackvollste Schloss besitzt, die begabtesten Künst-



Nach seiner Übernahme der Alleinregierung treibt Ludwig konsequent die Zentralisierung des Staates voran. Er beschneidet den Einfluss des Hochadels, regionale Notabeln werden nun scharf kontrolliert



ler beschäftigt, die grandiosesten Feste gibt. Mehrmals bietet Fouquet an diesem Abend seinen Besitz als Geschenk an – und weiß genau, dass der König Präsente nicht annehmen kann. Es gilt als unter der Würde des Amtes.

Rache aber ist es nicht. Am 5. September 1661, seinem 23. Geburtstag, macht

Ludwig XIV. sich selbst ein besonderes Geschenk: Kurz nachdem er Fouquet mit guten Worten aus der Ratssitzung verabschiedet hat, zwischen elf und zwölf Uhr vormittags, tritt auf dem Vorplatz der Kathedrale von Nantes der Kapitänleutnant Graf d'Artagnan an die Sänfte des Finanzchefs heran.

Ob er sicher sei, den richtigen Mann zu verhaften, will Fouquet von dem Musketier wissen. D'Artagnan weist den

königlichen Arrestbrief vor. Zwei Tage darauf liefert eine Eskorte von 100 Garde-soldaten Fouquet ins Gefängnis von Angers ein. Einen Monat später wird ein Sondergericht eingesetzt, das den Gefallenen aburteilen soll. Zum Tod.

Colbert hat gesiegt. Er hat den Anspruch des jungen, macht- und ruhm-



Wie in einem Ballett sind die Spaziergänge des Hofes im Park von Versailles choreografiert. Stets muss der Sonnenkönig im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Und die Pracht der Gärten soll seinen Glanz erstrahlen lassen

gerigen Monarchen besser eingeschätzt als der Rivale: Ludwig XIV. will keine großen Herren in seiner Umgebung, sondern ergebene Diener.

Noch bevor der Prozess eröffnet wird, schaffen schwere Karren die schönen Besitztümer Fouquets fort. Ludwig nimmt sich die Statuen und Teppiche, Kristalllüster, Silber und Marmorkacheln, die Orangenbäume aus Vaux. So gar die Künstler und Kunsthändler,

die das Traumschloss geschaffen haben, rekrutiert er für sich. Sie kommen gern; es ist die Chance, ihre kühnsten Projekte zu verwirklichen.

Denn der König kennt den Zusammenhang von Prunk und Gloire.

IM JUNI 1662 überbietet Ludwig das spektakuläre Fest, das Fouquet sich angemäßt hat. Unter Mitwirkung des gesamten Hofstaats veranstaltet er zwischen seinen beiden Pariser Stadtschlössern, dem Louvre und dem Tuilerien-Palast, zweitägige Reiterspiele, deren ausufernder Pomp und Luxus dem ganzen Volk die Herrlichkeit seines Regenten vorführen sollen.

Eine Herrlichkeit, für die es auf Erden kein Bild gibt. Und so präsentiert Ludwig bei dieser Gelegenheit das Symbol, das von nun an für seine Person stehen soll: die Sonne. Einzigartig und glänzend, Leben spendend, stetig und unbeeinflussbar in ihrem Lauf – das perfekte Gleichnis für einen großen Herrscher, findet der ehrgeizige Monarch.

In diesem Sommer 1662 wird aus Ludwig XIV. der *Roi-Soleil*, der Sonnenkönig.

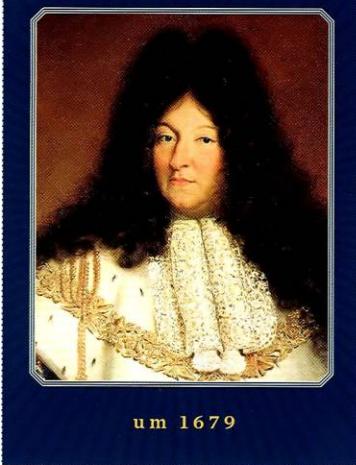
Fortan zierte die Sonne seine Schlösser, Karosse und Möbel, wird sie auf Medaillen und Kupferstichen verbreitet. Ludwig macht sich daran, Kunst im großen Maßstab als Propaganda einzusetzen, als Herrschaftsmittel.

Bald beginnen in Versailles die Vorbereitungen zu einem Schlossbau, dem gegenüber Vaux-le-Vicomte einmal wie eine hübsche Vorstudie erscheinen wird.

Der König zieht die besten Architekten, Maler, Stuckateure und Bildhauer an sich, Theaterdichter und Musiker. Um seinen Hof zu unterhalten – vor allem aber, um das Kunstleben Frankreichs auf einen einzigen Zweck auszurichten: auf das Lob und die Ehre des Königs.

Wo er auftritt, sind Glanz und Frohsinn. Musik begleitet ihn, wenn er isst, wenn er Gäste empfängt, auf seinen Promenaden, selbst auf der Hirschjagd.

Indes soll die königliche Sonne auch strahlen, wenn der Herrscher gar nicht anwesend ist: Die Opern, mit denen sein



um 1679

Hofkomponist Jean-Baptiste Lully dem Monarchen schmeichelt, bekommt auch das bürgerliche Publikum zu sehen.

Münzen und Medaillen, Grafiken und Almanache tragen Ludwigs Bild unter das Volk; Triumphbögen, Standbilder und Staatsbauten künden allerorten von seiner Macht. Eine eigens gegründete „Akademie für Inschriften“ bringt gefällige Sinsprüche hervor, die auf Anlass und Urheber der prächtigen Objekte verweisen.

Es ist eine Form friedlicher Machtpolitik. Denn bei den Menschen der Zeit erwecken die spektakulären Feste, die Bauten und der zur Schau gestellte Luxus weniger Neid als Bewunderung. So wie Feldherrenruhm die tatsächliche Schlagkraft eines Heeres zu steigern vermag, so kann die Gloire des Prunks manche Härte und Repression ersetzen.

Doch auch nach außen richtet sich die Prachtentfaltung. Sie gibt den Prestige- und Machtanspruch eines Fürsten zu erkennen, der keinen Ebenbürtigen zu dulden bereit ist: Er versteht sich als die Sonne nicht nur Frankreichs, sondern Europas.

Kompromisslos beansprucht Ludwig die erste Stelle in der Ehrenhierarchie der europäischen Könige. Seine Botschafter im Ausland provozieren Straßenschlachten über Protokollfragen zwischen dem eigenen und fremden Gefolgsleuten.

Madrid, selbst der Papst gehen aus den anschließenden diplomatischen Querelen gedemütigt hervor. Die aufsteigende Seemacht England lässt sich seinen traditionellen Vorrang auf dem Meer abkaufen und willigt ein, dass die Schiffe beider Nationen gleichzeitig die Flaggen voreinander senken sollen.

Allein der römisch-deutsche Kaiser steht im Rang unanfechtbar über dem König von Frankreich. Seine Reputation kann nur mit einem Mittel geschmälert werden: Krieg. Ludwig ist entschlossen, diesen Krieg zu führen, sobald Frankreich bereit ist – und sich ein Anlass findet, wie fadenscheinig er auch immer sein mag.

Ab 1679 annektiert Ludwig nach und nach zahlreiche Territorien jenseits der französischen Ostgrenze, etwa im Elsass. Der Sonnenkönig begründet seine Ansprüche mit zweifelhaften mittelalterlichen Rechten



ZU SEINEM ÄRGER jedoch zieht sich derweil der Prozess gegen Fouquet in die Länge. Colbert, inzwischen in den Conseil d'en haut berufen,

fälscht Unterlagen, nimmt widerrechtlich an Hausdurchsuchungen teil, setzt Zeugen unter Druck, bietet Richtern Geld. Allein, er macht einen Fehler: Er will zu gründlich sein und lässt Fouquets Amtsmissbrauch bis in das Jahr 1635 zurückverfolgen.

Also häufen sich die Akten, die Prozesstage reihen sich. Monate vergehen, Jahre. Bald zeigt sich, dass das Kollegium der 22 Richter trotz sorgfältiger Auswahl in zwei Lager zerfällt: Das eine ist dem König bedingungslos zu Willen, das andere besteht auf den Grundsätzen des Rechts.

Und Fouquet wehrt sich, tritt auf als ebenso eloquerter wie detailsicherer Verteidiger der eigenen Sache. Seine Familie und Klienten richten geheime Druckerpressen ein und bringen Pamphlete über die Hintergründe in Umlauf. Das Publikum beginnt, über Colberts Machenschaften zu räunen.

Fouquets spektakulärer Sturz war auf die Wirkung in der Öffentlichkeit kalkuliert, auf deren Widerwillen gegen die gierige Finanzklasse. Doch nun scheint sich die Stimmung zu drehen. Die Krone steht vor einem propagandistischen Debakel.

Endlich, am 20. Dezember 1664, nach langer Redeschlacht, gibt der letzte Richter seine Stimme ab. Neun votieren für den Tod durch Enthauptung – 13 jedoch wollen es bei Konfiskation des Besitzes und lebenslanger Verbannung belassen.

Colbert tobtt. Ludwig XIV. sieht seine Majestät beleidigt. Und greift zu einem nie da gewesenen Mittel: Der Souverän nutzt das königliche Begnadigungsrecht – aber nur, um die Strafe zu verschärfen. Er wandelt die Verbannung in lebenslange Kerkerhaft.

Nicolas Fouquet, gefährlich allein schon durch sein Wissen, ein Affront allein schon durch sein Weiterleben, verschwindet in einer Einzelzelle auf der abgelegenen Festung Pignerol (siehe Seite 142). Kein Hofgang, keine Bücher, ohne Schreibutensilien.

Auch die Karrieren der 13 unbotmäßigen Richter sind beendet.

Und endlich zerschlägt Colbert das Klientennetz des Oberintendanten. Etwa 60 Geschäftspartner Fouquets werden verhaftet, Verträge annulliert, Forderungen gestrichen, Geldbußen verhängt und Staatsanleihen nicht zurückgezahlt.

Es ist eine radikale Enteignung, wie sie sonst nur bei einem Staatsbankrott

vorkommt. Am Ende haben der selbst regierende Monarch und sein schwarz gekleidetes Faktotum die Kontrolle über das System der Staatskontrakte, Steuerpachten und Anleihen erkämpfen.

Allein, zur Gloire, zum Fürstenruhm eines strengen, dabei noblen Herrschers trägt die Affäre Fouquet nicht bei. Eher zum unrühmlichen Bild eines brachialen Despoten. Im Untergang hat Nicolas Fouquet die Maske der Majestät ein letztes Mal verrutschen lassen.

DENNOCH: LUDWIG XIV. hat seine Entschlossenheit demonstriert, die Eliten eingeschüchtert; er hat nach dem Geblütsadel nun auch dem Amtsadel die Grenzen gewiesen.

Nicht, ohne selbst an Grenzen zu stoßen: Das Recht lässt sich beugen, aber nicht beliebig brechen. Die Klientelpolitik wird er nicht beseitigen können – wohl aber zu seinem Instrument machen.

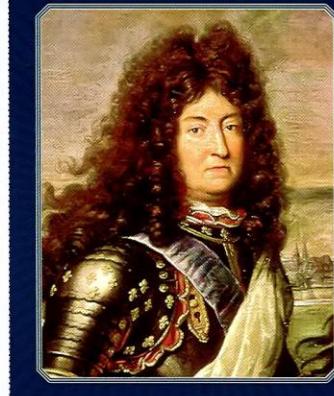
Drei amtsadelige Clans erhalten ein Angebot: Solange sie loyal sind, wird der König ihre Treue erwiedern. Er wird ihre Kinder bedenken, ihre Gefolgsleute bevorzugen, ihre Schwächen übersehen. Doch sollte einer von ihnen auf den Gedanken kommen, nach der ganzen Macht zu greifen, fällt der Stamm. Die Clans heißen Colbert, Le Tellier de Louvois und Phéypeaux.

Sie schlagen ein.

Und Ludwig macht sie zu Stützen seiner Macht. Von den 17 Ministern, die er über 54 Jahre in den Conseil d'en haut berufen wird, stammt nur ein einziger nicht aus einer dieser drei Familien. Ja, oft folgt der Sohn dem Vater – wie François-Michel Le Tellier de Louvois, der 1662 das Kriegsressort „erbt“.

Energisch, begabt, grob über jedes Maß, unter seinem enormen Übergewicht schwitzend, wird Louvois junior der Gegenpart zu dem kalten, abweisenden Finanzmann Colbert. Beide liegen permanent im Streit – genau wie Ludwig es geplant hat: Jeder soll hoffen, jeder intrigieren, aber keiner obsiegen.

Colberts Hauptaufgabe besteht darin, so viel Geld wie möglich zu beschaffen. Er nutzt die Panik unter den Finanziers und Steuerpächtern nach der Verhaftung Fouquets, um deren Gewinnspannen drastisch herabzudrücken; er kauft Ämter zurück, um Renten zu sparen; er lässt Adelstitel auf ihre Rechtmäßigkeit prüfen, um die Zahl der Steuerbefreiten zu senken.



1692

Aber er kalkuliert zugleich langfristig und entlastet das einfache Volk, fördert Manufakturen und Gewerbe.

Für zentrale Rechtsgebiete werdenreichweit gültige Gesetzbücher verfasst. Und nachdem die Macht des Hochadels und der Finanzmagnaten gebrochen ist, gelingt es der erstarkenden Krone endlich, auch die Einspruchsrechte der Parlements zu beschneiden.

Von nun an wählt Colbert auch die 30 nur dem König verpflichteten „Intendanten“ aus, die die Amtsträger in den Provinzen kontrollieren; bald macht das Wort von den „30 Tyrannen“ die Runde. Die gegängelten Provinznotabeln verlegen sich aufs Ausweichen und Verhandeln.

Es bleibt ein tägliches, zähes Ringen. Denn die Macht der Krone ist alles andere als unbeschränkt. Doch nirgendwo wagen die Eliten offenen Widerstand.

Eine neue Fronde, selbst eine publizistische Kampagne wie die zur Rettung Fouquets sind undenkbar geworden: Colberts Zensoren und ab 1667 die von einem seiner Verwandten reorganisierte Pariser Polizei

haben die Öffentlichkeit in ihrem Griff (siehe Seite 88).

Unter der Ägide der drei loyalen Clans, eng beaufsichtigt vom hart arbeitenden König, kommt die Zentralisierung schrittweise voran.

Allmählich gelingt es Colbert, Einnahmen und Ausgaben des Staates ins Gleichgewicht zu bringen. Allein: Ludwig interressiert Fragen der Wirtschaft und der Finanzen vor allem als Mittel zum Erwerb des kostbaren Ruhms.

Seine Prunkentfaltung verschlingt große Summen. Vor allem jedoch muss Colbert immer mehr Mittel an den Kriegsminister abgeben: für den Umbau des Heeres, auf das Ludwig einmal seine wahre Größe gründen will.

EINEN ANFANG machen vier Kompanien Garde-kavallerie. Die Krone verzichtet auf die Erlöse aus dem Verkauf der Offiziersstellen und zahlt den Erwählten stattdessen sogar einen Sold. Auch die gemeinen Truppen werden aufgestockt, besser versorgt, sorgfältig ausgebildet.

Indes rückt der Griff nach der großen Beute Spanien, den Mazarin



Nur kurz ist der Frieden nach dem Ende des Holländischen Krieges 1679. Neun Jahre später mobilisiert Ludwig erneut seine Armee gegen einen benachbarten Staat. Diesmal will er die deutsche Pfalz erobern



vorbereitet hat, in die Ferne. Zwar ist der schwächliche Thronfolger wie erwartet 1661 in Madrid gestorben. Doch

Literaturtipps: Jean Meyer, „Frankreich im Zeitalter des Absolutismus 1515–1789“, Deutsche Verlags-Anstalt; facetterreich, gut lesbar, umfassend; Jean-Christian Petitfrère, „Louis XIV“, Perrin; die wohl beste französische Großbiografie, detaillreich und von souveräner Übersicht.

hat die zweite Frau Philipps IV. fast zur selben Zeit noch einmal einen Jungen zur Welt gebracht. Auch er ist kränklich, aber er lebt, und als 1665 Philipp IV. stirbt, hat Spanien einen rechtmäßigen Erben.

Ludwig sucht nach einer Möglichkeit, trotzdem vom Tod seines Schwiegersohns zu profitieren. Schließlich spüren seine Diplomaten eine alte, eigmündliche Bestimmung auf: In Teilen

der Spanien unterstehenden Niederlande gilt das Erbrecht von Töchtern aus erster Ehe mehr als das der Söhne aus zweiter.

Dies ist eine privatrechtliche Regel, die wohl kaum für Dynastien gilt – dennoch: Ludwig hat seinen Vorwand gefunden und erhebt Anspruch auf einen



Obwohl Ludwig, der hier in der Palastkapelle in Versailles betet, ein tiefgläubiger Katholik ist, verlässt er 1682 die französischen Bischöfe, die weltlichen Rechte des Papstes in Frankreich stark einzuschränken



Teil der niederländischen Hinterlassenschaft Philipps IV. Im Jahr 1667 fallen französische Truppen in Flandern ein und erringen einige schnelle Siege.

Indes ist das Militär noch nicht bereit für einen schweren und langen Krieg, und so willigt Ludwig bereits im folgenden Jahr in einen Kompromissfrieden ein, der Frankreich immerhin eine Anzahl reicher Städte an seiner Nordgrenze einbringt.

Ein erster, noch getrübter Vorgeschnack der ersehnten Triumphe.

Nun beschleunigt sich die Aufrüstung. Die Truppen genießen Ludwigs besondere Fürsorge, er zahlt für ihre Uniformen und versorgt Veteranen und Invaliden – beides Bestimmungen, welche die Loyalität der Kämpfer erhöhen sollen, damit sie ihrem Herrn treuer dienen als die früheren zusammen gewürfelten und um ausländische Söldner ergänzten Heere. Zudem brennen die adeligen Offiziere auf eine Bewährungsprobe.

1672 hat Frankreich bereits 150 000 Mann unter Waffen, mehr als doppelt so viele wie bei Ludwigs Machtübernahme. Seine Flotte ist die stärkste Europas. Der innere Frieden und die Alleinherrschaft des Monarchen sind gesichert, die Finanzen saniert.

Ludwigs Pracht-Ruhm strahlt durch das Königreich, das Ausland beugt misstrauisch die Macht des gewaltigen Königs der Franzosen.

Es ist Zeit, das Spiel zu beginnen.

*

Im April 1672 erklärt Ludwig XIV. der reichen, störrischen Republik der Vereinigten Niederlande den Krieg (siehe Seite 76).

Dies ist der Auftakt zu einem Ringen um Macht und Ruhm, das rund 30 seiner verbleibenden 43 Jahre zu Kriegen machen, ihn gegen halb Europa führen, seinen Staat ruinieren wird. Und das ihm dennoch zu einer Gloire verhilft, wie sie kein anderer französischer König je errungen hat.

Auf einem Höhepunkt seines glänzenden Weges fühlt sich der König gar dazu geneigt, dem Mann die Freiheit wiederzugeben, dessen Vernichtung am Anfang seiner Herrschaft stand. Doch das milde Gefühl kommt zu spät.

Nicolas Fouquet stirbt am 23. März 1680 grau und krank, fern jeder Pracht, die er so liebte, in seiner Gefängniszelle in Pignerol.

Unbegnadigt.

□

Mathias Mesenhöller, 40, arbeitet am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig. Ein besuch in Vaux-le-Vicomte erinnert sich der Historiker immer noch gern: an die kleine, feinere, weniger überlaufene Alternative zu Versailles.

Des Königs Geldbeschaffer



Vertraulich nah steht Colbert (in Schwarz) neben dem Sonnenkönig, als er ihm die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften vorstellt (Bild um 1667). Sie ist, wie viele von Ludwigs Projekten, die Idee seines »Generalkontrolleurs der Finanzen«. Colbert will das Ansehen seines Königs mehren – auch, indem er die jungen Naturwissenschaften fördert



Kein Beamter Ludwigs XIV. ist mächtiger als Jean-Baptiste Colbert. Er herrscht über

Inneres, Handel und Marine. Vor allem aber: über die Finanzen. Er holt die besten Handwerker nach Frankreich, gründet Handelskompanien, baut Kanäle und Häfen, verdoppelt die Einnahmen der Krone. Und versucht, den Prunk seines Herrschers zu bezahlen

TEXT: MARTIN PAETSCH

D

as größte Ingenieurprojekt des Jahrhunderts gerät 1673 in Stocken: Die Experten streiten über den Verlauf des „Canal Royal“, eines Wasserweges von unerhörten Dimensionen. Der Kanal soll vom Mittelmeer im Südwesten Frankreichs quer durch das Languedoc bis zum Fluss Garonne bei Toulouse führen, der in den Atlantik mündet – und so den Seeweg um die Iberische Halbinsel überflüssig machen.

Von einem solchen Kanal haben schon viele geträumt. Leonardo da Vinci, das italienische Universengenie, hat sich an dem Problem versucht. Und das Projekt ebenso als un durchführbar aufgegeben wie zahlreiche andere Ingenieure nach ihm. Zu groß scheinen die Schwierigkeiten: Wie soll der Kanal in den extrem trockenen Sommern der Region mit Wasser versorgt werden? Und wie soll er eine Höhendifferenz von 189 Metern überwinden?

Seit Januar 1667 aber arbeiten bis zu 12 000 Menschen daran, das Unmögliche wahr werden zu lassen. Pierre-Paul Riquet, ein reicher Landbesitzer aus der Gegend, glaubt, die Lösung gefunden zu haben. Unter seiner Leitung errichten die Männer und Frauen einen gewalti-

gen Staudamm, legen Wehre und Schleusen an, graben das Bett der Wasserstraße in den Boden und führen sie über unzählige Flüsse hinweg.

Doch nun versperrt eine Felsformation den Weg. Das Gestein ist zu hart, um hier den rund 20 Meter breiten und zwei Meter tiefen Kanal mit Schaufeln und Spitzhaken auszuheben.

Staatliche Kontrolleure stellen den von Riquet geplanten Verlauf infrage: Die Route entlang des Felshanges sei unmöglich, sein Vorhaben eine gewaltige Geldverschwendungen.

Bis aus Paris ein Brief eintrifft: „Alles Schwarzpulver, das Sie brauchen“ werde Riquet zur Verfügung gestellt. Und tatsächlich: Zahllose Sprengladungen reißen einen breiten Graben in die steilen Felswände. Nun ist der Weg frei für den Kanal.

Der Verfasser des Schreibens, das den Weiterbau ermöglicht, ist der nach dem König einflussreichste Mann Frankreichs: Jean-Baptiste Colbert, Generalkontrolleur der Finanzen unter Ludwig XIV.

Fast während der gesamten nahezu 15-jährigen Bauzeit unterstützt er das gewagte Unterfangen. Wenn Riquet verzagt, schreibt Colbert ihm aufmunternde Briefe. Als Arbeiter fehlen, lässt er Staatsdiener nach „stämmigen Bettlern“ fahnden, die fortan am Kanal schufteten müssen. Vor allem aber stellt er sicher, dass immer wieder Gelder aus der Staatskasse in das Projekt fließen.

Selbst als Fachleute und Finanzbeamte an der Machbarkeit zweifeln, glaubt Colbert an den Erfolg des Unternehmens. Vielleicht, weil es ebenso aberwitzig ist wie sein eigener Aufstieg.

Und wenn er im Laufe dieser erstaunlichen Karriere eines gelernt hat, dann dieses: Durch harte Arbeit lässt sich fast alles erreichen.

gut angesehen. Doch um in die höchsten Ämter des Staates zu kommen, braucht es mehr: einen bedeutenden Adelstitel.

Immerhin haben es die Colberts schon weit gebracht, streben seit Generationen nach oben. Mehrere Angehörige der Familie haben Reichtum und Ländereien erworben, zudem kleinere Ämter und Titel. So auch der Vater von Jean-Baptiste, der sich bald in Paris als Bankier und Geldgeber versucht – allerdings mit wechselndem Erfolg.

Die Karriere des Sohnes beginnt mit 15 als Lehrling eines Bankiers, es folgen Anstellungen bei einem Notar, bei einem Gerichtsbeamten und schließlich als Gehilfe eines bedeutenden Financiers.



Glasbläser bei der Arbeit. Colbert wirbt italienische Meister an, damit Ludwig Lu-

xusgüter nicht mehr importieren muss

ALS JEAN-BAPTISTE COLBERT 1619 in Reims geboren wird, ist seine Familie zwar nicht mittellos – sein Vater, ein Großkaufmann mit Geschäftsverbindungen bis nach Antwerpen und Mailand, ist wohlhabend und in der Stadt

Wohl schon da gibt es für Colbert nur ein Ziel: den Vorstoß an die Spitze der Gesellschaft. „Ich gestehe Euch, dass ich vor Ehrgeiz brenne, unsere Familie auf ehrenvolle und tugendhafte Weise aufsteigen zu sehen“, schreibt er später an einen seiner Brüder.

1640 tritt der 20-Jährige eine bescheidene Stelle im königlichen Dienst an. Fünf Jahre später wird er Gehilfe des Staatssekretärs für das Militärwesen, eines weitläufigen Verwandten, steigt dann auf zu dessen Sekretär.

Selbst seine 1648 geschlossene Ehe fügt sich in Colberts Plan: Die Hochzeit mit der Tochter eines königlichen Finanzbeamten bringt ihm nicht nur die

reiche Mitgift von 100 000 Livres ein (etwa der 400-fache Jahresverdienst eines Handwerkers), sondern vor allem Kontakte zu höchsten Kreisen bei Hofe.

Durch seinen Dienstherrn lernt Colbert, mittlerweile zum Staatsrat ernannt, den mächtigsten Politiker des Landes kennen: Kardinal Jules Mazarin, den Ersten Minister des Königs.

Der Kardinal ist zunächst verärgert über den selbstbewussten jungen Mann, der sich energisch für die Interessen des Staatssekretärs einsetzt, ohne Rücksicht selbst auf ihn, Mazarin. Doch bald erkennt der Kardinal, wie nützlich ihm der pflichteifige Colbert sein kann. Als Mazarin während der Fronde (siehe Seite 26) aus Frankreich fliehen muss, beauftragt er ihn mit der Verwaltung seiner Besitztümer und Angelegenheiten.

In den folgenden Jahren kümmert sich Colbert um all jene weltlichen Güter, die der Kardinal angehäuft hat: Kunstwerke, Juwelen, Grundbesitz, Handwerksbetriebe, Viehherden und vieles mehr, sogar eigene Handelsschiffe. Dutzende Abteien leisten Abgaben an Mazarin. Die treibt sein bald wichtigster Mitarbeiter ein, schickt die Schiffe auf Handelsfahrten, beschafft seinem Vorgesetzten sogar bequeme Schlafröcke.

„Er ist dazu geboren, in unglaublichem Maße zu arbeiten“, lobt Mazarin. Als Lohn für seine Tätigkeit darf Colbert den Erlös mancher Transaktionen einstreichen, er handelt dem Kardinal zudem einige einträgliche Abteien ab. Und er sorgt für seine Familie: Seinen Brüdern verschafft er Stellen in der Verwaltung, im Militär und der Kirche.

Mazarin stirbt im März 1661 – als einer der reichsten Männer Frankreichs. Auch Colbert selbst ist inzwischen äußerst wohlhabend. Doch seine eigentlichen Karriere hat gerade erst begonnen.

Denn Ludwig XIV. ernennt wider Erwarten keinen neuen Ersten Minister: Der junge König will selbst die Staatsgeschäfte führen und schließt den Hochadel von der Regierung aus.

Colbert aber beruft er wenige Tage nach Mazarins Tod zum *intendant des finances*, zum Finanzaufseher. Auf dem Sterbebett hat der Kardinal dem König seinen geschäftstüchtigen Mitarbeiter als „vertrauenswürdig und treu“ emp-



Jean-Baptiste Colbert 1666, fünf Jahre nach der Ernennung zum Oberaufseher der Finanzen. Er hat seinen Vorgänger ins Gefängnis gebracht und ist nun der engste Vertraute des Königs. Das Volk aber hasst ihn, und seine Gegner am Hof nennen ihn »Mann aus Marmor«

fohlen. Doch Colberts erfolgreiche Arbeit ist Ludwig ohnehin nicht verborgen geblieben. „Ich wusste, dass er viel Einsatzwillen, Kenntnisse und Redlichkeit besaß“, notiert der Monarch später.

Colbert wird Nicolas Fouquet unterstellt, der als „Oberster Aufseher der Finanzen“ gewissermaßen der Finanzminister Frankreichs ist. Doch der ehrgeizige Emporkömmling begnügt sich nicht mit einer untergeordneten Position: Er will ins Zentrum der Macht.

Dorthin, wo Fouquet ist.

Kaum im Amt, macht sich Colbert daran, seinen Vorgesetzten zu vernichten – mit Unterstützung von allerhöchster Stelle. Der König selbst misstraut Fouquet, sieht sich durch dessen Machtfülle und Prunkentfaltung in seiner Alleinherrschaft bedroht. Genau wie Mazarin hat Fouquet seine Stellung genutzt, um sich selbst zu bereichern – allerdings auf besonders schamlose Weise. In der Nähe von Paris hat er sich mit Vaux-le-Vicomte das prächtigste Schloss Frank-

reichs bauen lassen. Bei der extravaganten Einweihung im August 1661, zu der auch der König geladen ist, stellt der Feinde gegen seinen Reichtum und guten Geschmack zur Schau.

Der Monarch ist nicht amüsiert. Inzwischen hat Colbert immer mehr Belastungsmaterial gegen Fouquet gesammelt. Dessen zweifelhafte Geschäfte hätten zur „Zerrüttung der Finanzen des Königs“ geführt, so der Vorwurf.

Colbert genügt es nicht, dass Fouquet schließlich im Herbst 1661 verhaftet und angeklagt wird. Mit königlicher Rückendeckung lässt er belastendes Bewismaterial fälschen und entlastendes unterschlagen, setzt Mitglieder des Gerichts unter Druck. Und gibt erst Ruhe, als Fouquet für den Rest seines Lebens eingesperrt wird.

Durch seine Unerbittlichkeit macht sich Colbert in der Öffentlichkeit, die



In Marseille besichtigt Colbert die Arbeiten an einer Galeere. Als Marineminister arbeitet er entschlossen daran, eine kampfkraftige französische Flotte aufzubauen – und bedrängt die Gerichte, ausreichend Sträflinge zum Ruderdiens zu verurteilen

während des dreijährigen Prozesses Partei für den Angeklagten ergriffen hat, verhasst. Künstler, Literaten und Intellektuelle, die einst von Fouquets Freigebigkeit profitierten, machen Stimmung gegen Colbert. Er gilt als kalt und rücksichtslos. Zeitgenossen nennen ihn den „Mann aus Marmor“.

Aber Colbert hat sein Ziel erreicht: Er übernimmt den Posten des gestürzten Fouquet, hat nun die Oberaufsicht über die Staatsfinanzen. Doch stets befolgt er genau Ludwigs Anweisung, keine Entscheidung ohne dessen Zustimmung zu treffen. Stets erweist er ihm den nötigen Respekt, verhält sich loyal und bescheiden. Und kleidet seine Empfehlungen in wohlgewählte Formulierungen, die dem Monarchen schmeicheln.

So duldet es der König auch, dass Colbert nach und nach immer mehr Zuständigkeiten in seiner Person vereinigt.

Schließlich bringt der zum „Generalkontrolleur der Finanzen“ Ernannte fast alle anderen Ressorts unter seine Kontrolle: das Innere und das öffentliche Bauwesen, den Handel und die Marine, sogar die schönen Künste.

Und der Einfluss Colberts reicht noch weiter, als es seine vielen Ämter vermuten lassen: Er ist der engste Vertraute Ludwigs XIV., der ihm in Regierungsgeschehen oft freie Hand lässt und sogar die Korrespondenz mit seinen Mätressen über ihn abwickelt.

Das Geschehen im Königreich dirigiert Colbert vom Schreibtisch aus: Dort listet er Zahlenkolonnen auf, verfasst Briefe, bereitet Erlasse vor. In seinem Büro liest er auch die Schreiben der Intendanten.

Diese Kommissare, von ihm selbst im Namen des Königs ernannt und mit weitreichenden Befugnissen ausgestattet, macht er zu seinen Statthaltern in den Provinzen. Sie setzen seine Beschlüsse um, berichten ihm über die

Stimmung in der Bevölkerung, melden das Verhalten anderer königlicher Beamter. Auf diese Weise kontrolliert Colbert selbst die entlegensten Landesteile.

DER PRUNKLIEBENDE Sonnenkönig weiß, was er an dem als humorlos geltenen Colbert hat, der bewusst äußerlichen Pomp vermeidet, sich zumeist schlicht schwarz kleidet. Kein anderer eignet sich so gut für die Aufgabe, die Ludwig für ihn vorgesehen hat: Er soll die daniederliegende Wirtschaft in Schwung bringen – und dabei so viel Geld wie möglich beschaffen, um die ständig steigenden Ausgaben des Monarchen zu decken.

Aber wie soll Colbert dem Land noch mehr Geld abpressen?

Frankreich steckt nach Bürgerkrieg und Missernten in einer tiefen Depression. „Überall herrscht Unordnung“, klagt Ludwig XIV. bei Übernahme der Amtsgeschäfte. Auch die Organisation der Staatsfinanzen ist in desaströsem Zustand. So erreicht im Jahr 1661 von 85 Millionen Livres gezahlten Steuern kaum mehr als ein Drittel die Kassen des Königs. Der Rest versickert in einem undurchsichtigen Geflecht privater Steuereintreiber.

Denn statt ein System königlicher Beamter aufzubauen, um die Abgaben von Bauern und Bürgern einzutreiben, haben Colberts Vorgänger dieses Recht an Privateute verpachtet. Die strecken der Krone einen Teil der zu erwartenden Einnahmen vor – die Differenz zu den wirklichen Einkünften aber behalten sie selbst und pressen dabei den Steuerzahler oft noch überhöhte Sätze ab.

Zudem tragen der Klerus und die meisten Adeligen kaum etwas zur Staatskasse bei. So sind die alten Adelsgeschlechter, die einst dem König zum Waffendienst verpflichtet waren, von der Steuer befreit – und in jüngerer Zeit konnten viele wohlhabende Bürger mit dem Erwerb von Grundbesitz einen Adelstitel erlangen, der gleichfalls ausreicht, dem Fiskus zu entgehen.

Auch der Handel mit Ämtern floriert. Um seinen Geldmangel zu mindern, hat der Staat in den Jahren zuvor fast 46 000 Verwaltungsposten verkauft, von denen die meisten besoldet sind. Nun belasten

die regelmäßigen Gehaltszahlungen den Haushalt.

Mit enormer Energie macht sich Colbert ans Werk, arbeitet von morgens um fünf bis tief in die Nacht. Erhöhen kann er die Abgaben nicht – zu groß ist die Steuerlast schon jetzt für die Bauern und einfachen Bürger.

Doch er stoppt den Handel mit Ämtern, überprüft Adelstitel und beschneidet den Profit der Steuerpächter, indem er ihre Margen radikal verringert.

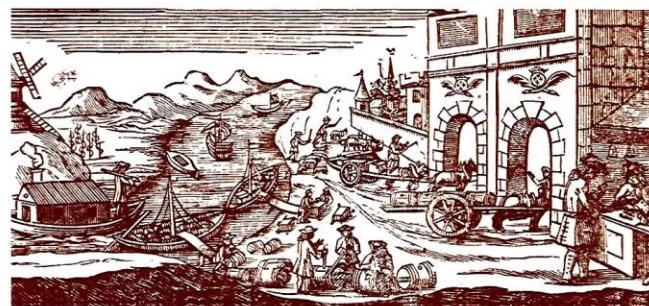
DIese VERWALTUNGSREFORM allein reicht ihm jedoch nicht: Colberts Ziel ist die komplette Umstrukturierung der Wirtschaft. Denn wenn er das Land reich macht, so seine Überzeugung, macht er es auch mächtig und mehrt zugleich Ruhm und Glanz des Königs. Dabei richtet er sich nach den vorherrschenden ökonomischen Lehren seiner Zeit. Konsequenter jedoch als jemals ein Finanzlenker zuvor setzt er jene Theorien in die Praxis um, für die spätere Wissenschaftler den Begriff „Merkantilismus“ prägen werden.

Colbert übernimmt Ideen von Gelehrten und von Staatsmännern wie Kardinal Richelieu, dem Vorgänger Mazarins als Erstem Minister. „Was die Staaten in Größe und Macht voneinander unterscheidet“, so verkündet er in Übereinstimmung mit der Lehrmeinung, „ist allein der Reichtum an Geld“, nicht die Zahl der Untertanen oder die Größe des Territoriums.

Und so versucht er vor allem, die im Land zirkulierende Geldmenge – nach seinem Verständnis Edelmetalle in Münzen oder anderer Form – zu mehren. Dabei folgt er einem einfachen Prinzip: Es gilt, so viel Gold und Silber wie möglich aus anderen Ländern ins Königreich zu ziehen – und gleichzeitig so wenig wie möglich herauszulassen.

Unverarbeitete Rohstoffe wie etwa Wolle sollen demnach möglichst nicht exportiert werden: Derart billige Waren bringen zu geringe Erträge und damit zu wenig Geld nach Frankreich.

Stattdessen sollen französische Handwerker die Rohstoffe selbst verarbeiten – und aus Wolle zum Beispiel feine Tuche herstellen. Weil sich diese veredelten Waren im Ausland teuer ver-



Weinhändler müssen an den Toren französischer Städte Einfuhrsteuern auf ihre Ware bezahlen. Colbert kann die Abgaben nicht weiter erhöhen, doch er reformiert das System und beschneidet die Überschüsse der Steuerpächter

kaufen lassen, fließt auch mehr Geld nach Frankreich.

Zudem sollen seine Landsleute möglichst keine Luxusgüter einführen – dadurch strömen zu viele Zahlungsmittel ins Ausland. So stört sich Colbert etwa daran, dass jährlich Prunkspiegel für mehr als 300 000 Livres in Venedig geordert werden. Die Lagunenstadt hat praktisch ein Monopol auf die technisch komplizierte Herstellung der Glaswirke, die auch in französischen Schlössern immer mehr in Mode kommen, und hütet ihre Geheimnisse eifersüchtig.

1665 aber gründen einige Unternehmer eine „Königliche Spiegelmanufaktur“ in der Pariser Vorstadt Faubourg Saint-Antoine – massiv gefördert von Colbert. Er entsendet Agenten nach Italien, die heimlich einige Spiegelmacher abwerben und in die französische Hauptstadt holen. Mit Geschenken und jährlichen Pensionen bringt er die Spezialisten dazu, in der neu geschaffenen Manufaktur zu arbeiten. Venedig reagiert drastisch: Mörder vergiften zwei der abgeworbenen Fachleute.

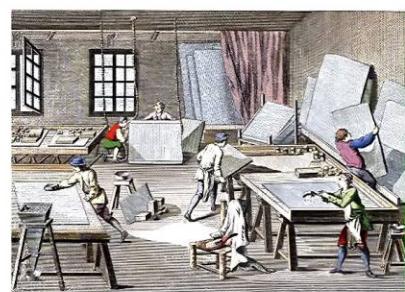
Schon bald entstehen in der Werkstatt „Spiegel, so schön wie die in Venedig hergestellt“, wie der Philosoph Voltaire rund 80 Jahre später schreiben wird. Zufrieden mit der Qualität der heimischen Produktion, verbietet Colbert bereits 1672 die Einfuhr von Spiegeln aus der Lagunenstadt.

Ähnlich geht er mit anderen Handwerkszweigen vor. Er fördert die Gründung von Manufakturen mit staatlichen Zuschüssen, lässt im Ausland Spitzen-

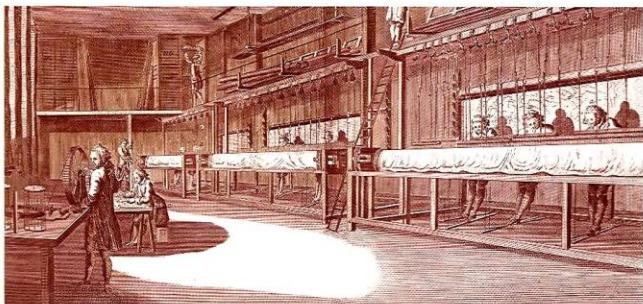
kräfte rekrutieren. Er holt Glasbläser aus Italien, Papiermacher aus den Niederlanden, Goldschmiede aus Deutschland. Mit lukratischen Angeboten lockt er sogar Meister der Lederbearbeitung aus dem fernen Russland herbei.

Bis ins Detail reglementiert Colbert königliche Manufakturen wie auch traditionelle Handwerksbetriebe, die den Zünften unterstehen, schreibt die Länge der Arbeitstage vor: Zehn Stunden täglich müssen etwa die Feinmechaniker der Stadt Abbeville arbeiten.

Und die Handwerker sollen nicht nur viele, sondern auch besonders hochwertige Waren produzieren. Vor allem für die Textilindustrie erlässt Colbert umfangreiche Regelwerke, die bis zu



Colbert erlässt Regeln für Handwerker wie diese Spiegelmacher. Sie legen etwa Arbeitszeiten fest und Strafen für schlampige Fertigung



Colbert ist auch für die Hauptstadt zuständig und siedelt dort Manufakturen an, um Arbeit und Geld nach Paris zu bringen. In einer Vorstadt werden nun Spiegel hergestellt, im Faubourg Saint-Marcel weben Arbeiter Gobelins (oben)

377 Paragraphen enthalten. Sie schreiben nicht nur die genauen Maße der herzustellenden Stoffbahnen vor, sondern auch empfindliche Geldstrafen für schlampige Fertigung.

Gleichzeitig lässt der Generalkontrolleur Straßen und andere Verkehrswägen ausbauen – darunter auch den Canal Royal, jenen gewaltigen Wasserweg im Südwesten des Landes.

Doch nicht nur Industrie und Handwerk meint Colbert stärken zu müssen. Im Welthandel steht Frankreich ebenso hinter seinem Nachbarn zurück: Längst haben sich England und die Niederlande einträchtige Kolonien und Stützpunkte in Amerika, Asien und Afrika gesichert.

Die Handelskompanien der beiden Länder erzielen hohe Profite: Unter dem

Schutz von Kriegsschiffen bringen deren Handelssegler Gewürze und andere Güter wie Zucker und Baumwolle nach Europa, wo sie teuer verkauft werden – auch nach Frankreich.

Dagegen ist die Flotte Ludwigs in einem kläglichen Zustand: Beim Tod Mazarins besteht die Kriegsmarine aus gerade einmal acht einsatzfähigen Schiffen. Die Handelsmarine ist ebenfalls klein und schwach: Selbst den Export französischer Güter übernehmen oftmals niederländische Frachter.

Damit auch Frankreich am Überseehandel teilhaben kann, gründet Colbert Kompanien nach niederländischem Vorbild. Er stattet sie mit Handelsmonopolen für künftige Kolonien aus – und für bestehende wie die Karibikinseln Martinique oder Guadeloupe, die zwar formal den Franzosen gehören, vor allem aber von Niederländern ausgebeutet worden sind. Als „Armeen des Königs“ in einem von Colbert ausgerufenen Handelskrieg sollen diese Gesellschaften der Konkurrenz nacheifern – und sie schließlich übertreffen.

In Rochefort an der Atlantikküste und in Brest lässt Colbert Häfen erbauen. In Toulon, Le Havre, Calais und

Dünkirchen werden nach seinen Anweisungen die Hafenanlagen ausgebaut und Werften errichtet.

Schon bald nimmt die Zahl der Kriegsschiffe erheblich zu – und damit die der benötigten Marinesoldaten. Weil sich besonders für die Galeeren nicht genügend Ruderer finden lassen, weist Colbert die Gerichte an, Angeklagte häufiger als zuvor zum Strafdienst auf den Ruderbänken zu verurteilen.

Es kann ihm gar nicht schnell genug gehen: In Toulon zimmern 600 Arbeiter vor seinen Augen in sieben Stunden ein Kriegsschiff zusammen. Bereits 1662 kann eine kleine Flotte auslaufen, um im Mittelmeer Piraten zu bekämpfen. Und zehn Jahre später verfügt Frankreich bereits über 120 größere Kriegsschiffe.

COLBERT ERREICHT in kurzer Zeit Erstaunliches: So kann er in den ersten zehn Jahren seiner Amtszeit die ständi-

Colberts Kanal wird zum TRIUMPH, der ihn überdauert



Eine Papiermühle in der Auvergne: Frankreich soll nicht länger Rohstoffe exportieren, sondern wertvolle Fertigprodukte

gen Staatsausgaben, zu denen etwa die Gehälter zählen, von 53 Millionen auf 24 Millionen Livres senken. Gleichzeitig verdoppeln sich in diesem Zeitraum die Einnahmen der Krone.

Auch seine Familie ist endlich an der Spitze der Gesellschaft angekommen. Colbert selbst häuft ein Vermögen von zehn Millionen Livres an. Seine Brüder werden Bischof, Gouverneur und Staatssekretär des Äußeren. Seine Söhne

schmücken sich mit klangvollen Titeln, einer wird ihm als Staatssekretär für die Marine und für das königliche Haus nachfolgen. Und seine drei Töchter heiraten allesamt Söhne von Herzögen.

Doch es gibt auch Rückschläge. So machen die von ihm gegründeten Handelsgesellschaften hohe Verluste, müssen Besitztümer in Übersee aufgeben oder lösen sich gar auf.

Vor allem spalten sich, nachdem Colbert 1667 holländische Importe mit hohen Zöllen belegt hat, die Streitigkeiten mit den Niederlanden immer weiter zu. Schließlich kommt es 1672 zu offenem Krieg – damit schnellen auch Ludwigs Ausgaben für das Militär in die Höhe.

Um schnell an Geld zu kommen, muss Colbert viele seiner Reformen wieder rückgängig machen: Wie sein Vorgänger Fouquet verkauft er zahllose Ämter und erhöht einige Steuern, nachdem er die Kopfsteuer zuvor sogar gesenkt hatte.

Immer wieder gemahnt Colbert den Sonnenkönig zur Mäßigung, hält ihm seine horrenden Ausgaben für Lustreisen, Bankette und das Glücksspiel vor. Er bemängelt die teuren Truppenparaden und die weiter und weiter steigenden Kosten für das Schloss in Versailles.

Doch schon seit Anfang der 1670er Jahre setzt Colbert ein junger Rivale zu: Der Marquis de Louvois, verantwortlich für das Kriegswesen, buhlt ebenfalls um die Gunst des Herrschers.

Bald schon spielt Ludwig die beiden Konkurrenten gegeneinander aus. Als Colbert einmal bezweifelt, ob sich eine vom König geforderte Millionensumme tatsächlich aufbringen lässt, verweist der auf Louvois: „Überlegen Sie es sich: Es wird sich schon jemand finden, der sich dieser Sache annehmen wird.“

Im September 1683 stirbt Colbert mit 64 Jahren. Als die Nachricht vom Tod des unpopulären Generalkontrolleurs bekannt wird, bricht in der Bevölkerung Jubel aus. Auf dem Weg zu seiner letzten Ruhestätte in der Kirche Saint-Eustache



Der Generalkontrolleur erklärt dem König sein größtes Projekt: einen Kanal vom Mittelmeer zum Atlantik. Der Bau des »Canal Royal« wird 15 Jahre dauern und mehrmals fast scheitern. Doch schließlich wird er einer der größten Erfolge Colberts

muss eine Eskorte den Leichnam abschirmen, um Übergriffe der Einwohner von Paris zu verhindern.

COLBERTS VERSUCH, Frankreichs Finanzen zu sanieren, war vergebens: Durch die kostspieligen Kriege immer stärker überschuldet, steht das Land gegen Ende von Ludwigs Regierungszeit vor dem Staatsbankrott. Später erst wird deutlich, wie viel Colbert dennoch für die Stärkung der französischen Wirtschaft bewirkt hat.

Doch eines seiner Projekte hat sofort Erfolg: der Canal Royal.

Erst 1681 ist der Kanal endlich fertiggestellt worden. Über eine Distanz von fast 240 Kilometern verbindet er nun das Mittelmeer mit dem Atlantik.

100 Schleusen heben Schiffe über den 189 Meter hoch gelegenen Scheitelpunkt des Kanals hinweg. An einer Stelle führt der Wasserweg durch einen 165 Meter langen Tunnel. Das Austrocknen des Kanals verhindert ein gewaltiger Stausee.

Insgesamt 15 Millionen Livres hat das Mammutprojekt verschlungen. Doch erstmals können jetzt Schiffe ihre Fracht von einem Meer ins andere befördern, ohne Frankreich zu verlassen. 1683 werden in einem Monat bereits etwa 1600 Tonnen Waren durch den Kanal transportiert (bis heute ist er in Betrieb, seit der Revolution unter dem Namen Canal du Midi).

Selbst der Sonnenkönig, den die Schifffahrt sonst kaum interessiert, ist entzückt: Ludwig lobt den Bau der monumentalen Wasserstraße, die ohne seinen Vertrauten Colbert nicht zustande gekommen wäre, als „unendlich vorteilhaft für mein Königreich“. □

Martin Paetsch, 39, ist Journalist in Hongkong. An Colbert beeindruckte ihn vor allem die ungeheure Energie, mit der sich der „Superminister“ in die unterschiedlichsten Fachgebiete einarbeitete – und sich dabei persönlich um jedes noch so kleine Detail kümmerte.

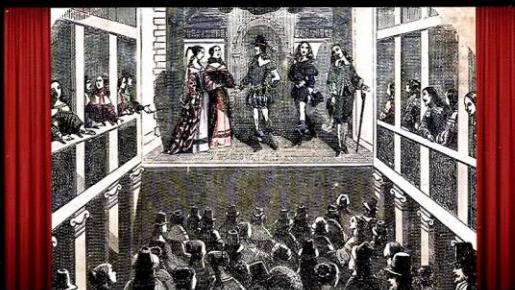
Literaturtipps: Klaus Malettké, „Jean-Baptiste Colbert. Aufstieg im Dienste des Königs“, Musterschmidt; ausgewogenes Porträt eines faszinierenden Machtmenschen. L.T.C. Rolt, „From Sea to Sea. The Canal du Midi“, Allen Lane; über den Bau der 240 Kilometer langen Wasserstraße – eine technische Meisterleistung der Epoche.



Jean-Baptiste Molière, um 1658. Im selben Jahr erregt er die Aufmerksamkeit und die Gunst des Königs. Ludwig weist dem Dramatiker eine Bühne in Paris zu: ein Privileg in einer Zeit, in der viele Theater in ehemaligen Tennis-hallen spielen (rechts)

Molière

Höher kann ein Schauspieler in Frankreich nicht steigen: Wenn Jean-Baptiste Molières Truppe auf der Bühne steht, hält der Sonnenkönig sich die Seiten vor Lachen. Der Sohn eines Raumausstatters hat die Komödie zur Kunstform erhoben, der Tragödie ebenbürtig. In Paris, in Versailles, auf Königs führt er Hanswursts der die Quacksalber, die eingebildeten den Festen des die Narren und Gesellschaft vor, die Frömmelier, Jungfern, die altmodischen Adeligen. Doch die Gunst des Monarchen hat einen hohen Preis: Manchmal bleiben dem Dichter nur Tage, um Ludwigs Gier auf ein neues Stück zu befriedigen. Überanstrengt, tuberkulosekrank, wird er, der für das Theater lebte, auf der Bühne zusammenbrechen



von JÖRG-UWE ALBIG

D

ie Gäste des Königs lachen und klatschen. Vielleicht erinnert sie der Jagdbesessene an den Löwen, der Eitle an den Pfau, der Rücksichtslose an das Wildschwein. Der Spekulant an das Eichhörnchen, das unermüdlich Nüsse sammelt und knackt.

Man gibt: eine Ballettkomödie mit dem Titel „Die Lästigen“, aufgeführt von der Schauspieltruppe des Herzogs von Orléans. Ein Schauspieler mit dem Künstlernamen Molière hat sie geschrieben.

Es treten auf: der Gernegroß, der Streithahn, der Projektmacher, der eingebildete Tänzer, die geschwätzigen Damen, der entrückte Gelehrte – und der arme Zeitgenosse, den diese Ausgeburten der Epoche umzingeln: „O Himmel, was geschah? / Wohin ich immer blicke, es sind nur Narren da.“

Zu den „Vergnügungen der verzuberten Insel“ hat der König nach Versailles geladen – ein dreitägiges Fest für 600 Gäste, das sich mit allerlei Lustbarkeiten auf zehn Tage ausdehnt. Es ist das Frühlingsfest des Jahres 1664. Es gibt Turniere und Bankette, Umzüge mit Federbüscheln und Trompeten und Göttern auf sieben Meter langen Wagen. Es gibt einen schwebenden Berg und drei Seeungeheuer; es gibt Nymphen und eine schwimmende Insel, die im Raketengewitter in die Luft fliegt.

Am Sonntag steht ein Besuch der gerade erst eröffneten Menagerie auf dem Programm.

Der König höchstselbst präsentiert sein Schmuckstück – die erste moderne Tierorschau des Abendlandes. Vom zentralen Pavillon aus starren die Gäste in strah-

lenförmig angelegte Gehege, bestaunen die Gazelle, das Kamel und den Elefanten.

Und im Anschluss führt die Theatergruppe des Herzogs von Orléans auf der Freilichtbühne ihren Menschenzoo vor.

DIE EINTEILUNG DER WELT, die „Ordnung der Dinge“, wie der Ideenhistoriker Michel Foucault sie einmal nennen wird, ist eine Obsession der Zeit. Dies ist ja das Jahrhundert, das die vergleichende Anatomie erfindet, das sich anschickt, Flora und Fauna zu klassifizieren – nicht mehr aufgrund von Ähnlichkeit, sondern „wesensmäßig“. In ganz Europa legen Liebhaber Naturaliensammlungen an mit dem Ziel, eine „etikettierende Ordnung“ des Weltganzen zu finden. In England entwickelt der Biologe John Ray seine umfassende Systematik, ordnet die Tierwelt nicht mehr nach Lebensräumen, sondern nach morphologischen Kriterien wie Fußformen und Organfunktionen.

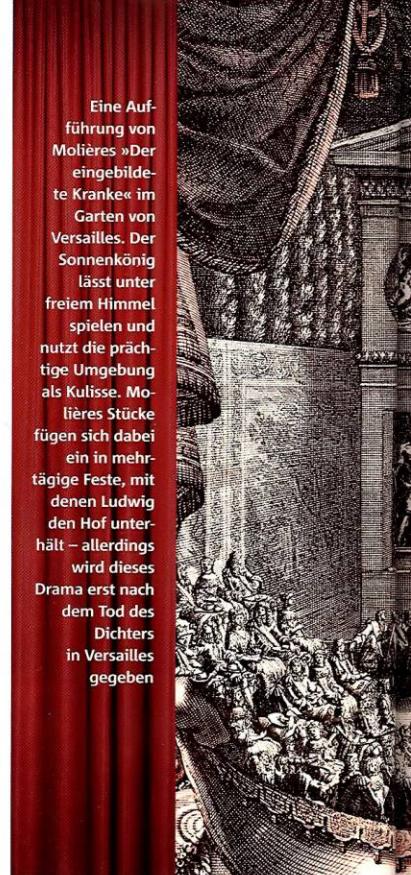
Auch die Tiere von Versailles sind vor der finalen Erfassung nicht sicher: Für eine „Naturgeschichte der Tiere“ überwacht eine Gruppe von Medizinern hier Seekalb und Stachelschwein, bestrahlt Chamäleons mit Licht, um ihre Farbwechsel zu studieren. Zersäbelt Löwen, zerschneidet die Gallenblase der Gazelle, seziert auch – unter den Augen des Königs – einen Elefanten.

Manchmal kommen sich die Forscher wie im Theater vor – etwa angesichts der Kraniche: „Denn wenn sie sehen, dass man sie betrachtet, so fangen sie ordentlicherweise an zu tanzen ...“

Und während so den Forschern der Tierpark zur Bühne wird, macht Molière das Theater zur Menagerie.

Auch er entwirft ein klassifikatorisches System – eine Zoologie der Gesellschaft. Eine Art nach der anderen führt er in die Manege: In „George Dandin“ beschreibt er den Parvenu, in „Monsieur de Pourceaugnac“ den Provinzadeligen, im „Geizhals“ den raffenden Knäuser. Im „Bürger als Edelmann“ nimmt er sich die Händler vor, die glauben, sich Adel erkaufen zu können. Und so erheiterter er sein Publikum, das die scharf konturierten Typen unfehlbar erkennt – ohne sich selbst zu ihnen zählen zu müssen.

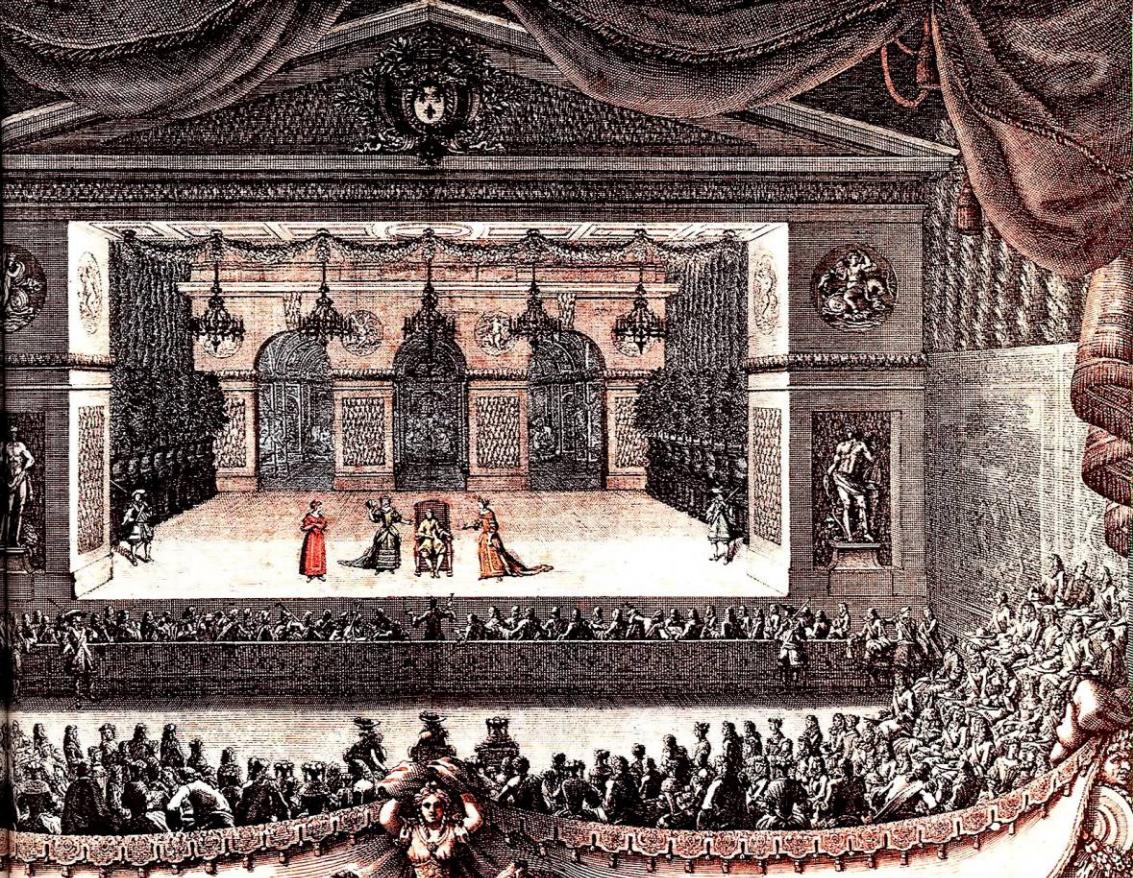
Eine Aufführung von Molières »Der eingebildete Kranke im Garten von Versailles. Der Sonnenkönig lässt unter freiem Himmel spielen und nutzt die prächtige Umgebung als Kulisse. Molières Stücke fügen sich dabei ein in mehrtägige Feste, mit denen Ludwig den Hof unterhält – allerdings wird dieses Drama erst nach dem Tod des Dichters in Versailles gegeben



Sganarelle, ein Holzsammler, ist der »Arzt wider Willen« im Drama von 1666

Denn Molières Stücke sind Tabellen, Taxonomien, Nomenklaturen. Statt des Individuumus, das in den Tragödien etwa des 16 Jahre älteren Pierre Corneille edel deklamierend über die Bühne schreitet, zeigt Molière menschliche Spezies: ihre Drohlaute, ihre Balzrituale, ihr Revierverhalten. Er legt dem König sein Tierleben zu Füßen – ordentlich in Gehege sortiert.

Jean-Baptiste Molière, 1622 als Jean Poquelin geboren, ist selbst eine Gestalt wie aus einer seiner Komödien – ein kleiner, untermalter Mann mit dünnen Beinen, einem kurzen Hals und einem mächtigen Kopf darauf. Ein Schnurrbart trennt die breite Nase vom großen



Mund; ernst quillt sein Blick unter buschigen Brauen. Seine dumpfe Stimme schlägt schrille Kapriolen, erstirbt immer wieder in einem krankhaften Schlucken, geht manchmal in ein Husten über: Die letzten Jahre seines Lebens wird er sich einer Milchdiät unterziehen müssen, um seine Tuberkulose zu lindern.

Mit Zuneigung hat die Welt ihn nicht verwöhnt. Seine Ehe mit der 20 Jahre jüngeren Armande, geschlossen im Alter von 40 Jahren, ist alles andere als ein Quell der Freude. Gut möglich, dass die angehende Schauspielerin ihren Chef aus Berechnung geheiratet hat – die Pariser tuscheln, sie habe den Dichter schon während der Hochzeitsnacht be-

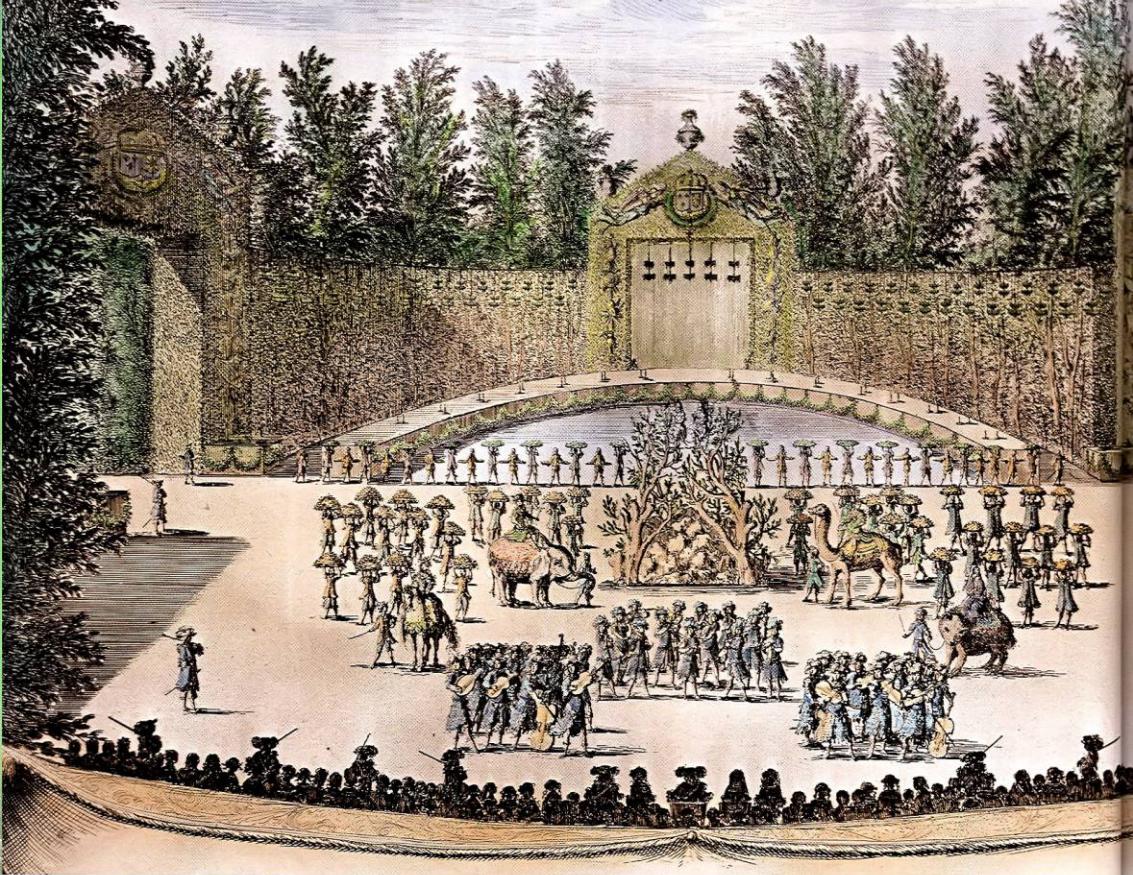
trogen, sei sogar beim Frühlingsfest von Versailles mit einem Herzog zwischen den Hecken verschwunden. Jedenfalls ist das Zusammensein ein konstanter Zusammenstoß: Armandes Leichtsinn prallt auf Jean-Baptistes Gereiztheit.

Seine Mutter hat ihn schon verlassen, als er zehn war: Sie starb, wie vier Jahre später auch die zweite Frau des Vaters. Der alte Poquelin selbst, „Inneninhaber und ordentlicher Kammerdiener des Königs“ mit eigenem Laden unweit der Pariser Markthallen, hat ihn Jura studieren lassen und als Nachfolger für das Unternehmen vorgesehen – und ist zweifellos enttäuscht, als der Sohn im Januar 1643 auf sein ererbtes Amt ver-

zichtet und mit neun anderen Musenjüngern eine Schauspieltruppe gründet.

Vieelleicht haben die Gaukler, Possensänger, Bänkelsänger und Scharlatane auf dem Pont-Neuf, nur einen Block von seinem Elternhaus entfernt, die Bühnensehnsucht des Jungen beflügelt. Vieelleicht ist es die Seele der Truppe, die rothaarige, 25-jährige Madeleine Béjart, die dem vier Jahre jüngeren Molière den Kopf und die Karriere verdreht.

Jedenfalls ist die Berufswahl alles andere als standesgemäß. Zwar hat König Ludwig XIII. 1641 die Komödianten, „die Unsere Völker von verschiedenen schlechten Handlungen ablenken“ können, in Schutz genommen – zumindest,



sofern „sie frei von jeder Unziemlichkeit“ sind. Doch nach wie vor steht das Theater im Ruch der Unmoral, bedroht die katholische Kirche alle Mimen mit Exkommunikation und verweigert ihnen das christliche Begräbnis.

Am Neujahrstag 1644 eröffnet die Truppe ihr „Illustre Théâtre“ am linken Seineufer. Nach der ersten Neugier allerdings bleiben die Logen leer, bald auch das Parkett. Die Mimen ziehen in ein besseres Viertel auf der rechten Flusseite um – doch weiterhin hängeln sie sich von Kredit zu Kredit, lassen zehn verschiedene Anwälte ihre Schulscheine beglaubigen. Am Ende besuchen nur noch die Gerichtsvollzieher das

Theater. Molière landet kurz im Gefängnis; dann löst das „Illustre Théâtre“ sich auf. Gemeinsam mit Madeleine schließt er sich einer Wanderbühne an.

Dass Molière in den folgenden Jahren auf den staubigen Straßen der Provinz schließlich auch zum Dramatiker wird, ist mehr dem Nomadenleben geschuldet als dem Drang zum Ausdruck. Denn die Komödien aus Paris sind oft zu aufwendig für ein mobiles Theater mit knappem Personal: So bleibt nur die Lösung, die Vorlagen zu kürzen, sie den ständig wechselnden Bühnen anzupassen – oder gleich neue Stücke zu schreiben.

1653 gelingt es der Truppe, die Protektion des Prinzen von Conti im süd-

französischen Languedoc zu gewinnen. Die Schirmherrschaft des Fürsten lässt die Wanderbühne aufblühen, verschafft ihr erstmals auch etwas Geld. Doch auf seine Zuneigung ist wenig Verlass: Als sich der Prinz nach einer Syphilis-Infektion vom Libertin zum katholischen Fundamentalisten wandelt, lässt er den fahrenden Mimen die Gagen sperren und entzieht ihnen seine Protektion.

Doch vielleicht hat die Nähe zu dem Undankbaren dennoch ihr Gutes gehabt. Denn in Paris gewinnt die Truppe bald einen mächtigeren Patron: Philipp, den einzigen Bruder des jungen Königs Ludwig XIV. Der Prinz adoptiert das herrenlos gewordene Ensemble – womöglich



Beim Fest
»Die Vergnügungen der verzauberten Insel« im Mai 1664 zeigt der Theatermann Molière sein ganzes Können: Schon am ersten Tag reiten seine Schauspieler auf einem Pferd, einem Elefanten, einem Kamel und einem Bären auf die Bühne, während der Dichter und seine Partnerin als Pan und Diana auf einem mechanischen Berg sitzen (Bildmitte), der sich wie durch Zauberhand in die Luft erhebt

aus Dank für ein paar Indiskretionen Molières über den bei Hof ungeliebten Prinz von Conti.

Jedenfalls will es das Schicksal, dass auch Ludwig XIV. zugegen ist, als die Mimen am 24. Oktober 1658 im Louvre Molières Farce „Der verliebte Doktor“ aufführen – und, wie berichtet wird, herhaft lacht. Und so fügt es sich auch, dass der Monarch den Spaßmachern eine Bühne in Paris anweist (auch wenn sie sich den „Petit Bourbon“ am Louvre vorläufig noch mit einer italienischen Truppe teilen müssen).

Zwar versteht Ludwig nicht viel vom Theater, doch er weiß es zu nutzen. Durch das Schauspiel, röhmt er sich,

lenke er „Geist und Herz“ seiner Untertanen. Und ohne zu zögern nimmt Molière die königliche Zentralperspektive ein.

Auch in der Menagerie von Versailles strebt ja der Besucher zum Mittelpunkt, um von dort den Blick auszurichten auf die Kuriositäten ringsum. Und auch Molière liebt die Ordnung der Dinge. Ein Fenster, zur verkehrten Zeit geöffnet oder geschlossen, ein falsch eingesortiertes Buch – so etwas reizt ihn zu „Schüttelkrämpfen“, wie einer seiner Schauspieler nach dem Tod seines Patrons berichtet: „Diejenigen seiner Freunde, die am ordentlichsten und am besten vorbereitet waren, hatte er am liebsten.“

So rüstet er auch das Theater zur Ordnungsmacht. Alles, was extrem und exzentrisch ist, stellt er aus, macht es lächerlich, erklärt es zum Fall. Am Ende siegt die Konvention, der gesunde Menschenverstand, der *bon sens*.

Mit der Zoologisierung der Gesellschaft steht Molière nicht allein. Auch sein Freund, der Fabeldichter Jean de La Fontaine, katalogisiert menschliche Schwächen nach tierischen Artmerkmalen. Und der Hofkünstler Charles Le Brun, „Erster Maler des Königs“, stattet nicht nur das Schloss Versailles aus und entwirft die Kulissen für die „Lästigen“, sondern zeichnet auch physiognomische Vergleiche von Menschen- und Tierköpfen, welche „die Merkmale ihrer natürlichen Neigungen zeigen“: Schafbockmänner mit Glubschaugen, Eselinnen mit großen Ohren und breiten Nasen oder scharfbraue Herren mit Raubvogelgesichtern. „Da ihre Stirnen nicht besonders hoch sind“, vermerkt ein Kommentator, „sind sie keine edlen Helden.“

Keine edlen Helden – ganz wie in den Werken Molières. Denn die Erdbewohner sind, wie er in dem Stück „Der Menschefeind“ seiner Hauptfigur Alceste in den Mund legt, „ganz und gar entartet, verlogen, ehrlos, frech“.

Immerhin gibt es einen Zuschauer, der über jeden Zweifel erhaben ist – den König. Ludwig ermöglicht Molière nach 16 Jahren endlich den Durchbruch im

heimischen Paris: Sein Stück „Die lächerlichen Preziösen“ reißt die Hauptstädter 1659 zu Beifallsstürmen hin.

Und als die Komödie nach der Premiere ein paar Tage lang nicht gespielt wird – angeblich ein Verbot, wahrscheinlich jedoch ein Reklametrick Molières –, strömen sie anschließend umso eifriger in die Vorstellung, sodass das Theater die Eintrittspreise verdoppeln kann.

Denn die „Preziösen“ sind eine Menschengattung, die in Paris jedermann kennt. Es sind jene meist weiblichen Schöngestier, die nach der Verwilderation durch den Fronde-Aufstand Frankreichs Leben mit Macht zivilisieren wollen; die ihre Füße bandagieren, parfümierte Handschuhe mit Diamantenbesatz tragen und Jasminwasser trinken, um den Teint zu bleichen; die zehnbändige Romane schreiben, in denen edle Damen und Herren mit schwelgenden Herzen durch Ideallandschaften schreiten.

In Molières Stück lassen zwei Damen vom Land, befallen vom Virus der „Preziösität“, zwei schlichte Freien abblitzen – und werden für ihren Hochmut umgehend bestraft. Die beiden zurückgewiesenen Herren lassen nämlich ihre Diener, bewaffnet mit dem ganzen Arsenal preziösen Feinsinns, auf die Spröden los. Der Streich gelingt, die Domestiken verdrehen den Damen die Köpfe, die Wählerischen werden beschämmt.

Das Gelächter im Publikum kommt wie das Amen in der Kirche. Auf die *raisonnneurs* ist schließlich Verlass – jene Ritter des Geistes, die höfische Konvention und den *bon sens* auf ihrer Seite wissen. Auf sie kann Molière zählen, wenn er in der „Schule der Frauen“ die Ewiggestrigen aufs Korn nimmt, die in Fragen der Erziehung und des Ehelebens („Was immer er auch redet, sie muss gehorsam nicken“) noch im 16. Jahrhundert stecken.

Die Zustimmung der Welt ist Molières Lebenselixier, seine Existenzberechtigung.



»Der eingebildete Kranke« wird unter anderem vom Arzt Purgon behandelt

Er ist süchtig nach Beifall – selbst wenn der seinen Träumen Hohn spricht. Denn in dem Clown, als den die Menge ihn verehrt, will er sich nicht erkennen.

So gern würde er tragisch brillieren, doch sein Versuch mit einem ernsten Stoff stößt nur auf Kopfschütteln: Das „heroische“ Stück „Don Garcia von Navarra“ muss nach sieben kaum besuchten Vorstellungen abgesetzt werden.

So kehrt Molière zähneknirschend zu seinen Lustspielen zurück. „Er gefällt der ganzen Welt“, glaubt sein Freund, der Literaturpapst Nicolas Boileau-Despréaux, „und kann sich selbst nicht gefallen.“ Etwas Wahreres, hat Molière ihm angeblich beigeplättet, sei nie über ihn gesagt worden.

„Wie können verständige Leute nur über den Quatsch, den ich mache, lachen“, soll er sich gewundert haben: „Ich tät's nicht.“ Doch ergeben akzeptiert er das Urteil, das ihm schmeichelte, obwohl er es verachtet: „Das Publikum“, beharrt er tapfer, „ist unumschränkter Richter über unsere Werke.“

Unermüdlich arbeitet Molière an seiner Systematik. Pedantisch spielt er die Pedantin auf seine Schmetterlingsnadel, konserviert den Libertin und die Prude im scharfen Spitus seines Geistes. Auch die „lächerlichen Marquis“ lacht er endgültig zu Tode: Dem einst mächtigen Adel, den Ludwig XIV. zum Hofschmuck degradiert hat und der jetzt vor Gläubigern, Gerüchten und jedem Fingerschnippen des Herrschers zittert, steckt der Dichter als Dompteur den Kopf ins zahnlos gewordene Maul.

„Der Marquis ist heutzutage die komische Figur der Komödie“, hat er erkannt. „Und wie man ja in allen antiken Komödien einen spaßigen Diener sieht, der die Zuschauer zum Lachen bringt, so brauchen wir in allen unseren heutigen Stücken einen

lächerlichen Marquis, der das Publikum erheitert.“

Und so ist es kein Wunder, dass auch der König mitlacht. Dass er wiederholt sein Amusement über die „Lächerlichen Preziösen“ verlauten lässt und auch über die „Schule der Frauen“ aus dem Häuschen gerät: Bei einer Aufführung dieses „keineswegs lehrreichen“, sondern „ausgeschließlich erholsamen“ Stücks, wie eine Zeitung lobend betont, habe sich Majestät vor Lachen die Seiten gehalten.

Vor allem liebt der begeisterte Tänzer Ludwig Molières leichte Ballettkomödien. Und bei der „Erzwungenen Heirat“, einer Farce über den bewährten Typus des eifersüchtigen alten Mannes, tanzen Majestät höchstselbst im Zigeuner kostüm.

Ludwig ist kein Literaturkenner, aber ein Freund jedes Spektakels, in dem sein Glanz sich spiegelt. Und vielleicht vermutet er in dem freisinnigen Molière auch einen Sympathisanten seiner Liberalität, seines Lebenshungers, seines Hangs zur Ausschweifung, an dem das Keifen der Sittenwächter abprallt.

Molière enttäuscht seinen König nicht und entschädigt sich mit Liebesbeweisen des Monarchen: Der steht Pate für Molières ersten Sohn, spendiert dem „ausgezeichneten komischen Dichter“ eine jährliche Pension von 1000 Livres. Denn anstelle privater Kunstförderung sind in Ludwigs Staat die „Gratifikationen“ des Königs getreten: Wer sein Schaffen der Glorie des Herrschers widmet, wird reich belohnt.

Für die Kunst ist dem König nichts teuer genug – auch wenn die Zeche letztlich die Armen zahlen. Denn weil Adel und Geistlichkeit von der Steuer befreit sind und auch die Einwohner der meisten Städte fiskalische Privilegien genießen, sind es Bauern und niederes Bürgertum, die nicht nur für die zahlreichen Kriege des Monarchen einstehen müssen, sondern auch für dessen Eitelkeit.

Dafür wird Ludwigs Regierung zu grandiosen Schauspiel, zum Gesamtkunstwerk – und Molière gehört zu den ersten Profiteuren der königlichen Ruhmsucht.

In dem „Stegespiele von Versailles“, das er dem Herrscher im Oktober 1663 vorführt, bietet er diesem kokett seine

Zwei Männer richten »Die Vergnügungen der verzauberten Insel aus (hier der dritte Tag mit Nachbildungen von Seelengehütern), ein Fest, das zum Maßstab für Versailler Spektakel wird: Molière und Jean-Baptiste Lully. Der italienische Komponist schreibt Ballette, in denen Ludwig XIV. selbst mittanzt, und verdrängt den Dichter schließlich aus der Gunst des Sonnenkönigs

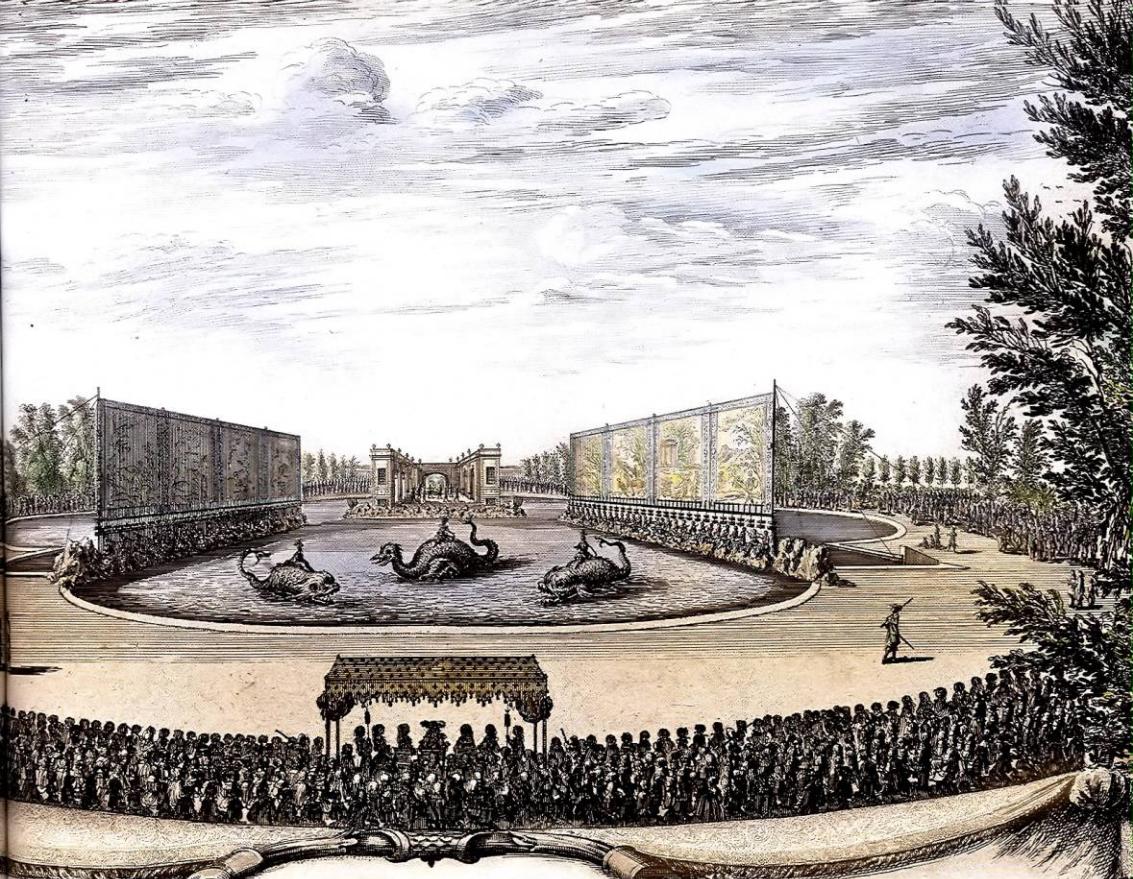


Unterwerfung an: „Könige lieben nichts als unbedingten Gehorsam“, lässt er dort eine Figur namens „Molière“ verkünden. „Auf uns dürfen wir da keinerlei Rücksicht nehmen. Wir sind nur da, um sie zu amüsieren.“

Ein Lebenszweck, der Kräfte kostet. Unaufhörlich lässt Majestät den Dekorateursohn seine Jagdgeellschaften beglänzen, seine Siegesfeiern und Diversitatem. Manchmal gibt der König auch das Thema des nächsten Stückes vor oder fordert die gezielte Verhöhnung einer bestimmten Sorte Höfling. Und wenn Ludwig sich über den Abgesandten des osmanischen Sultans ärgert, lässt er seinen Theatermann eben bei



»Tartuffe«: ein falscher Frömmel, der einen leichtgläubigen Bürger betrügt



nächster Gelegenheit eine Türken-Per-
siflage einbauen.

SO UNBÄNDIG IST die Amüsiersucht des Königs, so atemlos die Folge der festlichen Anlässe, dass Molière seine Stücke mitunter nicht mehr in gemessenen Alexandrinern, sondern hastig in Prosa verfasst.

Schon die „Lästigen“ hat er in einer Rekordzeit von zwei Wochen erdacht, geschrieben, gepröbt und gespielt. Um „Die Liebe als Arzt“ komplett zu produzieren, hat er nur fünf Tage Zeit. Die „Prinzessin von Elis“ kann er in der kurzen Frist nur zu einem Drittel in Versform bringen, und das fünftaktig

angelegte Stück, das er für ein „Musenballett“ des Königs beisteuern soll, reduziert er kurzerhand zum Zweiaukter.

Auch für den „Tartuffe“, den er 1664 im Rahmen der „Vergnügungen der verzauberten Insel“ präsentiert, kann er zunächst nur drei der fünf Aufzüge liefern. Das Stück ist eine Verspottung jener weit verbreiteten frömmelnden Heuchler, die als „Gewissensführer“ adelige Familien heimsuchen – und dabei ganz weltliche Ziele verfolgen: „Zum Himmel wandert man und nimmt bei jedem Schritt / Die irdischen Güter, die am Wege liegen, mit.“

Der König und die Königin finden die Komödie sehr unterhaltsam. Doch we-

nige Tage später berichtet die „Gazette“, der Monarch habe sämtliche öffentlichen Vorführungen des „für die Religion schädlichen“ Stücks verboten.

Mit dieser Wendung hat Molière nicht gerechnet. Der König, ein ausgewiesener Libertin, ist kaum als Sklave der Kirche bekannt. Lange hat er den Papst hingehalten, der eine christliche Koalition gegen die Türkern aufstellen wollte. Nach einem Scharmützel zwischen Ludwigs Abgesandtem und vatikanischen Gardisten in Rom sah sich der Papst sogar gezwungen, seinen Neffen nach Paris zu schicken, der sich für den Zwischenfall bei Ludwig entschuldigte und sich bei der Gelegenheit auch den

„Tartuffe“ vorlesen ließ. Er habe gelacht, heißt es, und keinen Grund zur Beanstandung gefunden.

Hätte Molière sich tatsächlich über das Christentum lustig gemacht, bemerkte ein Bourbonenfürst, hätte sich niemand beschwert – doch der Gesellschafts-Zoologe hat ja keinen Glauben aufs Korn genommen, sondern den Typus des frömmelnden Kirchenmannes.

Nicht die wahrhaft Gläubigen habe er verhöhnt, beeilt sich Molière dem „größten und weisesten König in der Welt“ zu versichern, sondern die Heuchler. Doch mit denen ist nicht mehr zu spaßen: Die „Gesellschaft vom Heiligen Altarsakrament“, ein 1627 gegründeter fundamentalistischer Geheimbund, und der mit ihr verbündete Erzbischof von Paris haben das Verbot beim König durchgedrückt – vermutlich unterstützt von der Königinmutter, die mit den Sakramentlern sympathisiert.

Eigentlich habe Molière, dieser „als Mensch verkleidete Dämon“, sogar den Scheiterhaufen verdient, zürnt ein Hassprediger der „Gesellschaft“ in einem Pamphlet. Das ist keine leere Drohung: Noch im Jahr zuvor hat man auf der Place de Grève einen Sektierer verbrannt.

Und auch wenn Ludwig heimlich gegen die „Kabale der Frömmelner“ grüllt – gegen deren Einfluss wagt er sich nicht zu stellen: „Reizen Sie die Devoten nicht“, warnt er den Dichter, „es sind unversöhnliche Leute.“

Zwar lässt der Bruder des Königs das Stück hinter den Mauern seines Schlosses in der Picardie spielen – doch erst 1669, nach fast fünf Jahren Wartezeit, wird der „Tartuffe“ durch königliche Gnade endgültig zur öffentlichen Aufführung freigegeben werden.

Vorläufig aber laufen die Geschäfte schlecht. Die Einkünfte der Schauspieler sinken um ein Drittel. Zwar nimmt Ludwig XIV. das Ensemble 1665 als „Truppe des Königs am Palais Royal“ unter seinen persönlichen Schutz. Doch dafür trifft Molière jetzt die Treulosigkeit der Theaterwelt mit voller Wucht.

Im Dezember lässt Molières junger Freund, der Dramatiker Jean Racine, seine Tragödie „Alexander der Große“ zehn Tage nach der Premiere am Palais

Royal auch noch bei der Konkurrenz vom „Hôtel de Bourgogne“ aufführen – ein unerhörter Verrat. Molière kocht vor Wut. Und wahrscheinlich verschlimmert sich auch seine Tuberkulose so sehr, dass jedenfalls sein Theater noch vor dem Jahreswechsel die Kassen schließen muss. Zudem stirbt die Königinmutter, Anna von Österreich, und Amusement ist im trauernden Paris für Wochen nicht angebracht.

Im neuen Jahr zieht Molière in eine Wohnung in Auteuil, außerhalb der Stadt, um seine Lungen zu schonen – und schreibt eine Komödie, die vor Galle schäumt: „Der Menschenfeind“.

Erstmals spielt er selbst darin nicht den Exoten, sondern den Ehrenmann – ein Zeichen, dass es ihm ernst ist. Alceste, die Hauptfigur, will sich mit der Leisterei der Perücken-Ära nicht abfinden: „Wo ich auch hinschau – alle, / Höflinge, Bürger, Frauen, sie reizen meine Galle.“

Und wo Molières Komödien bislang noch einzelne Unterarten etikettiert haben, brandmarkt sein Alceste jetzt die komplette Gattung: „Der ganzen Menschheit drängts mich Fehde anzusagen!“

Doch vergebens wartet Molière auf eine Einladung für den „Menschenfeind“ nach Versailles. Der König scheint immer mehr einen Mann zu bevorzugen, dessen Werk den Geschmack des in Tanz und Gesang verarbeiteten Partylöwen sicherer trifft – den aus Florenz stammenden Komponisten Jean-Baptiste Lully, der seit 1664 Molières Ballett-Komödien vertont.

Eine verständliche Wahl: Erst die Musik ist es ja, die das Theater zu jenem höfischen Spektakel macht, mit dem der König auf dem Parkett brillieren kann. Und als das Stück „Psyche“, an dem sowohl Lully als auch Molière beteiligt sind, nicht nur am Hof, sondern auch im Stadttheater alle Zuschauerrekorde bricht, wird die Partnerschaft zur Rivalität um die Gunst des Königs.

„Psyche“ ist die aufwendigste Bühnenproduktion des Jahrhunderts. Vielleicht der tausendfache Jahreslohn eines Arbeiters ist am 17. Januar 1671 während

jenes fünfstündigen Abends in den Tuilerien verpufft – für Illusionen, Theaterräder und Kulissen, für eine Bühne, die je nach Bedarf zum Hafen und zum Palast wurde, zum Himmel und zur Hölle; für Wellenmaschinen, für einen Chor aus 300 Gottheiten auf einer fliegenden, maschinenbetriebenen Wolke. Und für die Musik des Jean-Baptiste Lully.

Diesem „unvergleichlichen Herrn Lully“, wie ihn Molière zu besseren Zeiten genannt hat, schenkt der Herrscher jetzt seine Gunst – und das Monopol auf jegliches durchgängig in Musik gesetztes Theater.

Molière wird mit der Erlaubnis abgespeist, bis zu sechs Sängern und zwölf Musikern einzusetzen zu dürfen – zu wenig etwa für das große Huldigungsballett an Ludwig, das Molière vorschwebt. Zum König selbst wird der protestierende Theatermann jetzt nicht einmal mehr vorgelassen.

Er magert ab, sein Gesicht wird fahl. Seine Hustenanfälle mehren sich. Panisch schmeichelt Molière gegen den Niedergang an. „Ludwig ist der größte König“, jubiliert er im Prolog zum „Eingebildeten Kranken“: „Glücklich, glücklich, wer ihm sein Leben weihen kann!“

Doch der König denkt wieder nicht daran, ihn mit dem Werk nach Versailles zu beflehen. Das Thema Krankheit, heißt es, habe dem lebensfrohen Monarchen nicht zugesagt.

Dabei ist das Thema des Stücks nicht die Krankheit, sondern es sind wieder einmal die Ärzte, die „eitle, wenig kluge Medizinerpest“ – ein bewährtes Schaustück seines Bestiariums. „Der verliebte Doktor“, „Die Liebe als Arzt“, „Arzt wider Willen“. Immer wieder nehmen sich Molières Komödien der Doktoren an. Die Verspottung der Heilkünstler ist ja gängige Münze der Zeit. Auch dem König, sollte man meinen, müsste sie aus der Seele sprechen.



Bei seinem Flandernfeldzug 1658 hatte der fiebernde König schließlich die eitle Schlacht der Diagnosen am eigenen Leib erduldet – als seine Leibärzte am Krankenbett so umständlich über Vor- und Nachteile von Aderlass und Brechweinstein debattierten, dass schließlich sein Erster Minister, Kardinal Mazarin, ein Machtwort sprechen musste. Und endlos ist die Zahl der Ärzte, Kurpfuscher und Scharlatane, welche die krebskranken Königinmutter zu Tode kurierten.

Doch der Monarch findet keinen Geschmack mehr an Molières satirischem Menschenzoo. Lullys Pauken und Trompeten tragen Ludwigs Größe machtvoller in die Welt als Molières gehörnte Gatten und ahnungslose Ärzte. So hell strahlt inzwischen die Sonne des Sonnenkönigs, so fest steht er im Zentrum, dass er sich nicht mehr mit Randgrup-

pen abzugeben braucht – jetzt ist es Lullys Musik, die seine Glorie am reinsten ausdrücken kann.

AM 17. FEBRUAR 1673, zur vierten Vorstellung des „Eingebildeten Kranken“, kann Molière selbst vor Tuberkulosegebüll kaum sprechen. Er schlept sich durch das Stück, doch kurz vor dem Falten des Vorhangs schütteln ihn heftige Krämpfe. Hinterher berichten einige, er habe den Anfall noch hinter Gelächter verstecken können. Jedenfalls spielt Molière bis zum Ende.

Träger bringen den fiebernden Dichter in seine gerade erst bezogene Wohnung in der Rue de Richelieu. Als Molière Blut aushustet, machen sein Diener und seine Magd sich auf die Suche nach einem Geistlichen, der trotz kirchlicher Vorbehalte bereit ist, einem Schauspieler die Sterbesakramente zu spenden. Doch als sie endlich einen Barmherzigen finden, ist Molière schon tot. Auf Anordnung des Klerus muss das Begräbnis in aller Stille und bei Nacht stattfinden.

Der 51-Jährige hinterlässt wertvollen Hausrat: Gemälde, Spiegel, zwei Cembalos, ein Kanapee mit Adlerfüßen, gut 200 Bücher. Er hinterlässt seine Stücke, die ihn zum gefeierten Klassiker der Franzosen machen – doch kein Tagebuch, keine Briefe, keine persönlichen Aufzeichnungen.

Die Biografien, die bald nach seinem Tod erscheinen, sind von Mythen überkrustet; schält man den heroischen Schmuck ab, kommt nur ein dürrer Stiel zum Vorschein.

Und so ist es, als bleibe von dem Menschen Molière nur ein lexikalischer Eintrag, ein Prototyp – der Schauspieler eben, der Theaterdirektor, der höfische Entertainer. Eine Figur in einem der Stücke, die er nie geschrieben hat.

„Der traurige Komödiant“ könnte es heißen, oder: „Der Dichter als Zoologe“. □

Jörg-Uwe Albig, 50, Autor in Berlin, ist ein ähnliche begabter Typensammler wie Molière. Für **GEOPOCHÉ** sezerte Albig bereits die „Oberen 400“ in New York des 19. Jahrhunderts und die amerikanische Gesellschaft der 1950er Jahre, porträtierte Revolutionäre und Jesuiten.

Literaturtipps: Virginia Scott, „Molière. A Theatrical Life“, Cambridge University Press; ausführliche und fundierte Biografie. Jürgen Grimm, „Molière“, Metzler: kompakter und kompetenter Einstieg in Werk und Leben des Klassikers.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.*

Die täglichen Aufgaben im Beruf und privat stellen mit den Jahren wachsende Anforderungen an die Konzentration und Gehirnleistung. Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit kommt es darauf an, die Kraftwerke der Gehirnzellen zu aktivieren. **Tebonin®** aktiviert die Energieproduktion in den Gehirnzellen. Für mehr Gehirnleistung und mehr Konzentration bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.



Tebonin®

* Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit infolge zunehmender Funktionseinbußen der Nervenzellen im Gehirn.

Tebonin® konzent 240 mg Filmtabletten. Für Erwachsene. Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. Anwendungsgebiete: Zur Behandlung von Beschwerden bei hirnorganisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbener mentaler Fähigkeit (demenzielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionale Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrensausen. Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grundkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG, Karlsruhe



Tebonin®
stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.*

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761*

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich

Tebonin®
konzent 240 mg

240 mg
Ginkgo-Extrakt
EGb 761*

40 Filmtabletten N2

Dr. Willmar Schwabe



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG

www.tebonin.de



Frankreichs König zieht mit großer Entourage in den Krieg. Für den Nachrühm reist zudem der Maler Adam Frans van der Meulen mit, der hier die Einnahme der Stadt Cambrai 1677 verewigt hat

ANGRIFF auf Amsterdam

Ehre bedeutet für Ludwig XIV. vor allem Schlachtenruhm: 33 seiner 54 Herrschaftsjahre führt er Krieg. Das französische Heer ist die größte Armee Europas, und der Sonnenkönig liebt seine Rolle als oberster Befehlshaber.

Im April 1672 greift er die Niederlande an, eine Kaufmannsrepublik mit nur schwachen Landstreitkräften. Schnell erobern die Franzosen den größten Teil des Territoriums.

Doch dann durchsticht der Gegner die eigenen Deiche

von Till Hein

D

en Haag, 20. August 1672, später Nachmittag. Vordem Staatsgefängnis stoßen Bewaffnete Johan de Witt, den kürzlich zurückgetretenen Regierungschef der Niederlande, und seinen Bruder Cornelis zu Boden. Sie dreschen mit Degen auf Cornelis ein. Schießen Johan in den Kopf. Feuern vor Hunderten von Schaulustigen immer wieder auf Johan und dessen Bruder.

Dann überlassen sie die Toten der Menge; einige reißen ihnen die Kleider vom Leib und knüpfen sie mit dem Kopf nach unten an einem Galgen auf, um ihre Leichen auszuweiden. Augen, Ohren, Nasen, Finger, Geschlechtsteile werden an die Schaulustigen verteilt. Manche stopfen sich Fleischbrocken in den Mund und schlingen sie hinunter.

Die Brüder de Witt sind in Den Haag verhasst, weil sie als Verräter gelten, als heimliche Verbündete Ludwigs XIV.

Seit Wochen bereits ist das Volk in der Niederländischen Republik in Aufruhr. „Nieder mit de Witt!“, skandieren die Menschen in den Straßen. Johan de Witt, der Chef der Regierung, habe die Heimat an die Franzosen verschachert. „Wär‘ er nur tot, hätt‘ Land keine Not!“, steht auf Flugblättern.

Cornelis, der Bürgermeister von Dordrecht, saß im Gefängnis, weil er zum Mord an Wilhelm III. von Oranien, dem politischen Konkurrenten seines jüngeren Bruders Johan, aufgehetzt haben soll. Der 21-jährige Wilhelm III. ist Urenkel des bedeutendsten Heerführers der Republik und seit Anfang des Jahres Oberbefehlshaber der niederländischen Streitkräfte.

Die Angst vor Verschwörungen hält die Menschen in Atem. Denn Truppen Ludwigs XIV. haben in den vergangenen Wochen große Teile der Republik besetzt. Die französischen Soldaten plündern; sie morden, vergewaltigen und zerstören. Viele Niederländer können sich ihren Vormarsch nur mit einem Wort erklären: Verrat.

Fast ohne Gegenwehr hat die gewaltige Armee des Sonnenkönigs Festung um Festung gestürmt. Das schlecht ausgerüstete niederländische Heer ist überfordert. Wie nur können die Franzosen wieder zurückgedrängt werden? Die stärkste Nation auf dem Kontinent. Geführt von einem Herrscher, der Frankreich aushungert, um seine Kriegslust zu befriedigen; der Bündnispartner täuscht und aus Eitelkeit und Geltungsucht zu jedem Verbrechen bereit scheint. Desse[n] Soldaten Zivilisten morden.

Während sich die Niederländer selbst zerfleischen.

LUDWIG XIV. LIEBT das Kriegswesen. Aufgewachsen während des Dreißigjährigen Krieges, hat er schon als Knabe seine Spielpartner durch den Schlosspark kommandiert, sich im Kampf mit Pike und Muskete geübt und vor den Mauern einer Miniaturfestung „Belagerungen“ geleitet.

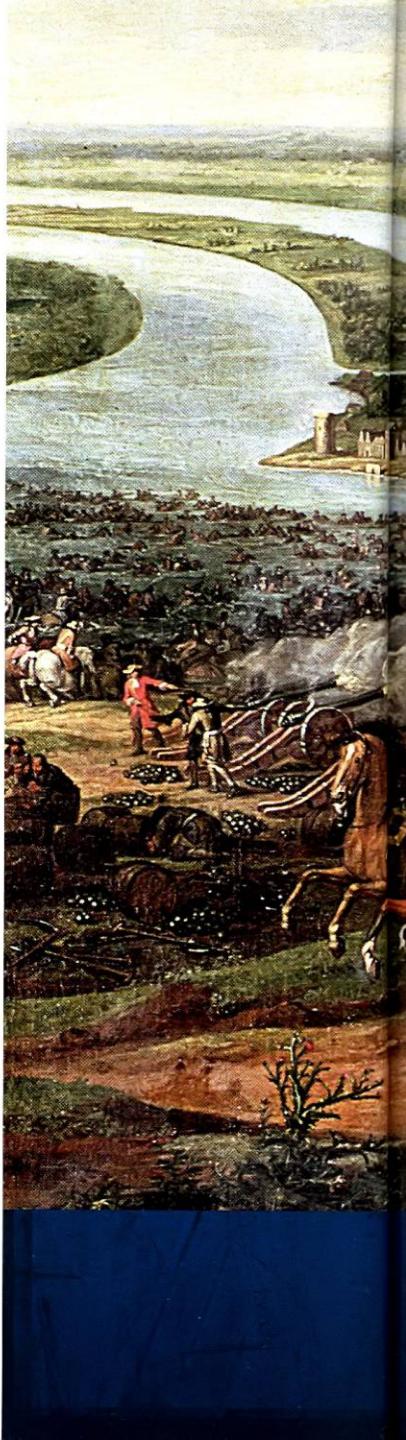
„Du hast es in der Hand, der ruhmreichste König aller Zeiten zu werden“, gibt ihm sein Mentor Mazarin mit auf den Weg. Schlachtfelder sieht der König als Arenen, um Ruhm zu erlangen.

Und Ludwig verachtet die Niederländische Republik. „Eine Grundsuppe aller Sektionen und Ketzerien“ nennt er das protestantische Land, aus der „täglich Missgebüten mit wunderselbsamen Meinungen hervorgehen“. Gut möglich, dass der Sonnenkönig auch neidisch auf den kleinen Staat blickt, weil der in den vergangenen Jahrzehnten zur führenden Wirtschaftsmacht aufgestiegen ist – obwohl in Den Haag kein Monarch regiert, wie es doch die göttliche Ordnung vorschreibt, sondern ein Gremium vor allem aus wohlhabenden Bürgern.

Die Republik der Vereinigten Niederlande steht für die geistige, religiöse und politische Freiheit ihrer Bürger.

In einem 80 Jahre lang andauernden Unabhängigkeitskrieg haben sich die sieben nördlichen Provinzen – Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overijssel, Friesland und Groningen – ihre Autonomie von der spanischen Krone erkämpft (die überwiegend katholischen Provinzen im Süden bleiben als spanische Besitzung bei Madrid).

Und dank ihres lukrativen Überseehandels, etwa mit Seide, Pfeffer, Muskat, haben Kaufleute den Wohlstand der jungen Republik auch während des Freiheitskrieges gemehrt.





Die Besetzung der Niederlande beginnt wenig spektakulär: mit der Überquerung des Rheins. Doch Ludwig beherrscht die Kunst der Propaganda. Zwei Geschichtsschreiber aus seinem Gefolge glorifizieren den Sieg über einige Grenzposten zur Ruhmestat. Der König feiert das Scharmützel zudem mit einem Triumphbogen und lässt es auf einem mächtigen Deckengemälde in Versailles verewigen

Die calvinistischen Niederländer sehen ökonomischen Erfolg als Zeichen göttlicher Erwähltheit an. Ihre Weiden und Felder sind so fruchtbar, dass Bauern und Gutsherren Teile der Ernte ins Ausland verkaufen. In den Städten produzieren Arbeiter in großen Manufakturen Textilien für den Export, unterhalten Kaufleute profitable Handelskontore. Und Handwerker bauen schnellere Schiffe als die Konkurrenz.

Auch das macht die Republik erfolgreicher als die Großmächte England und Frankreich.

Dem Monarchen in Paris zollen die Bürger der Vereinigten Niederlande entsprechend wenig Respekt. So verspotten satirische Zeitschriften (die kein Zensor überwacht) immer wieder dessen Märtressenwirtschaft.

Ein gefährliches Spiel. Denn auf jeden der knapp zwei Millionen Niederländer kommen fast zehn Franzosen. Paris verfügt über Europas stärkste Armee, und die Kanonen tragen die lateinische Inschrift „Ultima Ratio Regis“ – „Äußerstes Mittel des Königs“.



Ganz Europa empört sich über Ludwigs BARBAREI



Die Niederländer können sich die ersten militärischen Erfolge der Franzosen nur durch Verrat erklären. Im Verdacht: der Regierungschef de Witt. Am 20. August 1672 überfällt eine wütende Menge Johan de Witt und dessen Bruder Cornelius; sie ermordet die beiden und schändet ihre Leichen (zeitgenössische Radierung)

Für Ludwig ist militärische Gewalt jedoch nicht die letzte, sondern die liebste Option. „Er zeigt größte Leidenschaft für den Krieg“, notiert einer seiner Höflinge, „und er ist verzweifelt, wenn er nicht an die Front kann.“

DER MATHEMATIKER Johan de Witt aus Dordrecht in Südholland ist ein völlig anderer Mensch. Seit 1653 leitet der überzeugte Republikaner, ein bedächtiger Finanz- und Außenpolitiker, die niederländischen Staatsgeschäfte.

Im Gegensatz zum zentralistischen, monarchisch regierten Frankreich sind die Vereinigten Niederlande eine föderalistische Republik. Deren Provinzen entsenden Vertreter in die Ständeversammlung (die „Generalstaaten“) in Den Haag, die die Staatsgeschäfte führt. De jure ist Johan de Witt nur Leiter der Delegation der reichen Provinz Holland – da die jedoch mehr als die Hälfte des Staatshaushalts bestreitet, ist er de facto der führende Politiker der Republik.

Und in dieser Funktion pflegt er lange Zeit gute Beziehungen zu Frankreich. Doch dann beginnt Ludwig XIV. 1666 einen Wirtschaftskrieg gegen die „Käsehändler“ – Paris will auch zur ökonomischen Vormacht aufsteigen.

Um den Nachbarn zu schwächen, verhängt der Sonnenkönig horrende Einfuhrzölle auf Delfter Porzellan, Leidener Tuch, Walöl, Tabak und andere niederländische Handelsprodukte. Ein harter Schlag für die Republik, denn Frankreich ist ihr wichtigster Absatzmarkt.

Im Frühling 1667 eröffnet Ludwig eine weitere Front: Anderthalb Jahre nach dem Tod des spanischen Königs Philipp IV. versucht er, die Spanischen Niederlande zu annexieren – jenes Gebiet südlich der Niederländischen Republik, das nach wie vor von Madrid verwaltet wird (entspricht dem heutigen Belgien und Teilen Luxemburgs).

Seine Gattin Maria Theresia ist die Tochter des verstorbenen Monarchen. Nun sei sie in einigen Provinzen der Spanischen Niederlande Territorialherrin – das jedenfalls behauptet ihr Gemahl.

Ein konstruierter Kriegsgrund. Denn die Gesetze, auf die sich Ludwig beruft, regeln den Nachlass von Bauern und Handwerkern, nicht aber die herrschaftliche Erbfolge.

Das Risiko erscheint ihm gering: Von Spanien, in Kämpfe mit Portugal ver-

strickt, erwartet er kaum Widerstand. Und die Niederländische Republik wird neutral bleiben, glaubt er, weil sie gerade im Seekrieg mit England liegt.

Am 24. Mai 1667 fallen französische Truppen in den Spanischen Niederlanden ein. 50 000 Mann erobern rasch zahlreiche Bastionen, schließlich auch die wichtige Festungsstadt Lille.

Die Abgeordneten der Niederländischen Republik sind beunruhigt. Wenn Ludwig in den erobernten Gebieten die Zölle für ihre Waren ebenso drastisch erhöht wie zuvor in Frankreich, ist ihr Wohlstand in Gefahr. Zudem sahen sie in den Spanischen Niederlanden einen Sicherheitspuffer gegen Paris.

Eilig legt Johann de Witt den Streit mit England bei und schmiedet Ende Januar 1668 mit dem ehemaligen Gegner sowie Schweden sogar eine Allianz gegen Frankreich, dessen militärische Erfolge ganz Europa beunruhigen.

Ob den Sonnenkönig die plötzliche Übermacht einschüchtert?

Noch ehe sich Ludwigs Diplomaten eindeutig äußern, feiern die Niederländer ihr schlagkräftiges Militärbündnis. Auf einem Gala-Abend in Den Haag geben sich Bürger, Adelige und europäische Gesandte die Ehre. Nach einem Diner eröffnet Wilhelm III. mit einer jungen Dame den Tanzreigen. Dann führt Johan de Witt – da noch der politische Mentor des jungen Adeligen – seine Gattin aufs Parkett, gefolgt von Dutzenden Paaren. Ein prunkvoller, ausgelassener Abend.

Doch bald trifft eine Botschaft aus Paris ein: Ludwig XIV. sinne auf Rache, warnen Diplomaten; der Republik drohe „ein schrecklicher Krieg“. De Witt lässt sich aber offenbar nicht beunruhigen.

Er sieht keinen Anlass zur Sorge. Denn kurz darauf unterzeichnet Ludwig einen Friedensvertrag mit dem spanischen Königshaus und gibt einige eroberte Gebiete zurück.

Tatsächlich aber wartet er nur den richtigen Moment ab, um sich an der Republik zu rächen, deren Bündnis mit England und Schweden ihn um einen großen Teil seiner Beute gebracht hat.

Schon bald beginnt er mit den Vorbereitungen für den nächsten Feldzug. So zahlt er England drei Millionen Livres

Wilhelm III. von Oranien, der niederländische Oberbefehlshaber, lässt die Deiche durchstechen und so das Land überfluten. Vom Wasser aufgehalten, lassen Ludwigs Soldaten ihrem Hass auf den Gegner freien Lauf: Sie brennen Häuser mitsamt ihren Bewohnern nieder, töten Kinder, vergewaltigen Mädchen vor den Augen ihrer Väter



jährlich (den Gegenwert von etwa 25 Tonnen Silber) dafür, dass es ihn gegen die Republik unterstützt. Auch den schwedischen König bewegt Ludwig durch Geld zur Aufgabe des Bündnisses mit Den Haag. Zudem gewinnt er die Fürstbischöfe von Münster und Köln als Alliierte.

Gleichzeitig rüstet der französische Kriegsminister die Armeen auf: rekrutiert Zehntausende neue Soldaten und errichtet im Aufmarschgebiet seiner Truppen Magazine, vollgefüllt mit Geschützen, Kanonenkugeln, Handgranaten, Schießpulver und Verpflegung.

Bald steht die Niederländische Republik allein da. Doch Johan de Witt ahnt nichts von alldem.

AM 6. APRIL 1672 erklärt Ludwig der Republik den Krieg. Das gewaltigste Heer seit der Römerzeit marschiert auf die Vereinigten Niederlande zu. Mehr als 120 000 französische Soldaten. Ausgerüstet mit dem Bajonetts, einer neuen Waffe für den Nahkampf. Unterstützt von Truppen aus Köln und Münster.

Viele Festungen der Republik sind halb verfallen, auf Stadtwällen weiden

Schafe. Das Schießpulver ist alt, die niederländische Armee, nur 40 000 Mann, in desolatem Zustand: Um Verteidigungsanlagen und die Ausrüstung der Landstreitkräfte kümmert sich die Seefahrernation nur wenig. Lange schon hat kein fremdes Heer die Grenzen der Republik überschritten.

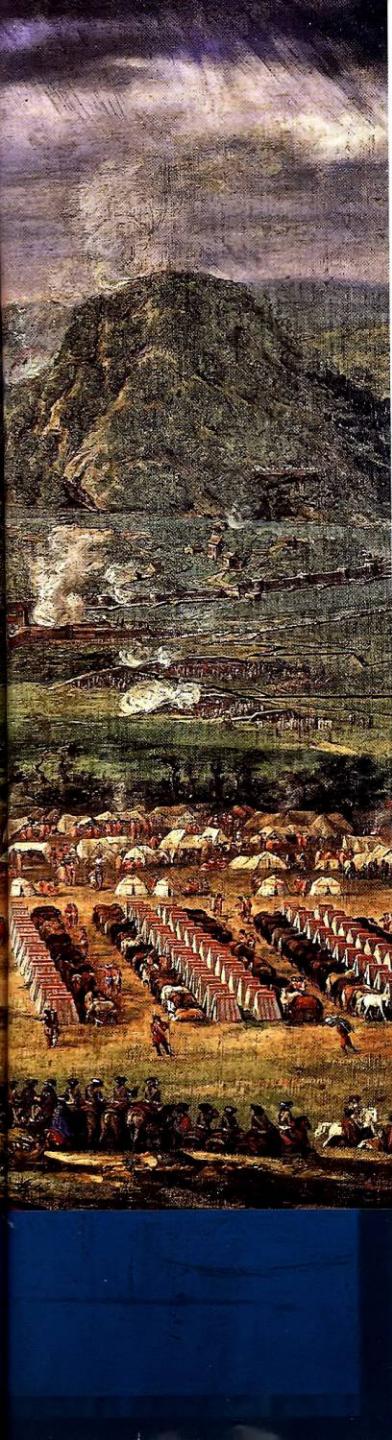
Anfang Juni erstürmen Ludwigs Truppen von deutschem Gebiet aus binnen weniger Tage mehrere niederländische Grenzfestungen, die den Spaniern zuvor jahrzehntelang standgehalten hatten. Am 12. Juni überqueren die Franzosen bei Nimwegen den Rhein und nähern sich dem geographischen Zentrum der Republik.

Die Pariser „Gazette“ widmet dieser „glorreichen Tat“ des „wunderbaren Monarchen“ eine Sonderausgabe. Der Flussgott sei vor Ludwig XIV. „erzittert“, schreibt ein Poet, der dabei war.

An der Porte Saint-Denis in Paris lässt Ludwig einen Triumphbogen errichten. Und in Versailles wird der Hofmaler Charles Le Brun in einem Deckengemäl-



Jede Festung lässt sich erobern, glauben die Franzosen. Sie nutzen, wie hier bei der Belagerung von Besançon nahe der Schweizer Grenze, nicht nur das Bajonett, sondern auch den Spaten: Bauern müssen Gräben ausheben, mit denen die Städte abgeschnitten und ausgehungert werden, bis die Festungskommandanten sich ergeben



de verewigen, wie der Sonnenkönig den Rhein in einem römischen Streitwagen gleichsam im Flug überquert.

In Wirklichkeit verläuft die Aktion wenig heroisch: Einige Soldaten schwimmen an einer Stelle, die gerade einmal 150 Meter breit ist, über den Fluss. Der Monarch selbst bleibt am rechten Rheinufer zurück, bis seine Truppen eine Pontonbrücke errichtet haben. Napoleon wird später von einer „militärischen Operation vierten Grades“ sprechen.

Ludwig XIV. ist in Begleitung von Hofmalern und Dichtern. Und während der König für seine Höflinge in Gefechtspausen literarische Lesungen veranstaltet, gehen seine Soldaten mit größter Brutalität vor. Sie sperren Bauern in ihre Hütten und verbrennen sie bei lebendigem Leibe, zwingen Familienväter, bei der Vergewaltigung ihrer Töchter zuzusehen.

In rascher Folge besetzen die Franzosen Stadt auf Stadt – oft kampflos. Die Truppen des Generalkapitäns Wilhelm von Oranien können den übermächtigen Feind nicht aufhalten. Viele Bürger flüchten vor der herannahenden Armee.

Tag für Tag wächst der Zorn der Niederländer. Auf Ludwig und dessen Soldateska – und auf Johan de Witt, dem viele die Verantwortung für die militärische Katastrophe zuschreiben. Oberbefehlshaber Wilhelm von Oranien (der trotz aller Niederlagen vom Volk umjubelt wird) verweigert de Witt jede politische Unterstützung: Er strebt, ermutigt von Verwandten und Beratern, wohl längst selbst die Macht im Staat an.

Vor allem Krämer, Dienstboten und Manufakturarbeiter protestieren gegen die neuen Sondersteuern zur Aufrüstung der Armee. Junge Männer, die zum Wehrdienst eingezogen werden sollen, weigern sich; reiche Kaufleute geben dem Staat keine Kredite mehr. Das Land ist gelähmt, Johan de Witt politisch nahezu isoliert. Die Republik scheint vor dem Untergang zu stehen.

Bald stoßen französische Truppen im Norden Richtung Amsterdam vor. Wenn die mit 200 000 Einwohnern größte Stadt fällt – das wirtschaftliche Zentrum der Republik –, fällt der ganze Staat. Als die Invasoren Landsitze reicher Kaufleute wenige Kilometer außerhalb der Metropole anzünden, bricht in Amsterdam Panik aus. Patrizier vergraben Geld und Schmuck im Garten, Geschäfte und Schulen bleiben geschlossen. Tausende fliehen Richtung Westen.

Doch noch gibt Wilhelm III. nicht auf – und wendet ein letztes, verzweifeltes Mittel zur Verteidigung an.

AM 22. JUNI REISSEN seine Soldaten nahe Amsterdam die Schleusentore der Zuidersee auf und durchstechen Deiche. Sie fluten ihr eigenes Land.

Etwa ein Viertel des niederländischen Territoriums liegt unter dem Meeresspiegel und wird von mehreren Tausend Deichen und Stauwehren geschützt, so die Polderlandschaft rund um Amsterdam und das Tiefland zwischen Rhein- und Maasmündung. Setzen die Niederländer diese Gebiete unter Wasser, können Angreifer nicht mehr zu den (über dem Meeresspiegel liegenden) Handelshochburgen Amsterdam, Den Haag und Rotterdam vordringen.

Bereits im Befreiungskrieg gegen Spanien haben die Niederländer durch gezielte Zerstörung von Deichen die feindlichen Truppen aufgehalten. Und 1629 hat ihr damaliger Oberbefehlshaber Schleusen in die Wälle einbauen lassen, um sie leichter öffnen zu können.

Doch nun versuchen bewaffnete Bauern, die Flut zu stoppen – aus Angst um ihre Felder. Beim Städtchen Abcoude etwa, zehn Kilometer südöstlich von Amsterdam, erhalten die Soldaten von den Landleuten Brot, Butter, Käse und Starkbier, damit die Schleusentore geschlossen bleiben. Vergebens. Gnadenlos lässt Wilhelm von Oranien das Land unter Wasser setzen, droht, jeden Saboteur zu exekutieren.

Während das Wasser steigt, schickt die Regierung der bedrängten Provinz Holland Unterhändler in Ludwigs Lager. Ratspensionär Johan de Witt ist dagegen, aber sein Wort hat nur noch wenig Gewicht. Die Delegation bietet Ludwig für den Frieden mehrere Städte im Süden der Vereinigten Niederlande an, dazu zehn Millionen Gulden.

Doch der Franzose ist wie berauscht von seinen schnellen Siegen. Er verlangt zusätzliche Millionen sowie die Oberhoheit über alle Straßen und Kanäle der Vereinigten Niederlande, über das gesamte Territorium südlich des Rheins sowie alle Festungen der Republik.

Würde die Republik auf diese Forderungen eingehen, wären die Niederlan-

Hinter der scheinbar blinden Wut der französischen Soldaten steckt kühle Strategie. Ludwig lässt sie die Zivilisten bewusst quälen: Er will die Niederländer derart in Schrecken versetzen, dass sie sich kampflos ergeben. Mit Erfolg: Die Festung Arnhem zum Beispiel fällt ohne Widerstand



de nur noch ein Vasallenstaat Frankreichs. Zudem – der Gipfel der Demütigungen – sollen die Besiegten Ludwig jedes Jahr eine Ehrenmedaille aus Gold als Geschenk darbringen: als Zeichen ihrer Beschämung, dass sie es gewagt haben, ihm in den Weg zu treten.

Diese Forderung ist Ludwigs erster großer Fehler in diesem Krieg. Ein Fehler, der ihn den sicheren Sieg kostet.

Denn nun antworten ihm die Vertreter der Provinz Holland entschlossen: „Lieber mit dem Degen in der Hand sterben!“ Auch die ebenfalls noch nicht besetzten Provinzen Seeland, Friesland und Groningen entscheiden sich für den Kampf.

Doch selbst in dieser Situation äußerster Bedrohung gelingt es der Führung um Johan de Witt nicht, die Bevölkerung hinter sich zu vereinen. Er tritt am 4. August zurück.

Nun ist der blutjunge Wilhelm III. sowohl militärischer als auch politischer Anführer der Republik – denn im Monat zuvor haben ihn die noch unbe-

setzten Provinzen zum „Statthalter“ ernannt. Dieses Amt (ein Relikt aus der spanischen Besetzungszeit, das zuletzt Wilhelms 1650 verstorbener Vater innehatte) ist zwar nicht mit großer Machtfülle versehen. Doch das Volk steht hinter Wilhelm, dem Urenkel jenes Mannes, der die Niederländer einst in den Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien geführt hat und der seither als „Vater des Vaterlands“ gilt.

Nur ein Oranier, so scheint es vielen, kann jetzt noch zum Retter der Republik werden. Zudem gelingt es dem jungen Feldherrn rasch, Vertraute in wichtige Staatsämter zu bringen.

AM 20. AUGUST 1672 eskaliert in Den Haag die Gewalt. Zwar hat Cornelis de Witt im Staatsgefängnis selbst unter der Folter keine Mordpläne gegen Wilhelm gestanden (die er auch gar nicht hegte). Beweise gibt es ohnehin nicht. Dennoch schickt ihn das Gericht in die Verbannung. Den aufgebrachten Anhängern des Oraniers aber reicht diese Strafe nicht aus. Sie fordern seinen Tod.

Die Verschwörer schicken eine Nachricht an Johan de Witt: Sein Bruder

wünsche, ihn zu sehen. Kurz darauf fährt Johan in einer Kutsche vor, um Cornelis im Kerker zu besuchen. Doch kaum hat er das Gefängnis betreten, versammelt sich eine Volksmenge, bewaffnet mit Hellebarden, Spießen, Degen und Musketen. Männer brechen das Tor auf, stürmen das Gebäude und treiben die beiden Politiker auf die Straße hinaus.

Als Johan und Cornelis de Witt aus dem Gefängnistor stürzen, fallen die Bewaffneten über sie her.

In Wirklichkeit ist Johan de Witt kein Verräter. Sein einziger Fehler: Er hat Ludwig zu lange vertraut und es daher versäumt, die Republik auf einen Verteidigungskrieg gegen die Franzosen vorzubereiten. Nun hängt sein geschändeter Leichnam am Galgen.

Wer hinter dem Mordkomplott an den Gebrüdern de Witt steht, bleibt bis heute ungeklärt. Verdächtig ist jedoch, dass Wilhelm III. die Lynchmörder mit Posten in der Verwaltung belohnt.

BALD NACH DER BLUTORGIE von Den Haag enden Proteste und Aufstände. Denn mittlerweile ist auch der Vormarsch der Franzosen gestoppt. Immer mehr Wiesen, Äcker und Felder lässt Wilhelm fluten – bis die Provinz Holland mit dem Handelszentrum Amsterdam vollständig von Wasser umschlossen ist: eine Insel in der See.

Tausende Quadratkilometer sind zwischen den Mündungsgebieten von Maas und Rhein überschwemmt, und die Wassermassen versperren den Weg Richtung Nordwesten (siehe Karte Seite 164). Auf vielen Äckern steht das Meer einen halben Meter hoch. Vor Amsterdam ist die Sperré 40 Kilometer breit, in manchen Gebieten weiter südlich knapp 1000 Meter.

Ludwigs Soldaten versuchen, die Wassersperre zu Fuß oder auf Pferden zu durchwaten, sinken aber im schlammigen Boden ein. Auch die zahllosen Gräben, die das Land durchziehen, werden zu unsichtbaren Fallen. Und wenn sich die Invasoren auf Deiche retten, greifen die Niederländer an: Sie gleiten in flachen Booten über das seichte Wasser und machen mit Musketen Jagd auf versprengte französische Truppen.

Ruhm kann Ludwig hier nicht mehr erringen. Wird ihm der Krieg deshalb gleichgültig? Jedenfalls überlässt er das Schlachtfeld seinen Offizieren und zieht sich zurück in die Heimat. Zudem entlässt er gegen geringes Lösegeld 20 000 niederländische Kriegsgefangene.

Das ist sein zweiter, vielleicht entscheidender Fehler. Denn mit ebendiesen Männern kann Wilhelm seine Armee erweitern und neu strukturieren.

Den Franzosen bleibt einzig die Hoffnung auf einen strengen Winter. Und tatsächlich gefriert die Wasserbarriere gegen Ende des Jahres. Die Eisdecke trägt aber nicht. Die Truppen müssen den Marsch auf Amsterdam abbrechen.

Doch noch gibt Ludwig nicht auf. Im Mai 1673 zieht er mit 75 000 Soldaten gegen Maastricht, die stärkste Festungsstadt der Niederlande. Maastricht liegt weit südlich der Wassersperren. Und ist strategisch wichtig: Denn durch das Maastal führt die kürzeste Route von Frankreich in die französisch besetzten Niederlande.

Sébastien de Vauban, der fähigste Militäringenieur jener Zeit, soll die Einkesselung der Stadt organisieren. Im Lauf seiner Karriere wird Vauban insgesamt 120 Festungen errichten und 48 Belagerungen zu einem Sieg führen – Maastricht ist seine bis dahin wohl größte Herausforderung.

Denn in der Stadt sind 6000 Soldaten stationiert. Und gerade dort will Vauban eine neue Belagerungstechnik erproben, die seine Soldaten weitgehend vor feindlichem Feuer schützt: Er lässt ein System konzentrischer, miteinander verbundener Laufgräben anlegen, die die Stadt umschließen.

Am 8. Juni 1673 beginnen 7000 zwangsweise rekrutierte Bauern und Landarbeiter, den ersten Ring um die Stadt zu ziehen. Als neun Tage später der letzte Ring geschlossen ist und fast 60 Kanonen in Stellung gebracht sind, beginnen die Franzosen mit dem Beschuss: 30 Stunden lang feuern sie ununterbrochen auf die Festungsmauern.

Siegessicher lässt Ludwig einen Hofmaler anreisen, „denn ich glaube“, schreibt der König nach Paris, „es wird ein schönes Schauspiel geben“.

Als Vauban erfährt, dass Wilhelm III. seine Truppen für den Marsch auf Maastricht sammelt, lässt er Sprengsätze an den Mauern anbringen. Doch bevor sie



Die Bauern: VERBRANNT, erschlagen, erschossen



Während die Maler in Ludwigs Diensten bunte Ölgemälde schaffen, auf denen das Schlachteschehen höchstens im Hintergrund erkennbar ist, zeigen republikanische Künstler die ganze Brutalität dieses Krieges: Auf Kupferstichen halten sie die Gräueltaten der Franzosen fest

gezündet werden, kapituliert der Festungskommandant am 30. Juni – nicht einmal zwei Wochen nach dem ersten Schuss auf Maastricht. Ein Triumph für den Sonnenkönig und seinen Ingenieur.

BALD DARAUF ABER gerät Ludwig unter Druck. Der spanische König wie auch Leopold von Österreich, der deutsche Kaiser, verfolgen seinen Angriffskrieg mit wachsender Sorge: Das politische Gleichgewicht in Europa ist in Gefahr.

Im August 1673 schließen die beiden Herrscher aus dem Geschlecht der Habsburger eine Allianz und bald darauf einen Bündnisvertrag auch mit der Niederländischen Republik.

Als kurz danach eine Armee des Habsburger-Kaisers in Richtung Niederlande vorstößt, befiehlt Ludwig seinen Generalen, sie noch auf dem Gebiet des Kaiserreichs zu stoppen.

Aus dem niederländischen ist nun endgültig ein europäischer Krieg geworden.

Unterdessen setzt Wilhelm III. die französischen Besatzer in den Nieder-

Von den Schrecken des Krieges ist nichts zu sehen auf diesem allegorischen Gemälde des Hofmalers Charles Le Brun zum Friedensschluss 1678. Der tollkühne Feldzug hat sich in Scharfmützen verläppt, Hunderttausende sind gestorben für einen kleinen Gebietsgewinn der Franzosen



landen unter Druck, erobert unter anderem im September 1673 die 25 Kilometer östlich von Amsterdam gelegene Festung Naarden zurück.

Ludwig hatte an einen leichten Sieg über die Republik geglaubt, doch der Krieg wird nun immer mühsamer – vor allem im Februar 1674, als Englands König Karl II. (dessen Flotte die Niederländer zuvor in zahlreiche Seeschlachten verwickelt hat) angesichts der mächtigen antifranzösischen Allianz einen Separatfrieden mit Wilhelm schließt.

Derart isoliert, befiehlt Ludwig den Rückzug seiner Truppen aus der Republik – aber nur, um jetzt erneut nach den Spanischen Niederlanden zu greifen.

Dort zieht sich der Krieg weitere vier Jahre quälend in die Länge. Zwar erobern Ludwigs Truppen unter anderem die Städte Gent, Ypern und Cambrai.

Literaturtipps: John A. Lynn, „The Wars of Louis XIV“; Addison Wesley: spannender Einblick in das Militärwesen des 17. und 18. Jahrhunderts. Christoph Driessens, „Geschichte der Niederlande“, Friedrich Pustet: anekdotenreich.

Doch ruhmreiche Schlachten und große Gebietsgewinne bleiben aus.

Siegen kann der Sonnenkönig gegen die wachsende Allianz um die beiden Habsburger-Herrschner nun nicht mehr.

Zudem ist Ludwig (dessen Rüstungsausgaben Frankreich ruinieren) wohl längst auch kriegsmüde und sehnt sich nach seinem neuen Schloss in Versailles: „Melden Sie mir den Stand der Orangenbäume“, befiehlt er aus dem Feldlager.

Der große Triumph erscheint unmöglich. Wie aber kann er den von ihm ausgelösten Krieg nun ehrenvoll beenden?

Da zwingt ihn Karl II., sein früherer Verbündeter, im Februar 1678 an den Verhandlungstisch: England werde in den Spanischen Niederlanden die Habsburger-Allianz mit 40 000 Mann unterstützen, falls Ludwig jetzt nicht endlich Frieden schließe.

Gegen diese Übermacht, das weiß der Franzose, kann er nicht bestehen.

Bis ins folgende Jahr handeln seine Diplomaten in Nimwegen eine Reihe von Friedensverträgen aus. Den ersten unterzeichnet am 10. August 1678 die Republik der Vereinigten Niederlande – auf Drängen der Kaufmannschaft (deren

Profeite während des langen Krieges zurückgegangen sind) und gegen den ausdrücklichen Willen Wilhelms III. (der auf größere Kriegsbeute gehofft hat).

DER KRIEG, den Ludwig aus persönlicher Eitelkeit begann und in einem einzigen tollkühnen Feldzug gewinnen wollte, hat rund sechs harte Jahre gedauert. Insgesamt sterben in diesem Krieg nahezu 350 000 Soldaten und zahllose Zivilisten. Verhungern, werden verbrannt, erschlagen, erschossen.

Der Kampf geht mit einem Kompromiss zu Ende: Zwar behält Ludwig, dessen Armee mit 280 000 Mann noch immer die mächtigste Europas ist, unter anderem einige Städte in den Spanischen Niederlanden. Doch die Niederländische Republik, die der Sonnenkönig ja vernichten wollte, bleibt in ihren Grenzen unangetastet. Die Diplomaten aus Den Haag erreichen bei den Friedensverhandlungen sogar, dass Frankreich seine Kampfzölle auf niederländische Handelswaren wieder zurücknimmt.

Ludwig XIV. scheint mit diesem eher dürftigen Ausgang dennoch zufrieden, hat er doch gegen eine Koalition der europäischen Großmächte bestanden.

Auf Gobelins und Goldmünzen lässt er sich als strahlender Kriegsheld verewigen und seine vermeintlich glorreichen Schlachten im Holländischen Krieg als Ballett aufführen. Von nun an wird er sich „Louis le Grand“ nennen lassen: „Ludwig der Große“.

„Kaum hast Du gesprochen, folgt schon Frieden, wodurch das gesamte Universum von Deiner Allmacht überzeugt wird!“, huldigen die Hofdichter Ludwig in Versailles. Seine „Mäßigung und Güte“ hätten Europa „Ruhe geschenkt“, schmeicheln die Poeten ihrem Herrn.

Eine kurze Ruhe: Denn schon drei Jahre nach dem Frieden mit den Niederlanden werden Ludwigs Truppen Straßburg überfallen, kurz darauf Luxemburg – dann die Pfalz.

Und um den Besitz dieses deutschen Kurfürstentums wird 1688 der nächste große Krieg ausbrechen. □

Till Hein, 40, ist Historiker und Wissenschaftsreporter in Berlin. Bei der Recherche zu dieser Geschichte interessierte ihn vor allem der französische Militäringenieur Marquis de Vauban, dessen raffinierte Belagerungsstrategie oft große Gemetzel verhinderte.

FÜR KINDER AB
8 JAHREN



Können große Nasen besser riechen?

Alles, was Kinder wissen wollen. Jeden Monat in GEOlino.



www.geolino.de

GEOlino. Wissen macht Spaß

Der ENGEL des Todes



Paris ist ein Moloch: laut, schmutzig, eine halbe Million Bürger, ein Dutzend Ermordete und Ertrunkene pro Nacht. Der Polizeichef kämpft gegen die Verbrecher und verhaftet 1679 eine Giftmischerin. Die gesteht unter der Folter mehrere Morde und erklärt vor ihrer Hinrichtung, dass auch Adelige ihre Auftraggeber gewesen seien. Nun wird die Fahndung ausgeweitet – und immer fürchterlicher werden die Taten, von denen die Polizisten erfahren. Die Spur führt schließlich sogar zum Hof des Sonnenkönigs

VON GESA GOTTSCHALK



Catherine Montvoisin, genannt La Voisin, Mutter von acht Kindern, verheiratet mit einem Bankrotteur, wird als Wahrsagerin wohlhabend. Daneben nimmt sie heimlich Abtreibungen vor – und mischt zudem tödliche Pulver zusammen. Nach ihrer Verhaftung wird sie so populär, dass sogar eine Theatertruppe mit ihrem Porträt für ein Stück über Wahrsagerinnen wirbt

D

ie Place de Grève ist an diesem Wintertag schwarz von Menschen. Seit dem frühen Morgen stehen sie hier, vor dem Pariser Rathaus, auf dem größten Platz der Innenstadt, wo sonst die arbeitslosen Tagelöhner auf Auftraggeber warten.

Sie schubsen, versuchen, über die Köpfe der anderen hinweg einen Blick zu erhaschen auf den Scheiterhaufen, auf den Henker, auf den Karren mit der Verurteilten oder wenigstens auf ihre Haube: Cathérine Montvoisin, genannt La Voisin.

Es ist der 22. Februar 1680. Während sie warten, tauschen die Pariser die furchtbaren Gerüchte über die Verurteilte aus: Gifte hat sie gemischt, Kinder abgetrieben und in ihrem Ofen verbrannt. Und ihre adeligen Kunden!

Der Herzog von Luxembourg, des Königs General, Marschall von Frankreich, soll eine Prozession abgehalten haben mit zwölf nackten Frauen, angeführt von einem Priester, der nur eine Stola trug.

Das ist fast sicher, denn ohne triftigen Grund sitzt der Aristokrat bestimmt nicht in der Bastille, vielleicht wird man auch ihn bald auf dem Weg zum Henker sehen.

Da kommt das Gefährt näher, bahnt sich eine Schneise durch die Menge. La Voisin trägt ein weißes Hemd, das Gesicht der Giftmörderin ist rot. Seit sie von der Bastille losgefahren ist, hält sie die Blicke ihrer Mitbürgeraus, die an der Rue Saint-Antoine stehen, auf der Brücke von Notre-Dame, vor der Kathedrale.

Und noch vor ihr trifft die Nachricht auf der Place de Grève ein: La Voisin hat sich geweigert, vor Notre-Dame niederzuknien und Abbitte zu leisten vor Gott, dem König und ihren Mitmenschen.

Auch jetzt wehrt sie sich, mit Gewalt muss sie vom Karren heruntergezerrt werden, sie flucht entsetzlich. Mit Ketten bindet der Henker sie auf den Scheiterhaufen. Als er Stroh auf die Todgeweihte häuft, damit sie schnell verbrennt, stößt sie es mit den Füßen weg.

Schließlich gelingt es dem Henker doch, das Stroh zu entzünden, weißer Rauch hüllt sie ein, und die Menge intoniert das traditionelle Gebet an die heilige Jungfrau: „Salve Regina“. Gegrüßt seid du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit.

Ob Gabriel-Nicolas de La Reynie, der Polizeichef, zufrieden ist? Der Mann, der La Voisin verhaften ließ, sie verhörte und verurteilte – er wird ihren letzten Akt sicher nicht verpasst haben.

Vielelleicht verfolgt er das Schauspiel von einem Fenster des Rathauses aus. Manchmal wollen Delinquente noch kurz vor dem Tod neue Aussagen machen, um ihr Ende hinauszögern, und werden dazu ins Hôtel de Ville gebracht. Gut möglich also, dass sich der Polizeichef hier bereitgehalten hat.

Die Menge zerstreut sich. La Reynie aber weiß, dass es noch nicht vorbei ist. Diese Stadt, die er heller gemacht hat, sicherer und sauberer, sie zeigt ihm seit Monaten ihre dunkelste, tödlichste und schmutzigste Seite.

Dutzende Gefangene sitzen noch ein im Schloss von Vincennes, östlich von Paris. La Reynie wird sie weiter verhören. Er glaubt, dass La Voisin Geheimnisse mit auf den Scheiterhaufen ge-

nommen hat. Doch er ahnt nicht, wie entsetzlich diese Geheimnisse sind.

Und wie nah seine Ermittlungen ihn an den König heranführen werden.

DER TOD SCHEINT die Pariser Karriere von Nicolas de La Reynie von Beginn an zu begleiten. Gut 13 Jahre zuvor, im September 1666, ist sein Vorgänger, der Zivilleutnant der Stadt, unter schrecklichen Bauchschmerzen und Erbrechensanfällen gestorben. Seine Ärzte gehen von einem natürlichen Tod aus – sie tippen auf Gicht. Und die Mitglieder eines königlichen Rats, der sich zu dieser Zeit mit der Reform der städtischen Ordnung befasst, ergreifen ihre Chance: Denn plötzlich ist eine der wichtigsten Positionen der Stadt vakant.

Der Rat beschneidet kurzerhand die Rechte des Zivilleutnants und überträgt seine Macht auf einen neuen Posten: den Generalleutnant, der formal der Stadt, de facto aber dem König untersteht.

Damit dehnt Ludwig XIV. seinen Einfluss auf die Hauptstadt aus. Am 15. März 1667 ernennt er Nicolas de La Reynie zum *lieutenant général de police*.

Der 41-jährige fromme Christ stammt aus einer Familie, die seit Generationen Juristen und königliche Beamte hervorbringt. Er war Richter in Bordeaux, ehe er nach Paris zog. La Reynie hat keine familiären Bindungen an den Adel der Hauptstadt. Er kann der Arbeit für seinen König nachgehen, ohne Rücksichten nehmen zu müssen.

Doch der Generalleutnant steht vor einer kaum zu bewältigenden Aufgabe. Das Edikt, mit dem sein Posten geschaffen wurde, zählt auf 22 Zeilen seine neuen Pflichten auf: Überwachung der Straßenreinigung, Feuerbekämpfung, Hochwasserschutz, Versorgung der Stadt, Inspektion der Metzger, Markthallen, Jahrmarkte, Hotels, Kneipen und Spielhöllen, Kontrolle der Gewichte und Maßeinheiten, Untersuchung illegaler Versammlungen und Ruhestörungen.

Als Richter urteilt er zudem in Fällen von unerlaubter Bettelei, Prostitution



Gabriel-Nicolas de La Reynie wird 1667 Generalleutnant von Paris und damit der erste moderne Polizeichef Europas. Ludwig XIV. schätzt den Juristen – auch wenn ihn dessen Ermittlungen in der Gifaffäre zunehmend beunruhigen

oder Streitigkeiten zwischen den Eltern eines Lehrlings und dessen Meister. La Reynie ist der erste moderne Polizeichef Europas. Und noch mehr: Er bewältigt die gleichen Aufgaben, für die in späteren Jahrhunderten ein Bürgermeister zuständig sein wird.

Der neue Polizeileutnant bezieht eine Amtsstube im Châtelet, der ehemaligen Burg, die als Gericht, Gefängnis und Folterkammer dient. Er stürzt sich mit Eifer in seine Arbeit. La Reynie besucht Gefangene, liest Romane, um zu entscheiden, ob sie als pornografisch oder verleumderisch verboten werden müssen. In Zeiten schlechter Ernten verhandelt er mit den Getreidehändlern, um Hungerunruhen zu vermeiden.

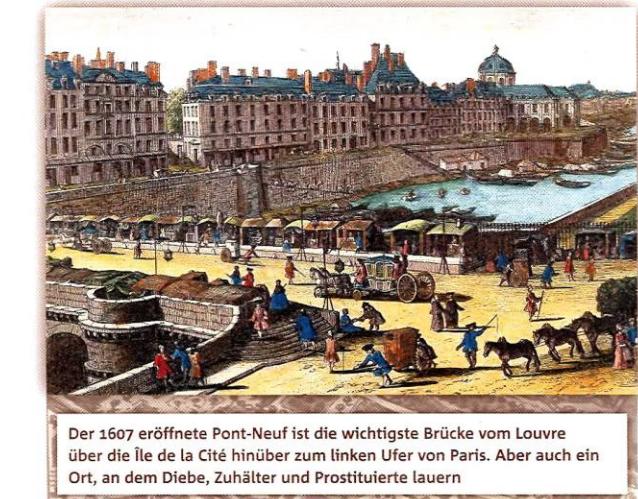
Streng ist der Polizeileutnant mit seinen Untergebenen. Vor allem dann, wenn sie ihren Vorurteilen folgen und nicht den Fakten: Auch der ärmste Pariser kann erwarten, dass La Reynie seinen Fall untersucht, ihn manchmal sogar persönlich anhört.

Als Erstes aber versucht der Leutnant, seine Ordnungsgruppen neu zu organisieren. Die Pariser vergleichen ihre Stadt mit einem finsternen Wald: Jede Nacht werden gut ein Dutzend ertrunkene oder ermordete Menschen in die städtische Leichenhalle im Châtelet eingeliefert. La Reynie stockt die Nachtwache auf, von 120 Mann auf 400. Ihr Gehalt wird mehr als verdoppelt.

Dafür müssen sie jeden Tag von der Dämmerung bis zwei Uhr nachts auf Streife gehen, bewaffnet mit Pistole und einer schweren Laterne. Sie bewegen sich in Gruppen von vier oder fünf Polizisten und auf Befehl ihres Chefs stets auf neuen, unvorhersehbaren Routen. In späteren Jahren werden sie blaue Uniformen erhalten.

Ihre Dienstmoral lässt dennoch zu wünschen übrig: Schon bald wird La Reynie verbieten, den Männern an jenen Tagen ihren Sold auszuzahlen, an denen sie zur Streife eingeteilt sind – damit sie sich nicht schon vor Sonnenuntergang betrinken.

Mit dem Amt des Generalleutnants führt Ludwig XIV. auch die Schlamm- und Laternensteuer ein. Denn als La Reynie ernannt wird, gilt Paris als schmutzigste Stadt der Welt. Der Dreck



Der 1607 eröffnete Pont-Neuf ist die wichtigste Brücke vom Louvre über die île de la Cité hinüber zum linken Ufer von Paris. Aber auch ein Ort, an dem Diebe, Zuhälter und Prostituierte lauern

in den Straßen stinkt nach Schwefel, Fußgänger ruinieren sich Schuhe und Kleidung. „Das haffet wie Pariser Schlamm“, sagen die Hauptstädter.

La Reynie zwingt die Hausbesitzer, jeden Abend vor ihren Grundstücken zu kehren. Zweimal im Jahr müssen sie ein Prozent von dem abgeben, was ihr Gebäude an Miete abwirft. Von dem Geld bezahlt der Polizeileutnant Unternehmer, die täglich mit Karren durch die Straßen ziehen und dabei Glöckchen läuten. Sie schaufeln die Dreckhaufen in ihr Gefährt und nehmen die Fäkalien entgegen, die ihnen die Bewohner in Körben oder Eimern heraustragen.

Doch die Hauptstädter gewöhnen sich nur langsam an die Sauberkeit, und noch bis ins nächste Jahrhundert werden viele an der Tradition festhalten, den Nachttopf einfach aus dem Fenster zu kippen. Mancher kommt dabei zu Tode, weil er sich zu weit hinauslehnt und auf die Straße fällt oder sich mit wütenden Passanten duellieren muss.

Eine andere Neuheit dagegen begeistert die Pariser. La Reynie kauft rund 5000 Laternen, dazu jedes Jahr 200 000 Pfund Kerzen. Die Lichter werden alle 20 Meter auf Höhe des ersten Stocks zwischen den Häusern oder an den Wän-

den aufgehängt. Einmal im Jahr wählen die Anwohner einer Strecke von zehn Laternen einen Anzünder. Dieser muss jeden Abend mit einem Korb voller Talgkerzen durch die Straße gehen und die Laternen bestücken. Er läutet eine kleine Glocke, damit die Hausbesitzer die Lichter rechtzeitig herunterlassen.

Beim Klingeln versammeln sich die Pariser an den Fenstern oder bleiben staunend stehen, um dieses Schauspiel jeden Abend von Neuem zu bewundern: Wie die Laterne herabschwebt, leuchtend wieder hinaufgezogen wird und die Nacht erhellt. An der Hauswand flackert beruhigend der Schatten des eisernen Hahns, der als Zeichen der Wachsamkeit oben auf den Laternen sitzt.

ZEHN JAHRE nach dem Amtsantritt des Polizeileutnats wird La Reynie in einem Loblied gepriesen: „Paris ist dank seiner umsichtigen Sorge und seiner klugen Verordnungen heute die schönste und zivilisiertesten Stadt der Welt.“

Vermutlich steigt er manchmal auf den Turm des Châtelets hinauf, eines der höchsten Gebäude von Paris, um seine Stadt zu betrachten, hinabzublicken in das Gewimmel seiner Schützlinge. Der Ausblick muss ihn dann noch im



Porte Saint-Bernard, ein Tor zum Zentrum von Paris. Das Hauptstadtleben ist ungesund und gefährlich: In kotbesudelten Straßen sowie im verschmutzten Wasser entwickeln sich Seuchen. Verbrecher verstecken sich im Gassengewirr. Polizeichef La Reynie verbessert die Müllabfuhr – und erhöht die Zahl der Nachtwächter um mehr als das Doppelte auf 400

mer erstaunen. Und auch besorgen: Die Stadt scheint fast zu bersten. Leben zu Beginn des Jahrhunderts 200 000 Menschen in Paris, nähert sich ihre Zahl nun bereits einer halben Million.

Die alten Grenzen gelten nicht mehr: 1670 hat König Ludwig befohlen, die mittelalterlichen Stadtmauern zu schleifen

und die Wassergräben aufzufüllen – um Platz zu schaffen für neue Straßen. Von seinem Ausguck kann La Reynie vielleicht sehen, wie die Arbeiten im Norden bereits voranschreiten, wie anstelle der alten Festigungen breite Wege angelegt, an ihren Rändern Bäume gepflanzt werden. An dem Namen für diese Stra-

ßen, *boulevard*, erkennt man, dass sie den Platz eines militärischen Bollwerks einnehmen.

Hinter den geschleiften Stadtmauern wachsen die *faubourgs*, die Vorstädte. Viertel entstehen, wo einst Felder waren: Saint-Antoine im Osten, Saint-Denis im Norden, Saint-Michel im Süden.



Wenn La Reynie nach Südwesten schaut, blickt er auf die Dächer des jüngst fertiggestellten Invalidenheims. Bis zu 6000 ausgediente Soldaten verbringen hier ihren Lebensabend mit Handarbeiten und Gebeten. Eine bis dahin unbekannte soziale Einrichtung: Zwar gibt es seit dem Dreißigjährigen

Krieg stehende Heere, deren Veteranen landeten bisher aber meist in Klöstern oder auf der Straße. Das neue Heim dient deshalb auch dazu, Paris von Bettlern zu befreien.

Kein Gebäude in Paris ist so großzügig angelegt, nicht einmal das Stadtschloss des Königs, der Louvre. Und selbst die Tuilerien, der größte Park der Stadt, können mit der Gesamtanlage des „Hôtel des Invalides“ nicht konkurrieren. Einen solch verschwenderischen Umgang mit freier Fläche haben die Pariser noch nicht gesehen.

Direkt unterhalb des Châtelets fließt die Seine, die Lebensader der Stadt – und ihre Kloake. Die Bewohner der Île de la Cité in der Mitte des Flusses lassen ihre Abwässer direkt in die Seine rinnen.

Der Schmutz des rechten Ufers sammelt sich in einem großen, halbkreisförmigen Abwassergraben, der sich stromaufwärts in der Nähe der Bastille in den Fluss ergießt, stromabwärts hinter den Tuilerien.

Auch die Bièvre, ein kleines Flüsschen am östlichen Stadtrand, dient als Kloake. So schwimmen in der Seine die Asche und Seifen der Wäscherinnen, Blut und Schlachtabfälle der Metzger, der Urin, mit dem die Gerber die Tierhäute bearbeiten, die Farben, in welche die Färber ihre Stoffe tauchen.

Wasserverkäufer tragen Eimer von der Seine in die Straßen hinauf. La Reynie ordnet immer wieder an, dass sie ihr Nass aus der starken, nicht so verdreckten Strömung schöpfen sollen, doch die Wasserträger bevorzugen einen kleinen Seitenkanal, der günstiger gelegen ist – in den aber die Abwässer eines Krankenhauses fließen.

Wer sich ihr Wasser nicht leisten kann, geht zu einem der öffentlichen Brunnen. Ein Dutzend neue hat Ludwig bauen lassen, doch ihr Wasser ist nicht sauberer als das der Verkäufer. Es wird seit 1671 bei der Brücke von Notre-Dame aus dem Fluss gepumpt – ganz in der Nähe eines der betriebsamten Hafenbecken der Stadt: An der Place de Grève, vor dem Rathaus, landen Flussschiffer Getreide an. Verbände aus bis zu 20 Kähnen werden die Seine hinaufgezogen oder gleiten sie hinab, dazwischen anker Wassermühlen.

Im Sommer baden nackte Pariser im Fluss; und irgendwo überleben auch noch einige weiße Schwäne. Der Sonnenkönig hat sie aussetzen lassen, als Verzierungen.

Durch die ihm anvertraute Stadt bewegt sich La Reynie wie jeder Mann von Stand mit der Kutsche. Einige greise Pariser können sich vielleicht noch an die ersten *carrosses* erinnern. Innerhalb weniger Jahrzehnte haben die neuen Gefährte die Stadt erobert. Inzwischen pressen sich Tausende Kutschen durch enge Gassen, die für Fußgänger und Maultiere gebaut sind. Ludwig XIV. gibt jedes Jahr mehr als 50 000 Livres aus, um die Straßen zu pflastern und zu verbreitern.

Zu den privaten Gefährten kommen die zahlreichen Mietkutschen. Ihre Chauffeure haben einen schlechten Ruf, sie betrügen die Kunden und quälen ihre Tiere. „Paris ist das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der Männer und die Höle der Pferde“, sagen die Hauptstädter. Und singen einen Gassenhauer über die neuen Gefahren des Straßenverkehrs. „Bei jedem Schritt/marschiert der Tod gleich mit.“

Zwischen den ratternden Kutschen treiben Bauern ihre Tiere zum Markt, schlängeln sich Träger mit Säntften vorbei, fahren zweirädrige Gefährte, die an japanische Rikschas erinnern. Über ihnen ragen eiserne Ladenschilder weit auf die Straße hinaus. Ihr Quietschen mischt sich mit den Glöckchen der Straßenkehrer. Stadtschreier preisen die neuesten Weine an, frisch eingetroffen bei den Wirten der Nachbarschaft.

Menschen schieben sich durch die Straßen, Waschfrauen mit Leinenbündeln, jugendliche Schornsteinfeger auf dem Weg zur Arbeit oder zurück in ihren Schlafsaal, den sie mit einem ältlichen Aufseher teilen. Dienstmädchen, Soldaten, Lakaien in Uniform, herausgeputzt mit Knöpfen, Litzen und Bändern.

Die Männer tragen den dreiteiligen Anzug aus Kniebundhose, Weste und langem Überrock, die Frauen Rock, Mieder und Schürze. Sie unterscheiden sich nur in der Qualität: Die Kleider der Reichen sind häufig aus teuren Materia-

lien wie Baumwolle und Seide, die der Armen meist aus ausgebliebener Wolle, oft erworben bei einer Altkleiderverkäuferin.

Manch Armer trägt zudem ein rot-gelbes Zeichen auf der rechten Schulter. Er erhält eine kleine Summe von der Stadt und hat sich dafür verpflichtet, ein christliches Leben zu führen und nicht zu betteln.

Nur etwa jeder Vierte auf den Straßen stammt aus Paris; die Stadt wächst, weil ständig Menschen in die Kapitale strömen. Vielleicht drücken sie die Abgaben, die Ludwig den Dörfern auferlegt – anders als die meisten anderen Franzosen müssen die Pariser weder die Grundsteuer noch die Salzsteuer zahlen. Vielleicht aber träumen die Neubürger auch nur von einem leichteren, besseren Leben.

Die Massen müssen La Reynie Sorgen bereiten. Jeder der Neuankömmlinge braucht Arbeit, es ist nur ein kleiner Schritt zu Bettelei, Diebstahl und Prostitution. Wer sich einen Verbrecher dingen will, muss nur zum Pont-Neuf gehen. Dort, am Reiterstandbild von Ludwigs Großvater, lungen sie herum, die „Hofleute vom bronzenen Pferd“: Beutelschneider, Gauner, Zuhälter, Prostituierte.

DABEI TRÄUMT DER KÖNIG davon, aus Paris eine Stadt des Wissens zu machen. Hier erscheint das „Journal des Scavans“ („Journal der Gelehrten“),

ihre Experimente als Tarnung für Falschmünzerie.

Einige mögen sogar noch finsterer Geschäften nachgehen und neue Gifte entwickeln. Die Menschen erzählen sich Geschichten von imprägnierten Hemden und tödlichen Handschuhen, von geruch- und geschmacklosen Püllerchen.

Auch Adelige schätzen Gift.

Das *poudre de succession*, das Erbschaftspulver, kann viele Probleme lösen. Doch wer tatsächlich einen Rivalen oder eine lästige Ehefrau loswerden möchte, kommt auch ohne neue Erfindungen aus: Quecksilberchlorid und Arsen gibt es in jeder Apotheke.

Und schließlich kann man sich auch an die zahlreichen Wahrsagerinnen wenden. Mehrere Hundert bieten in Paris ihre Dienste an, lesen aus der Hand oder aus einem Glas Wasser. Sie verkaufen Heilmittel gegen Hühneraugen oder Zahnschmerzen, brauen Tränke aus getrocknetem Maulwürfen und pressen Öl aus Fröschen, für einen weißen Teint.

Die meisten Kunden, arme wie reiche, suchen Rat in Liebesdingen. Eine Frau, die unter ihrem Ehemann leidet, soll sein Hemd am Bild der heiligen Ursula reiben, damit er sie besser behandelt. Sie kann die Liebe auch fördern, indem sie der Weissagerin benutzte Leinentücher oder etwas Menstruationsblut bringt.

Doch viele Frauen wollen ihre Ehe gar nicht retten: Sie fragen vielmehr hoffnungsvoll, ob in ihrer Hand nicht etwas auf das baldige Ableben ihres Gatten hindeute. Man muss keine Hellseherin sein, um da die richtige Antwort zu wissen – und zu ahnen, dass die Kundin für etwas Hilfe beim Töten bezahlen würde.

Neben harmlosem Mummenschanz betreiben einige Wahrsagerinnen deshalb auch das Geschäft mit dem Tod.

Für den Täter sind Giftmorde selten mit dem Risiko verbunden, erwischt zu werden. Zwar werden Verstorbene gelegentlich von Ärzten obduziert. Doch deren Diagnose ist unsicher. Die Absol-



Gift
ist in Paris
fast überall zu
kaufen

die erste wissenschaftliche Zeitschrift der Welt. In der ersten Ausgabe des wöchentlich erscheinenden Magazins beschreiben die Autoren unter anderem die Geburt eines Monsters in Oxford (tatsächlich siamesische Zwillinge) sowie neuartige Teleskope und eine neue Ausgabe eines Werkes von Descartes.

Ludwig ist seit Generationen der erste französische Monarch, der keinen Hofastrologen beschäftigt. Stattdessen hat er im Süden der Stadt ein Observatorium bauen lassen, mit dem Längengrad von Paris als Symmetrieachse. Es ist seit einigen Jahren fertig und hat ein ausgezeichnetes Fernrohr. Im botanischen Garten wachsen 4000 Pflanzen, Dozenten geben Chemiekurse für die Pariser Bürger.

Denn die Bewohner scheinen die Begeisterung des Königs für die Wissenschaft zu teilen – wenn auch hauptsächlich für eine Spielart, die sie mit La Reynies Ordnungshütern in Konflikt bringen könnte: Es gebe in Paris so viele Alchemisten wie Köche, schreibt ein italienischer Besucher.

Einige von ihnen mag tatsächlich Wissensdurst treiben – die meisten aber sind Betrüger. Sie nehmen ihren Kunden Geld ab, mit dem Versprechen, schon bald wertlose Materialien in Gold verwandeln zu können. Oder sie nutzen



1666 vergiftet die Marquise de Brinvilliers ihren Vater und wird dafür hingerichtet. Für La Reynie ist der Mord doppelt alarmierend: zum einen, weil die Täterin adelig ist; zum anderen, weil ihr Opfer sein Vorgänger als Verwaltungschef von Paris war

venten der Pariser Universität lassen sich ihre Künste zwar teuer bezahlen, tatsächlich aber wissen sie kaum mehr als die Bader und die Apotheker, denen sich die Ärmeren anvertrauen.

Die Pariser Ärzte verschreiben Medizin aus Nattern, geben giftigen Wein als Brechmittel und lassen mit Begeisterung zur Ader. Die Kunst, die Venen mit einer kleinen Lanzette zu öffnen, wird unter Ludwig zu einem Markenzeichen der Medizin in der Hauptstadt.

Selbst der König muss darunter leiden: Nur knapp hat er als Neunjähriger einen mehrmaligen Aderlass überlebt, den die Doktoren während seiner Blattnerkrankung empfohlen. Und jetzt ist der Monarch seinem Leibarzt ausgeliefert, einmal im Monat muss er Abführmittel nehmen. Sie sollen gegen die giftigen „Dämpfe“ helfen, über die Ludwig klagt.

Der Tod ist allgegenwärtig. Familien legen ihre Verstorbenen vor die Haustür, wo Passanten das Kreuz über sie schlagen. Malaria wütet jeden Herbst in der Stadt, im Flusswasser schwimmen Typhusbakterien. Die ärmsten Toten werden in Massengräbern auf dem Friedhof beigesetzt, und vor allem im Sommer zieht Leichengeruch durch die Straßen, wenn die Totengräber die Gruben wieder einmal nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt haben.

G elegentlich aber wird der alltägliche Tod zu einem Skandal, der die ganze Stadt beschäftigt. 1676 wird auf der Place de Grève Madame de Brinvilliers hingerichtet – die Tochter von La Reynies Vorgänger. Dessen Bauchschmerzen waren doch nicht auf die Gicht zurückzuführen, sondern auf Quecksilberchlorid: Die Marquise de Brinvilliers hat ihren Vater und ihre Brüder umgebracht.

Ihre Taten sind ans Licht gekommen, als Gerichtsvollzieher den Besitz ihres verstorbenen, hoch verschuldeten Liebhabers und Komplizen durchsuchten: Dabei stießen sie auf eine Schatulle mit Gift sowie leidenschaftliche Briefe der Marquise und einen Schulschein, der zum Todeszeitpunkt ihres Vaters ausgestellt war. Nach vierjähriger Flucht



Ein Denkmal Heinrichs IV. an der Seine. Sein Enkel Ludwig XIV. fürchtet und meidet Paris. Die Bauarbeiten am Louvre (rechts hinten) lässt er einstellen. Lieber residiert der Monarch in seinem neuen Schloss in Versailles

wird Madame de Brinvilliers gefasst, verurteilt, geköpft und verbrannt.

Die Adeligen sind entsetzt: Offensichtlich schützen weder Geschlecht noch Rang davor, ein Verbrecher zu werden. Und die Gefährlichkeit des Erbschaftspulvers scheint gestiegen zu sein. Brinvilliers Morde fallen ja in die neue Zeit der Wissenschaft, da der König Akademien zur Forschung gründet, wo ständig Neues entdeckt wird und kluge Männer auch ohne Bibel erklären können, wie die Dinge zusammenhängen. Ist es nicht denkbar, dass diese neue Naturwissenschaft auch neue Gifte erschaffen kann, die keine Spuren hinterlassen oder vielleicht gar die Symptome normaler Krankheiten vortäuschen?

Über Jahre wird die Pariser Gesellschaft nicht mehr zu Ruhe kommen. Bei jedem plötzlichen Tod denkt sie ans Toxikum, selbst über bereits vor Jahren Verstorбene spekuliert sie. Offensichtlich kommen Giftmorde viel häufiger vor, als man bisher angenommen hat. Und kaum jemand glaubt, dass Madame de Brinvilliers eine Einzeltäterin war. Möglicherweise sind noch Komplizen auf freiem Fuß, unerkannt, bereit, wieder zuzuschlagen – und nach außen genauso ehrbar wie die Marquise.

Im Februar 1677 wird erneut eine Mörderin festgenommen: Die vorsichtig

gewordenen Pariser Beamten haben den plötzlichen Tod ihres Mannes genauer untersucht. Einmal in Haft, behauptet die Frau plötzlich, sowohl der König als auch der Thronfolger schweben in Lebensgefahr und sollten von Geheimagenten vergiftet werden.

Obwohl sie keinerlei Beweise erbringt, beginnt La Reynie, fieberthaft zu ermitteln. Noch hat sich die Aufregung um Madame de Brinvilliers nicht gelegt, ein Anschlag auf den König scheint immerhin möglich, auch Personen von Stand sind nicht mehr über jeden Verdacht erhaben.

Und ginge der Polizeichef den Hinweisen nicht nach – welch furchterliche Folgen könnte dieser Irrtum haben! Sind nicht auch Ludwigs Großvater und dessen Vorgänger ermordet worden?

Ab jetzt füllen immer neue Verdächtige das Verlies von Vincennes. Die meisten von ihnen gehören zu jener halbseidigen Zunft der Weissagerinnen, der ganz Paris seine Sorgen anzuvertrauen scheint. Im Januar 1679 erwähnt eine Verdächtige zum ersten Mal Personen am königlichen Hof als Kunden.

Nicolas de La Reynie erwartet noch größere Enthüllungen und übernimmt jetzt selbst die Verantwortung für die Aufklärung des Falles. Ludwig XIV. bildet zudem eine 14-köpfige Untersuchungs-

kommission – ein Sondergericht nur für diese Affäre.

Das *parlement*, der Hohe Gerichtshof von Paris, war stets nachsichtig mit einflussreichen Personen. Doch der König wünscht, dass auch Höflinge ihrer gerechten Strafe zugeführt werden. Außerdem hofft er, ohne das Parlement Informationen über die Affäre besser kontrollieren zu können: Falls Adelige in die Verbrechen verwickelt sind, sollen die Kommissionsmitglieder strenge Geheimhaltung bewahren.

La Reynie übernimmt einen der Posten, zudem wird er *rappoiteur* und führt die Verhöre weiter – er ist in diesem Verfahren Richter, Ankläger und Ermittler.

Jn den Verhören fällt immer wieder der Name einer angeblichen Giftmischerin: Cathérine Montvoisin. Am 12. März 1679 verhaften La Reynies Beamtin die Weissagerin nach der Messe vor ihrer Kirche, wenige Schritte von ihrem Wohnhaus entfernt.

La Voisin bewohnt mit ihrem Mann und acht Kindern ein ansehnliches Haus mit einem Salon und eigenem Garten auf einem Hügel am Stadtrand, unmittelbar vor der geschleiften Stadtmauer. Viele Tischler arbeiten in dem Quartier, doch auch die Prostituierten stehen nur wenige Straßen entfernt.

Wenn La Voisin ihre Straße, die Rue Beauregard, stadtauswärts hinaufschaut, sieht sie die Porte Saint-Denis, einen Triumphbogen, den Ludwig vor wenigen Jahren anstelle des Stadttors hat errichten lassen. Dort beginnt der Faubourg Saint-Denis. Und dort nimmt das Elend zu. In den Vorstädten leben besonders viele der Pariser Armen. Ludwig schenkt ihnen jedes Jahr 60 000 Livres, um sie über den Winter zu bringen.

La Voisin liebt den Wein, und sie woht am richtigen Ort: An der Hauptstraße von Saint-Denis verkaufen zahlreiche Kneipen günstigen Alkohol, den die Pariser vor Ort trinken oder für daheim abfüllen lassen. Mancher Kunde vergiftet sich, weil Wirts verschütteten Wein von der bleiernen Theke aufwischen und erneut in Gläser füllen.

Auch stadteinwärts geht es erst jüngst wieder sittsamer zu: Wenige Straßen

südlich der Rue Beauregard liegt der Cour des Miracles, bis vor zehn Jahren der verkommenste Flecken der Stadt. Auf einem Hof hinter einem Konvent lebten hier Hunderte Verbrecher und Bettler mit ihren Familien (die wundersame Genesung der Krüppel, die abends gesund nach Hause zurückkehrten, hat dem Platz seinen Namen gegeben).

Die Kriminellen hatten eigenen Anführer und teilten sich in verschiedene „Zünfte“, etwa die der Taschendiebe und Bettler.

Nicolas de La Reynie hat den Slum mit 200 bewaffneten Männern und einem Trupp Pioniere kurz nach seinem Amtsantritt gestürmt und die Bewohner verhaftet oder ins Armenhaus gebracht.

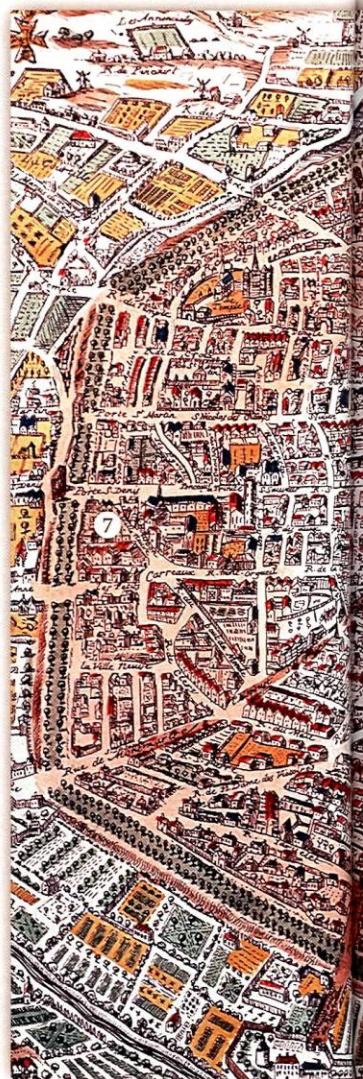
In diesem Hôpital-Général, dessen Niederlassungen über Paris und die Vororte verteilt sind, wohnen rund 10 000 Menschen, die La Reynies Männer von den Straßen gesammelt haben. Ursprünglich als Haus für arbeitsfähige Arme geplant, ist es inzwischen mit anderen Insassen gefüllt: Waisenkinder, Greisen, Blinden, Todkranken, Verrückten und Syphilitikern.

Sicher treibt auch die Angst vor dem Armenhaus Menschen wie La Voisin dazu, die Leichtgläubigkeit ihrer Nachbarn auszunutzen.

Die große Mehrzahl der Pariser ist arm. Selbst wer Arbeit hat, kann seine Familie oft kaum ernähren. Ein Handwerker verdient höchstens 20 Sous am Tag, ein Pfund Fleisch kostet zwischen drei und acht Sous, zwei Liter Wein vier Sous. An 103 Tagen im Jahr darf er nicht arbeiten, zu den Sonntagen kommen zahlreiche kirchliche Feiertage.

Antoine Montvoisin, La Voins ehemann, war Seidenhändler und Juwelier. Doch er ist mit all seinen Geschäften bankrott gegangen. Trotzdem ist er wohl der reichste Mieter in seinem Haus, denn er woht im Erdgeschoss. Über seiner Familie leben Ärmere, je näher am Dach, desto billiger die Wohnung.

Madame Montvoisin muss ihn und die acht Kinder durchbringen. Wohl deshalb nimmt sie gemeinsam mit einer befreundeten Hebamme Abtreibungen vor, obwohl darauf die Todesstrafe steht. La Voisin empfängt die Frauen in einem Gartenpavillon und verdient mehrere





Diese Karte zeigt Paris im Jahr 1698 aus nordwestlicher Richtung – mit den Stadtschlössern Louvre (1), Palais Royal (2) und Tuilerien-Palast (3), der Kirche Notre-Dame auf der Île de Cité in der Seine (4), der Place de Grève (5) und der Bastille (6). Die Einwohnerzahl der Kapitale hat sich in wenigen Jahrzehnten auf 500 000 mehr als verdoppelt, neue Viertel wachsen jenseits der baumgesäumten Boulevards, die Ludwig XIV. anstelle der mittelalterlichen Stadtmauern hat anlegen lassen. Gerade noch innerhalb dieses Straßenrings liegt die Rue Beauregard (7), in der die Giftmörderin La Voisin wohnt

Tausend Livres im Jahr. Doch sie riskiert viel dabei: In einem Pariser Mietshaus leben die Leute eng aufeinander, die Türen stehen offen, und die Bewohner sind über die meisten Vorgänge im Haus gut informiert.

Am Ende aber werden nicht die Nachbarn La Voisin zum Verhängnis. Sondern ein ehemaliger Geliebter. Die kleine, dickeleiche Frau hasst ihren Mann. Mehrmals hat sie versucht, ihn zu vergiften, und höfliche Besucher fragten stets zur Begrüßung, ob Monsieur Montvoisin schon gestorben sei.

Einer ihrer zahlreichen Verehrer wird eine Woche nach La Voisin verhaftet und beginnt sofort zu reden. Vor zehn Jahren bereits ist ihm der Prozess wegen ähnlicher Geschäfte gemacht worden. Er hatte magischen Hokuspokus für seine Kunden durchgeführt und dabei möglicherweise Abendmahl und Bibel missbraucht – ein Sakrileg. Zum Dienst auf den Galeeren verurteilt, ist er nach einigen Jahren begnadigt worden und nach Paris zurückgekehrt.

Der 50-Jährige gilt als unerreicht, was das Anbahnen von Ehen betrifft. Seine Spezialität aber ist ein Taschenspielertrick: Die Kunden, darunter viele Adelige, müssen ihre Wünsche auf ein Stück Papier schreiben, das der Magier zusammenknüllt und mit einem Knall in Flammen aufgehen lässt. Dann zieht er das unverehrte Dokument aus der Tasche. Sollte etwas Kompromittierendes darauf stehen, erpresst der angebliche Zauberer seinen Kunden. Die meis-

ten Höflinge aber streben nur nach der Gunst des Königs, Glück in der Liebe und Erfolg an den Spieltischen von Versailles. Ihnen gibt der Mann den Zettel zurück und kassiert eine angemessene Belohnung dafür, ihre Wünsche an die Geisterwelt übermittelt zu haben.

In den folgenden Wochen beschuldigen sich die ehemaligen Liebenden und Geschäftspartner mit immer neuen Schauergeschichten. La Voisin erhält von ihren Bewachern reichlich Wein, das macht sie gesprächig. Sie wirft ihrem einstigen Liebhaber vor, gefährliche Kontakte zum Hof zu pflegen, und bezichtigt den Dramatiker Racine des Giftmordes. Der frühere Verehrer wiederum erzählt, La Voisin habe mehrere Männer vergiftet und eine schwarze Messe abgehalten. Beide nennen nun Namen – auch adelige aus dem unmittelbaren Umfeld des Königs – eine ehemalige Gespielin, einen General, einen Marquis.

Ludwig wünscht, dass die Ermittler „gewissenhafte“ Gerechtigkeit ohne jegliches Ansehen des Ranges, des Geschlechts oder der Personen“ üben. Und er will genauestens informiert werden: La Reynie muss deshalb häufig nach Versailles fahren. Denn der König wohnt schon lange nicht mehr in seiner Hauptstadt.

Zuletzt hat er sich im Winter 1670/71 längere Zeit in Paris aufzuhalten – und sich so furchtbar gelangweilt, dass er jede Woche mehrtägige Ausflüge nach Versailles mache. Inzwischen kommt er nur noch ein- oder zweimal im Jahr und hat auch die Bauarbeiten am Louvre einzustellen lassen: ein deutliches Zeichen, dass er nicht mehr in seinem Stadtschloss zu wohnen wünscht.

Zwar gefällt es dem Sonnenkönig, Herrscher über eine der größten Städte der Welt zu sein. Paris untersteht Ludwig direkt – anders als die meisten anderen französischen Städte hat die Kapitale nie einen Freibrief erhalten,

ihre Bürger dürfen sich deshalb nicht selbst verwalten.

Großzügig finanziert der König Projekte wie das Invalidenheim und prahlt, er wolle „für Paris tun, was Augustus für Rom tat“. Doch der bloße Gedanke an einen Aufenthalt in der Stadt reicht aus, um ihn in schlechte Laune zu versetzen. Lieber fährt er einen Umweg, als die Stadt in seiner Kutsche zu durchqueren.

Vielelleicht ist ihm, dem Freund der Parks und Jagdausflüge, die Stadtluft zuwider. Ganz sicher hat er den Parisern ihre Untreue während der Fronde-Aufstände von 1648 bis 1653 nicht vergessen. Jetzt muss er sich bestätigt sehen. Die Giftaffäre scheint zu beweisen, dass es in Paris geheime Machenschaften gibt, außerhalb der Kontrolle des Königs und möglicherweise staatsgefährdend.

Ein Jahr, nachdem La Reynie die Untersuchung übernommen hat, werden die ersten Adeligen verhaftet, darunter der Herzog von Luxembourg, General des Königs.

Er wird beschuldigt, dass er seine Ehefrau, einen anderen Marschall sowie einen Geschäftsmann mit der Hilfe des Geliebten von La Voisin umbringen wollte. Man legt ihm die Flucht nahe.

Doch Luxembourg ist von der eigenen Unschuld überzeugt und will sich rechtfertigen: Zu Fuß geht er zur Bastille, um sich zu stellen. Angeklagte seines Standes hätten eigentlich das Recht auf einen Prozess vor der höchsten Kammer des Parlements, doch Ludwig überträgt seiner Untersuchungskommission die Vollmachten eines Sondergerichts auch für Aristokraten.

Und kann trotz des Schweigegelübdes der Kommissionsmitglieder nicht verhindern, dass die Vorkommnisse an die Öffentlichkeit geraten: Ganz Paris spricht von dem Skandal, die Höflinge spekulieren, wer als Nächster festgenommen wird. Jubelnd empfangen Verwandte und Freunde vor dem Tor all jene, die die Kammer entlastet.

Besonders geistreiche Antworten auf die Fragen der Richter machen schnell



Die Marquise de Montespan, einst Mätresse des Königs, wird von verhafteten Giftmischerinnen beschuldigt, Zaubertränke gekauft und schwarzen Messen beigewohnt zu haben. Ludwig XIV. ist schockiert – und hält die Ermittlungen geheim.

die Runde, freigelassene Verdächtige können sich vor Einladungen kaum retten. Eine Dame vornehmer Herkunft wird wegen des versuchten Mordes an ihrem Mann zu lebenslanger Haft in einer Besserungsanstalt verurteilt – La Reynie ist einer der wenigen Richter, die für die Todesstrafe plädiert haben. Andere Adelige, die mit einer Verurteilung rechnen müssten, entziehen sich dem Prozess durch Flucht.

Zufällig wird in einem Theater der Stadt das passende Schauspiel gegeben: „La Devineresse“, eine Komödie über eine Wahrsagerin, die adelige Kunden in Liebesdingen berät. Die vornehmen Pariser drängen zu den Vorführungen, das Stück spielt mehr Geld ein als je eine französische Produktion zuvor.

Für La Voisin beginnt nun der letzte Akt. Fast ein Jahr lang ist sie immer wieder verhört worden, hat mehrere tatsächlich begangene Giftmorde und Tausende von Abtreibungen gestanden.

Das Urteil der Sonderrichter fällt einstimmig: schuldig. Trotzdem wird sie noch einmal drei Tage lang vernommen, in die Bastille verlegt und zum Schluss auch gefoltert. Vielleicht, hofft La Reynie, liefert sie doch noch neue Informationen.

Doch die Verurteilte besteht darauf, nichts von schwarzen Messen zu wissen, und macht ansonsten nur die ebenso vage wie beunruhigende Bemerkung, dass „sehr viele Personen jeden Ranges und jeder Vermögenslage sich an sie gewandt hatten, die nach dem Tod anderer trachteten“. Dann lässt sie sich am Vorabend ihrer Hinrichtung ein deftiges Essen schmecken, trinkt viel Wein und singt derbe Lieder.

Tags darauf muss sie den Weg zur Place de Grève antreten.

NICOLAS DE LA REYNIE kehrt stets nachdenklich von seinen Besuchen in Versailles zurück. Er spürt, dass der König unliebsame Beweise unterdrücken möchte – einer ehemaligen Geliebten hat Ludwig bereits zur Flucht verholfen.

Gleichzeitig glaubt La Reynie, so notiert der Polizeileutnant in einem Be-



richt, dass es noch furchtbarere Geheimnisse zu entdecken gibt.

Dieser ruhige, melancholische Mann, mit wenig Fantasie begabt, trifft in seinen Verhören auf Menschen ganz anderer Art – Menschen, die ihr Geld damit verdienen, zu lügen, zu betrügen und stets das zu sagen, was ihr Gegenüber hören möchte.

Und La Reynie glaubt den fantastischen Anschuldigungen seiner Informanten – oder hält sie zumindest für möglich. Zu seiner zweiten Hauptzeugin wird nach La Voisin ausgerechnet eine verstörte, hoch nervöse und impulsive junge Frau mit einer lebhaften Vorstellungskraft: Marie-Marguerite Montvoisin, die 21-jährige Tochter der Giftmischerin.

Sie ist kurz vor der Hinrichtung ihrer Mutter verhaftet worden und berichtet freimütig von der Kindheit in der Rue Beauregard. Wie es aus dem Beratungszimmer nach Schwefel stank, wie sie einmal eine weiße Taube kaufen musste, der die Kehle durchgeschnitten wurde, wie sie sich fast an einer Suppe vergiftet hätte, die für ihren Vater bestimmt war.

Aus anderen Verhören glaubt der Polizeileutnant zu wissen, dass La Voisin damit gerechnet hatte, demnächst gut 100 000 Écus einzunehmen (was mehr als 2000 Kilogramm reinen Silbers entsprochen hätte). Und dass sie dem König eine Petition überreichen wollte. Warum? Und wofür könnte ihr die gewaltige Belohnung versprochen worden sein? Marie weiß nichts darüber.

Doch bis zur nächsten Vernehmung hat sie drei Monate Zeit, um nachzudenken. Dann packt sie aus: Das Papier, auf dem die Petition verfasst gewesen war, sei vergiftet gewesen – La Voisin habe versucht, Ludwig XIV. zu ermorden.

Auch die Auftraggeberin kennt Marie angeblich: Madame de Montespan. Die langjährige Mätresse des Königs.

LUDWIG XIV. hat sich stets mit vielen Liebhaberinnen vergnügt: „Er benutzt diese Art Frauen wie Postpferde, die man einmal besteigt und nie wieder sieht“, schreibt ein Höfling. Doch Francoise-Athénaïs de Rochechouart, Marquise de Montespan, ist mehr. Blond, blauäugig, üppig geformt – ihre Zeitgenossen preisen die Schönheit der Adeligen.

Die Hofdame der Königin erregt wohl 1667 Ludwigs Aufmerksamkeit. Bald wird sie seine offizielle Geliebte, die *maitresse-en-titre*. Mit Madame de Montespan hat der Sonnenkönig die längste und leidenschaftlichste Affäre seines Lebens. Sie gebiert ihm acht Kinder, von denen sechs das Kleinkindalter überleben. Sie alle werden bei Hofe eingeführt und von Ludwig anerkannt.

Als La Voisin stirbt, teilt Madame de Montespan allerdings schon nicht mehr Ludwigs Bett. Sie ist fert geworden nach den vielen Schwangerschaften, der König hat sie vor einem Jahr durch eine Jüngere ersetzt.

All dies passt beunruhigend genau zu Marias Geschichte: Die Mätresse des Königs sei fünf oder sechs Jahre lang zu ihrer Mutter gekommen. La Voisin habe ihr Liebespulver geliefert, um die Gefühle des Königs zu stärken. Als Ludwig sich einer anderen zuwandte, habe sie ihn bestrafen wollen: mit dem Tod.

Mit jedem Verhör werden Marias Aussagen fantastischer: Auf Madame de Montespans Bauch seien schwarze Messen abgehalten worden. Ein ebenfalls infahrteter Priester, der angebliche Komplize, liefert bereitwillig die Details. Viermal im Laufe der Jahre habe er über der nackten Dame die Dämonen Astaroth und Asmodäus angerufen und jedes Mal ein Kind geopfert, damit

der König sie weiter liebe. Er habe den zuvor gekauften Säugling geschlachtet, aus dem Herz und Eingeweide seien Pulver hergestellt worden, die Montespan dem König verabreicht habe.

La Reynie weiß nicht, wie viel er glauben soll. Aber er hält den König über alle Aussagen auf dem Laufenden.

Ludwig bereist im Sommer 1680 Nordfrankreich, gefolgt von seinem Hof. Er muss lesen, dass seine langjährige Geliebte ihre Beziehung mit widerlichen Methoden zu stärken versucht hat, ja vielleicht sogar seinen Tod plante. Und auch die merkwürdigen Dämpfe und quälenden Kopfschmerzen, die seine Ärzte jahrelang mit Abführmitteln behandeln könnten plötzlich eine Erklärung finden.

Die Höflinge beobachten, wie selten Madame de Montespan den König auf dieser Reise sieht. Sie deuten dies als weiteres Zeichen für ihren Abstieg. Niemand ahnt jedoch den wahren Grund.

Und Ludwig selbst unternimmt alles, um die Ermittlungen geheim zu halten. Von unterwegs schreibt er La Reynie einen Brief und weist ihn an, alle Aussagen über Madame de Montespan auf gesonderten Blättern festzuhalten und diese den anderen Mitgliedern der Sonderkommission nicht zu zeigen.

Nicht auszudenken, wenn die Geschichten über die königliche Mätresse etwa in einer der Pariser „Gazettes à la main“ erschiene, jener kleinen, handgeschriebenen Zeitungen, die einem geheimen Kreis von Abonnenten zugestellt werden und Gerüchte aus Verailles berichten.

Der Skandal könnte auf einen Schlag das Bild vom strahlenden Glanz des Hofes des Sonnenkönigs verdunkeln, das Ludwigs Propagandisten auf zahllosen Gemälden und Drucken, Münzen und Triumphbögen, in Gedichten und Theaterstücken verbreiten. Und das ein wichtiges Herrschaftsmittel des Monarchen ist.

Daran ändert auch nichts, dass die Gräueltaten in Wirklichkeit wohl nie

Literaturtipps: Leon Bernard, „The Emerging City“, Duke University Press; unterhaltsam geschilderte Darstellung der Hauptstadt unter dem Sonnenkönig, Anne Somerset, „Die Gifteffäre“, Magnus: die einzige ausführliche Untersuchung des Voisin-Falles.

stattgefunden haben. La Reynies Zeugen sind alle unzuverlässig: ein notorischer Lügner, ein junges, gestörtes Mädchen, ein Priester, der Anzeichen von Demenz zeigt. Sie alle haben nichts mehr zu verlieren, sie müssen mit der Todesstrafe rechnen.

Auch übereinstimmende Aussagen beweisen nichts: Es gibt in Vincennes keine Einzelnen, die Gefangenen können sich in gewissem Maße absprechen.

 ahrscheinlich hat Madame de Montespan tatsächlich La Voisin aufgesucht. Eine Mätresse führt ein unsicheres Leben, abhängig von der Laune und Libido des Herrschers. Vermutlich hat sie nach einem Liebeszauber gefragt – wie die meisten Kunden der Weissagerinnen.

Es ist zudem denkbar, dass man in einer Stadt, in der jedes Jahr mehrere Hundert Kinder ausgesetzt werden, für ein Silberstück einen Säugling erhält. Aber ist es vorstellbar, dass eine Dame von Montespans Rang sich allein in eine Hütte in Saint-Denis begibt, wie es der Priester aussagt?

Dass sie dort okkulte Praktiken vollzieht? Und auch noch versucht, den König zu ermorden, ihren Geliebten, den Vater ihrer Kinder, den von Gott eingesetzten Herrscher Frankreichs?

Ludwig jedenfalls scheint daran zu zweifeln. Wenn der König von ihrer Schuld überzeugt wäre, könnte er sie ohne großes Aufsehen für den Rest ihres Lebens in ein Kloster schicken. Madame de Montespan aber bleibt am Hof. Und wird nie erfahren, welcher Gräueltaten man sie verdächtigt hat.

Als der König im Juli 1682 die Sonderkommission auflöst, haben die Höflinge längst das Interesse an dem Giftskandal verloren.

Die Richter haben in den vorangegangenen drei Jahren gegen 104 Menschen verhandelt, 17 von ihnen in die Verbannung geschickt und 36 zum Tode verurteilt (von denen zwei schon die Folter nicht überlebt haben). Etliche Gefangene sind in Vincennes gestorben. 16 Personen hat die Kommission entlastet, darunter den Herzog von Luxembourg.

Doch viele Fälle sind nie vor das Greimum gekommen. Auf Befehl des Königs hat La Reynie der Kammer unter anderem all jene Angeklagten vorenthalten, die Madame de Montespan belastet hatten. Sie werden nicht verurteilt, doch La Reynie muss sie festhalten, damit sie keine Gerüchte über die Mätresse verbreiten.

Dabei handelt es sich zunächst um 14 besonders eng verstrickte Personen, darunter La Voins Ex-Geliebten, Marie Montvoisin und den Priester – aber auch um ihre Zellengenossen: Sie könnten ja etwas über Madame de Montespan erlauscht haben. Auch unbeteiligte Personen wie La Voins Dienstmädchen landen im Kerker. Insgesamt 65 Frauen und Männer werden auf Festungen in ganz Frankreich verteilt, für den Rest ihres Lebens an Gefängnismauern gekettet, in völliger Isolation an den abgelegenen Orten des Landes.

Im selben Jahr verbietet ein königliches Edikt, die Worte der Heiligen Schrift zu missbrauchen oder sich als Zauberer auszugeben. Der Verkauf von Giften wird erschwert.

NICOLAS DE LA REYNIE bleibt noch 15 Jahre lang Polizeichef. Als er 1709 stirbt, denkt er ein letztes Mal an das Wohl der Pariser. In seinem Testament verfügt er, dass er auf dem Friedhof und nicht in der Kirche beerdigt wird, „um nicht mit der Verwesung meines Körpers zur Fäulnis und Infektion der Luft beizutragen“.

Nach La Reynies Tod lässt sich Ludwig die Dokumente seines ehemaligen Polizeileutnants nach Versailles kommen. Dann verbrennt er sorgfältig alle Schriftstücke, die Madame de Montespan betreffen. Die Besuche seiner Mätresse in der Rue Beauregard werden für weitere 150 Jahre geheim bleiben.

Erst im 19. Jahrhundert werden Historiker ihren Namen in den Archiven der Bastille entdecken: Der sorgfältige La Reynie hatte von seinen Ermittlungen Abschriften gemacht. □

Gesa Gottschalk, 29, vertraut bei der Recherche selten dem Internet. In diesem Fall aber war sie besonders überrascht, wie viele Halbwahrheiten, Märchen und Überreibungen im Netz herumsprachen – obwohl die Fakten zur Gifteffäre seit 150 Jahren bekannt sind.

Jetzt im Handel



Der Himmel auf Erden beginnt ab 2.000 Metern Höhe: Sommer in den Alpen.

Kolle Rebbe

In dieser Ausgabe

Wandertouren

Die besten Routen, um dann mal weg zu sein.

Hütten & Hotels

Bezahlbare Unterkünfte in unbezahlbarer Lage.

Alpenküche

Mit Sarah Wiener zu den Gipfeln des Genusses.

Mit Panorama-Karte

No. 2 April/Mai 2010

GEO Special

DIE ALPEN

Unterwegs in unserer nahen Wildnis

GEO Special ALPEN

Sommertage in den Bergen
Die besten Hütten, Touren, Liegewiesen

www.geo-special.de Aktuelles Wissen für die Reise

VERSASA

Ludwig XIV. ist der größte Bauherr des Zeitalters: Seine Residenz bei Paris wird zur Bühne

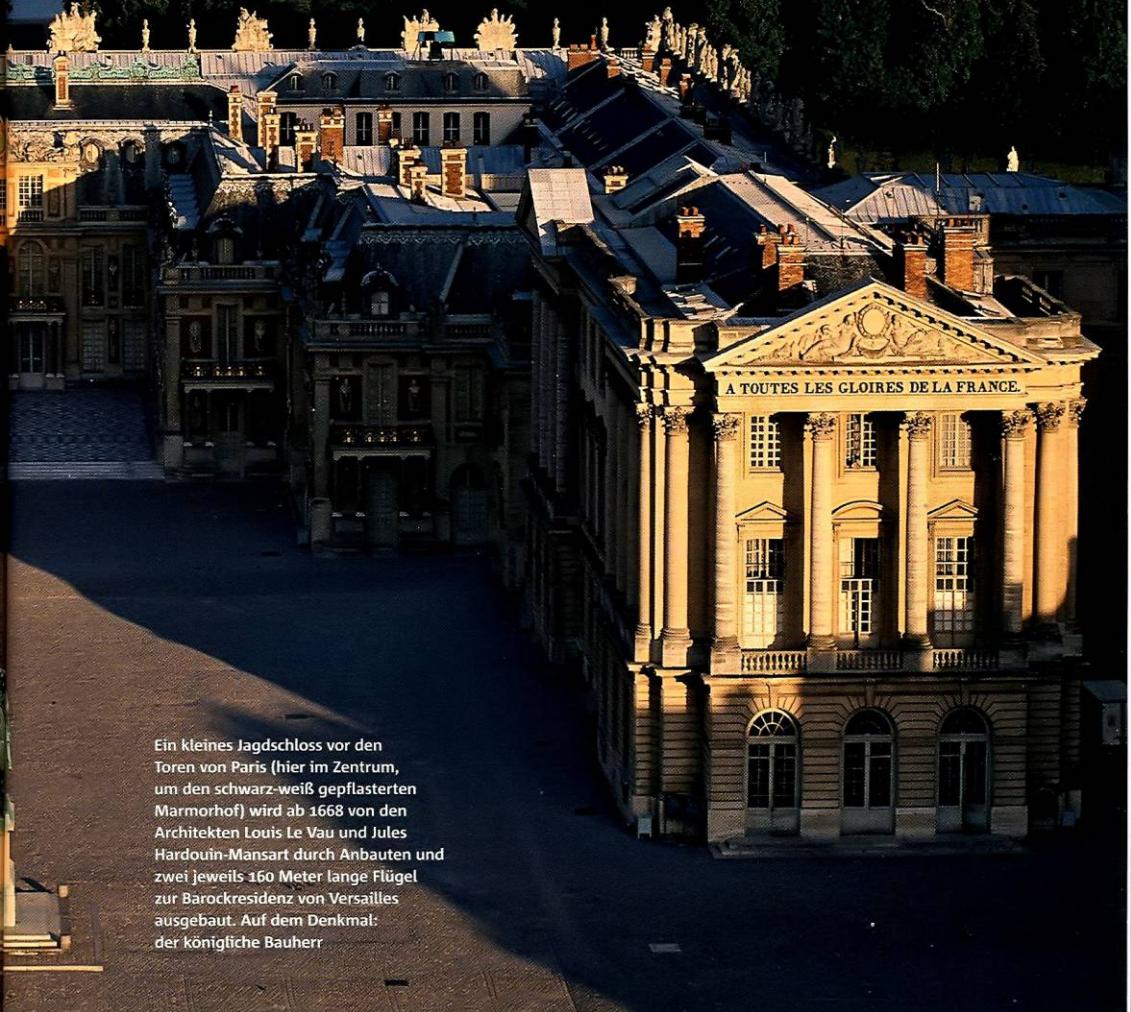


A TOUTES LES GLORIES DE LA FRANCE.

ILLÈS

der Höflinge und Märtessen, die rauschende Feste feiern – und eisige Intrigen spinnen

von CAY RADEMACHER; FOTOS: STÉPHANE COMPOINT



Ein kleines Jagdschloss vor den Toren von Paris (hier im Zentrum, um den schwarz-weiß gepflasterten Marmorhof) wird ab 1668 von den Architekten Louis Le Vau und Jules Hardouin-Mansart durch Anbauten und zwei jeweils 160 Meter lange Flügel zur Barockresidenz von Versailles ausgebaut. Auf dem Denkmal: der königliche Bauherr

D

as Schloss von Versailles ist eine Bühne aus Marmor, Glas, Gold und Brokat. Eine Bühne, auf der Tausende Tänzer umeinanderwirbeln, von Sonnenauflang bis Mitternacht. Eine Bühne, auf der eine Geste, ein gewispertes Wort Ruhm und Reichtum bedeuten können – oder Ächtung und Ruin.

Der Choreograf dieses Balletts ist Ludwig XIV. Der Monarch – vollendet höflich und furchterregend anspruchsvoll – bestimmt die Kulissen und Kostüme, gibt jeden Schritt und jede Wendung vor. Seine Majestät erwählt die Tänzer. Und wer nicht freiwillig mit ihm die Gavotte oder den Passepié tanzt, den nötigt er dazu.

Doch die Bühne, die er geschaffen hat, ist so gewaltig, dass selbst der Blick eines Monarchen nicht überallhin reicht. Und so tanzen die Frauen und Männer von Versailles hinter den Kulissen ein Schattenballett nach eigenen Regeln, das nicht weniger kompliziert ist als die Sarabande, die ihnen ihr König aufzwinge.

Dies ist die Geschichte des Schlosses von Versailles, der viel beneideten, oft imitierten, nie übertrffenen Residenz. Und es ist die Geschichte von Ludwig XIV. und seiner Familie, seinen Märtesssen, Kindern, Höflingen, Dienern, Spionen, die in den Gemächern von Versailles um Macht und Titel, Geld und Privilegien ringen – und sich unerhörtem Luxus, feinster Etikette und hemmungsloser Sinnenlust ergeben.

NIEMAND WEISS, wann Ludwigs Interesse für jenen Ort rund 20 Kilometer westlich von Paris geweckt wird. Als König von Frankreich hat er viele Schlösser geerb't, etwa den Louvre, den Königssitz inmitten der Hauptstadt.

In Versailles steht ein kleines Jagdschloss seines Vaters auf einem Hügel in Wald und Sumpf – kaum mehr als eine große Villa aus rölichem Stein. Ludwig, der begeisterte Jäger, nutzt das Anwesen während mancher Tierhatz. Auch ver-

bringt er dort diskrete Tage mit einer Mätresse. Und ausgerechnet diesen Ort, wo im Sommer Mückenschwärme über den Tümpeln summen, wählt er für den Bau einer neuen Residenz.

Wahrscheinlich treiben ihn aber wieder der Jagd- noch Sinnenlust dazu, sondern seelische Not und politische Strategie.

Der Louvre und das Palais Royal in Paris sind niemals sicher vor Angreifern. Das weiß Ludwig, seit er während der Fronde-Aufstände aus der Hauptstadt fliehen musste.

So etwas soll ihm nie wieder widerfahren. Ein neues Schloss will er sich deshalb bauen: prachtvoller als alle anderen, sicherer dazu.

Und ist es nicht auch politisch klug?

Von Versailles aus ist die Kapitale mit der Kutsche in zwei Stunden zu erreichen. Andererseits müsste der gefürchtete Pöbel von Paris einen halben Tag marschieren – Zeit genug, um Soldaten in Stellung zu bringen. Versailles ist also nahe genug an der Hauptstadt, um sie zu kontrollieren, und doch so weit entfernt, um nicht von ihr kontrolliert zu werden.

Wenn zudem alle hohen Adeligen aus ihren Pariser Hôtels oder Landsitzen an den Königshof ziehen, dann unterwerfen sie sich der Kontrolle des Monarchen: Verschwörerische Treffen sind unter den Augen Ludwigs schwerer zu organisieren als in Paris oder auf einem entlegenen Provinzsloss.

Solche Gedanken werden Ludwig wohl bewogen haben, sicher aber ist das nicht. 1661 jedenfalls zeigt sich sein Interesse an Versailles erstmals auch in Taten: Er lässt das Schloss erweitern und den Garten neu gestalten.

Der König denkt bei seinen Plänen nicht daran, sein Schloss der Natur anzupassen – er will vielmehr die Natur unterwerfen. Sumpf und Wald werden ausradiert, als hätte es sie nie gegeben.

An ihrer Stelle legt sich ein fast 100 Hektar großer Garten auf die Westseite des Hügels: Springbrunnen, Treppen, Rampen, künstliche Wasserfälle, geharkte Wege, breit genug für Kutschen.

Büsche, zu grünen Skulpturen gestutzt. Wände aus Laub. Hecken, die zu Labyrinthen verschlungen sind, in denen vergoldete Fabelwesen lauern. Diskrete

Pavillons. Marmorskulpturen. Und in der Mitte des sich anschließenden Parks ein Kanal wie mit dem Lineal gezogen, das Ende im bläulichen Dunst am Horizont.

Der Schöpfer des Parks ist André Le Nôtre, der kühnste Landschaftsgärtner der Zeit – und einer jener Künstler, die der König für Versailles verpflichtet. Louis Le Vau wird der Architekt des Schlosses und, einige Zeit nach dessen Tod, Jules Hardouin-Mansart.

Le Vaus Aufgabe ist undankbarer als die Le Nôtres, der rücksichtslos alles Bestehende beiseiteräumen darf. Denn Ludwig will zwar das größte Schloss Europas errichten, doch der bestehende Bau soll dabei erhalten werden. Den König, so überliefern wohlgesonnte Chronisten, bewegt das pietätvolle Andenken an seinen Vater. Möglich aber auch, dass Ludwig lediglich die Bauzeit verkürzen will.

Der Originalplan von Versailles hat die Zeiten nicht überdauert. Vielleicht hat es den einen Entwurf auch nie gegeben, denn oft ändert der König, der sich zeitweise fast jeden Donnerstag mit den Architekten trifft, seine Ideen.

Le Vau umhüllt das rote Schloßchen mit einem Umhang aus cremefarbemem Stein. Die Gartenfassade und die beiden Flanken verschwinden hinter neuen Vorbauten, einzig die zur Straße nach Paris weisende Front bleibt unverkleidet.

Daneben setzt Mansart Flügel, jeder mehr als 160 Meter lang: Bauten wie Zyklopenwände, in den Mauern drei schier endlose Reihen schmaler, hoher Fenster. Kaum ein Bogen oder ein Ziergiebel mildert die Strenge. Diese Flügel wirken wie zwei Arme, die nach Paris hin geöffnet sind – aber auch wie ein Sperrriegel, der sich zwischen die Hauptstadt und den paradiesischen Gärten auf der anderen Hügelseite schiebt: Versailles als Verlängerung der Kapitale und zugleich als Festung gegen sie.

Tausende Arbeiter hausen jahrelang in Zelten und Baracken neben dem wachsenden Schloss. Sie pflastern auch Straßen und Höfe, ziehen Nebengebäude hoch. Kompanien von Soldaten legen die Sumpfe trocken.

Wem durch Sturz vom Gerüst oder wegrutschende Steine die Knochen zerschmettert werden, sodass er für sein Leben verkrüppelt bleibt, dem gewährt der König zwei Monatslöhne Entschädigung – und jagt ihn dann fort.

Mindestens 3000 Arbeiter werden schwer verletzt. Wie viele sterben, vor allem an Seuchen in den ungesunden Unterkünften, weiß niemand: Nachts werden die Toten heimlich fortgeschafft, damit keine Unruhe aufkommt.

So wenig wie man den Preis an Menschenleben kennt, so wenig ist über die Kosten bekannt. Sie fallen über viele Jahre an. Und Ludwig verteilt sie auf die Etats mehrerer Ressorts, sodass selbst seine höchsten Beamten keinen Überblick haben.

Vieelleicht sind es, so schätzen Historiker heute, 82 Millionen Livres, vielleicht auch 92 Millionen oder mehr. Fantastische Summen – und doch nicht wirklich viel. Allein im Kriegsjahr 1692 etwa verpulvert der König 114 Millionen Livres für Heer und Flotte.

6. MAI 1682: Die königliche Kutsche rattert über die Avenue, die aus Richtung Paris zum Vorplatz des Schlosses von Versailles führt. Ludwig, seine Gattin Maria Theresia, ein viellundertköpfiges Gefolge aus Angehörigen, Höflingen und Dienfern passieren die neuen Häuser der Adeligen und der Dienerschaft, die Remisen für die Kutschen sowie die königlichen Stallungen (in denen bald 2500 Pferde stehen werden).

Und dann: das Schloss!

Hunderte Gemächer, kilometerlange Gänge, Dutzende Treppenfluchten, Küchen, Vorratsräume, Zisternen, Wachstuben. Der Zentralbau ist dem König und seiner Familie vorbehalten, der Südflügel (für die Ankommenden links gelegen) höchsten Adeligen und der weiteren Verwandschaft des Monarchen.

Noch ist die Residenz eine Baustelle. Der Nordflügel wird erst einige Jahre später erbaut, die Hofkapelle gar erst 1710 fertiggestellt; selbst die königlichen *appartements* werden bis dahin noch zweimal verlegt: zuletzt ins Zentrum des Baus.

Drei von vergoldeten, schmiedeeisernen Toren abgeriegelte Höfe wahren Distanz zum Vorplatz: der innerste ist mit Marmorplatten belegt.

Blendend hell und glänzend sind die Gemächer und endlos weit. Die geöffneten Türen – zweimal mannshoch und so

breit, dass ein Reiter hindurchpassen würde – lenken den Blick von Saal zu Saal ins Unendliche. Golden und weiß schimmern die Wände, das Glas haushoher Fenster und Spiegel zaubert Reflexe auf den grünen Marmor aus Campan, den roten aus Rance oder den Steinbrüchen des Languedoc.

Golden leuchten Verzierungen aus Stuck oder bemaltem Holz, in denen vielhundertfach die Sonne eingeflochten ist und das doppelte „L“: Ludwigs Monogramm. In massivem Silber schimmern Balustraden, Stuhlbeine, sogar die Rohre, aus denen Wasser auf die Töpfe der Orangenbäumchen rinnt, deren Duft die Gemächer erfüllt.

Niemand weiß, was Ludwig denkt, als er an diesem Maitag durch das Schloss wandelt. Der Monarch, der die prachtvollsten Feste Europas zelebrierte, feiert ratselhafterweise keines zum Bezug der neuen Residenz. Nicht einmal offiziell bekannt gegeben wird der Wechsel. Doch vom 6. Mai 1682 an ist Versailles die Bühne, auf der er das Schauspiel seiner Macht inszeniert.

Tausende Menschen folgen ihm. Nachdem auch der Nordflügel errichtet ist, logieren neben dem König und seiner Familie gut 1000 Adelige im Bauwerk selbst und in den Nebengebäuden:



Der gut 70 Meter lange Spiegelsaal. Der Architekt Mansart, so heißt es, bringt auch deshalb Spiegel an, um seinem Rivalen, dem Maler Charles Le Brun, weniger Platz für dessen Gemälde zu lassen

manche in Appartements im ersten Stock mit Blick auf den Garten, andere in Kammern unter dem Dach.

Der Monarch teilt Gemächer zu, weist einem verdienten Höfling als Gunst ein zweites Zimmer an – oder verbietet eine abgelegte Mätresse aus prachtvollen Räumen in entlegene Zimmer: der Umzug als Beförderung oder Demütigung vor unzähligen neugierigen Blicken.

Etwas 4000 Dienstboten umschirren die Auserwählten: Kammerdiener, Zofen, Köche. Zudem sind mehrere Tausend Soldaten in Versailles stationiert. Ihre wichtigste Kaserne liegt versteckt unter dem Pflaster des Schlosshofes. Eine Zwischenschicht aus harzgetränkter Leinwand soll verhindern, dass der Gestank aus den Latrinen des unterirdischen Lagers zwischen den Steinfiguren bis zu den Fenstern des Palastes zieht.

Vieelleicht 4000 Adelige, die im Schloss selbst nicht unterkommen können oder wollen, wohnen in den Häusern der Stadt Versailles, um ihrem Herrn zumindest nahe zu sein.

Denn das ist ja ein Zweck der neuen Residenz: den Adel unter die wachsamen Augen des Königs zu zwingen. Ludwig vertraut dabei auf die Schwerkraft der Macht. Indem er sich selbst und seine Minister an diesem Ort konzentriert, muss jedermann, der ein Anliegen hat, nach Versailles kommen.

Ob ein Adeliger um ein Offizierspatent für seinen Sohn ersucht oder ein Geistlicher um eine neue Pfründe – Versailles ist fortan der Ort, an dem man sich um solche Privilegien bemüht. Und je mehr Männer mit Ambitionen dorthin strömen, desto größer wird der Druck auf alle anderen: Sie werden isoliert, übergangen, vergessen.

Da der Monarch zudem verfügt, dass Häuser in Versailles nicht an Gläubiger verpfändet werden können, wird sein Hof zur Oase für jene Adeligen, die kein Ehrgeiz, wohl aber Verschwendungsucht treibt. Hier verlieren sie bei einem Bankrott wenigstens nicht ihr Dach über dem Kopf.

Wie ein gestrenger Gastgeber zwingt Ludwig den Großen seines Reiches die ausgefeiltes-



Blick vom Südflügel auf den Garten und das Zentrum des Schlosses – das vielen Zeitgenossen ebenso wie die mächtigen Anbauten als viel zu wuchtig erscheint. Versailles, kritisiert Finanzchef Colbert, gleiche «einem kleinen Mann mit großen Armen und großem Kopf»



te Ordnung Europas auf: die Etikette. Das Korsett dieser Benimmregeln bestimmt, welche Dame sich bei bestimmten Gelegenheiten setzen darf und welche stehen bleiben muss. Wer wen anspricht und wer respektvoll zu schweigen hat, bis er angesprochen wird. Welcher Herr mit einem Kopfnicken und wer mit dem Lüften des Hutes begrüßt wird. Für wen die Wachen strammstehen. Und bis in welches Jahrhundert die Galerie adeliger Vorfahren zurückreichen muss, damit man das Recht hat, in des Königs Nähe zu sitzen.

Wem gebührt beispielsweise bei Zeremonien der Vorrang: dem Bruder des Königs, dem Enkel des Königs, einem Prinzen von Gebüt (einem männlichen Verwandten Ludwigs) oder einem seiner Kinder mit einer Mätresse?

Die Antwort der Etikette: Der Bruder ist ranghöher als der Enkel; der ist höher als jeder Prinz; und die sind wiederum höher als die unehelichen Kinder. Aber ein königlicher Sohn von einer Mätresse gilt immer noch mehr als ein Herzog.

Des Königs Blick fällt auf das goldene Schnitzwerk an den Wänden und die kostbaren Stoffe, hinter denen sich geheime Fluchttüren verbergen. Auf die Bilder der vier Evangelisten sowie das Porträt der Maria Magdalena unterhalb der gewölbten Decke. Auf die beiden Van Dycks und auf die Marmorbüste seiner selbst am Kaminsims, flankiert von Vasen, in denen goldene, zu Blumen geformte Kerzenhalter stehen.

Am anderen Ende seines Appartements flutet Licht aus vier Meter hohen Fenstern hinein, die den Blick freigeben

HIER WERDEN DIE ADEL

Einmal besucht die Herzogin von Orléans, Kind des Königs mit einer Mätresse, ihre Tochter, die Herzogin von Berry und Gattin von Ludwigs Enkel. Als der Pförtner beide Flügel der Tür zu deren Gemach öffnet, weint die Tochter vor Empörung: Beide Flügel zu öffnen sei eine Ehre, die nur legitimen Kindern Seiner Majestät mit der Königin zukomme. Einem unehelichen Kind wie ihrer Mutter hingegen stehe nur zu, durch einen Flügel zu schreiten. Der unglückliche Domestike verliert seine Stellung bei Hofe.

STRENGER NOCH als die Etikette ist der Taktstock: In Versailles, dem riesigen Ballett, ist jeder Auftritt und Abgang, ist jede Figur festgelegt. Von früh bis in die Nacht ist jede Handlung des Königs, ist jeder Weg, den er geht, vorherbestimmt. Wie die Sonne, der er nachfeiert, ergrünzt er zur vorbestimmten Stunde am vorbestimmten Platz am Firmament – zu manchen Zeiten unerreichbar fern für seine Höflinge, zu anderen gefährlich nahe.

Jeden Morgen um acht zieht einer der vier Ersten Kammerdiener Seiner Majestät mit den Worten „Sire, es ist Zeit“ die rund zwei Meter hohen Vorhänge aus rotem und goldenem Damast an des Königs Bett zur Seite.

Ludwig ruht auf einer Schlafstatt, fast so groß wie ein Zimmer; die Matratze so hoch, dass er sie nur mit Tritthilfe besteigen kann. In der Bettwäsche stecken Säckchen, die der Hofapotheke mit duftenden Substanzen gefüllt hat.

auf die Höfe und jene Avenue, die zum beruhigend fernen Paris führt.

Seit 1701 ruht Ludwig XIV. im ersten Stock von Versailles. Sein Schlafzimmer ist das Herz des Schlosses, auch architektonisch der Mittelpunkt des Hofes.

Sein Bett teilt in diesen Jahren Madame de Maintenon, die letzte und bedeutendste seiner Mätressen. Ludwigs Gemahlin Maria Theresia hat den Umzug nach Versailles nur um etwa ein Jahr überlebt, sie starb 1683, vermutlich an einer Blutvergiftung.

Françoise d'Aubigné, verwitwete Scarron, Marquise de Maintenon ist 1635 geboren worden – im Gefängnis. Ihr Vater entstammt einer protestantischen Familie, er selbst trat zum Katholizismus über. In Haft kam er angeblich, weil er Engländern geheime Informationen zugespielt haben soll. Nach seinem Tod völlig verarmt, heiratete die 16-jährige Tochter einen 25 Jahre älteren Schriftsteller, der 1660 starb.

Auf verschlungenen Wegen wurde sie schließlich Erzieherin von Kindern Ludwigs, die er mit einer anderen Mätresse gezeugt hatte. So fiel sein Auge auf sie – und schließlich erkämpfte sich die höfliche und kluge Frau seine Gunst. Sie ging dabei ein hohes Risiko ein: Die bisherige Mätresse hatte eine andere Rivalin angeblich mithilfe des *poudre de succession* ausgeschaltet, mit Gift.

Seit 1684 ist Madame de Maintenon sogar Ludwig heimlich angetraute zweite Gattin.

Nachdem die Vorhänge zurückgeschlagen worden sind, liegt der König von Frankreich nicht mehr lange ungestört im Bett. Die Großen seines Reiches warten schon vor der Tür: Im Laufe der



Lebensgroße
Lüsterfigur aus dem
Spiegelzaal

nächsten Stunde werden mehrere Hundert Adelige bis zu jener Balustrade vorgelassen, die die Schlafstatt vom Rest des Gemachs trennt – und beobachten aufmerksam jede Regung, hören jedes Wort des Monarchen.

Denn das *lever*, das Ritual des Aufstehens, ist der erste Akt der alltäglichen Inszenierung, die sich Ludwig ausgedacht hat: Unter ihm wird das Schlafzimmer zum Thronsaal – und die traditionelle Morgenaudienz zu einem politischen Akt, dem fernzubleiben sich kein Höfling von Rang leisten kann.

Ludwig lässt sich jeden zweiten Tag rasieren. Dann wird ihm eine Allongeperücke aufs Haupt gesetzt. Als junger Mann trug er sein eigenes Haar lang. Seit seinem 30. Lebensjahr aber verbirgt er seinen wohl immer kahler werdenden Schädel unter einer Zierde aus in Locken gedrehtem Pferdehaar – und alle seine Höflinge tun es ihm nach.

So schwitzen sie unter der Last der schweren Perücken, in deren Haaren sich, trotz eifrigen Puderuns, Ungeziefer

er tagsüber einen Nachtstuhl nutzt, mit seiner Mätresse oder empfängt Besucher auf dem „duftenden Thron“).

Doch bleiben den Würdenträgern jeden Morgen nur wenige Momente mit dem König: Denn kurz nach der Toilette wird der Monarch angekleidet, und dieses *grand lever* ist Schauspiel für mehrere Hundert Besucher.

Der Großkammerherr, vier Erste Kammerherren, 24 einfache Kammerherren, vier Erste Kammerdiener, 16 Türhüter, 36 gewöhnliche Kammerdiener, dazu Pagen, Barbiere, Mantelträger und Dutzende weiterer Diener umhegen Seine Majestät. Manche Lakaien erscheinen wie Spukgestalten aus den Kulissen, treten aus verborgenen Fluren und diskreten Pforten.

Während Ludwig nun das Bett verlässt, dürfen die Höflinge ihn sehen. Doch streng ist geregelt, wer wann und wo das *entrée* besitzt, das Zugangsrecht zu den Räumen und zur Person des Monarchen. In sechs Klassen sind die Privilegierten eingeteilt, aber nur die höchsten drei Entrées berechtigen dazu, jetzt am königlichen Bett vorbeizuschreiten und Reverenz zu erweisen.

Währenddessen präsentiert der Großkammerherr dem König ein frisches, vorgewärmedes Hemd und reicht es dem Großmeister der Garderobe. Zusammen mit dem Ersten Kammerdiener kleidet dieser Ludwig an, je einer hält einen Ärmel.

François VII., Herzog von La Rochefoucauld, der Großmeister der Garderobe (ein Amt, das Ludwig geschaffen hat), wacht über die königliche Kleiderkammer im Erdgeschoss von Versailles, unterhalb des Schlafzimmers. Er ist nicht nur beim Lever dabei, sondern auch bei jedem der mehreren täglichen Kleiderwechseln des Königs.

Diener bringen unter seiner Aufsicht Kniehose und Kniestrümpfe, eine Weste und den *justaucorps*, die knielange tailierte Jacke. Die Stoffe leuchten blau oder rot, gelb oder weiß. Ludwigs Lieblingsfarbe aber ist Braun. Kein Höfling wagt es deshalb, sich ein Gewand in dieser Farbe schneidern zu lassen. Den Justaucorps zieren goldene

GEN GEDEMÜTIGT

Vielleicht, aber das ist reine Spekulation, hat Ludwig das Ritual eingeführt, weil er einige der demütigendsten Momente während der Fronde in Schlafräumen erlebt hat – etwa als der Pöbel von Paris in sein Gemach stürmte, um zu prüfen, ob der junge Monarch noch im Bett liegt und nicht geflohen ist. Nun zwingt er Morgen für Morgen die Mächtigen vor sein Bett und lässt sie zusehen, wie er trivialste Handlungen vollzieht.

Beim *petit lever*, bei dem nur jene zugegen sein dürfen, die die höchsten Ämter in der königlichen Haushaltung bekleiden, wird der König zunächst gewaschen – es reicht ihm, Gesicht und Hände mit Essigwasser zu betupfen. (Äußerst selten nur lässt er sich eine Badewanne ins Zimmer bringen.) Ein starker Körpergeruch gilt in Versailles bei Männern wie Frauen als Zeichen erotischer Kraft – verstärkt noch durch Parfüms aus tierischen Essenzen wie Moschus und Amber.

Ludwig allerdings verbreitet noch weit übler Gerüche als seine Höflinge: Seinem permanent entzündeten Mund entströmt ein entsetzlicher Hauch. Ärzte haben ihm deshalb mehrere Zähne gezogen, dann auch im Mundraum das Gaumensegel entfernt – und den Zustand damit noch verschlimmert.

„Ich mag meine Fehler haben“, soll ihm einmal eine zweifelnde Mätresse gestanden haben, „aber jedenfalls rieche ich nicht so schlecht wie Sie!“

einnistet. Die aber auch die Kahlheit kaschieren, die bei manchen ein Symptom der grassierenden Syphilis ist.

Die größten Adeligen Frankreichs entwürdigten sich nicht, bei der Morgentoilette zu assistieren. Sind sie ihrem Herrn dadurch doch nahe, um ungestört Politik zu machen, Posten zu erringen, Rivalen zu denunzieren.

Manche zahlen horrende Summen für das Privileg, niederster Dienste neben dem Bett zu erfüllen. Einer verwahrt die königlichen Halsbinden, ein anderer kauft den Titel „Halter des Nachtopfes des Königs“ (Ludwig plaudert, während



Das königliche
Schlafzimmer liegt im
Zentrum des Schlosses –
im architektonischen
wie im politischen Sinn:
Hier empfängt Seine
Majestät Ludwig XIV.
Höflinge und Staats-
männer





Die Arbeiten am rund 100 Hektar großen, von André Le Nôtre gestalteten Garten beginnen 1661, ein noch zehnmal größerer Park folgt später. Ein Problem aber wird niemals befriedigend gelöst: Es gibt in Versailles zu wenig Wasser, um all die Springbrunnen gleichzeitig sprudeln zu lassen. Gärtner stellen sie deshalb nur dann an, wenn der König naht

und silberne Stickereien; weiße Spitzenmanschetten wölben sich um die Handgelenke, die *cravate*, die Halsbinde, fällt wie ein Fächer aus Spitze über die Brust.

Perlen- und diamantbesetzte Schnallenschuhe aus schwarzem Leder umhüllen die Füße. Ihre hohen Absätze sind rot, ein Privileg, das Adeligen vorbehalten ist. Ludwig lässt sie gelegentlich von Künstlern verzieren; so stolziert er einmal auf einem Paar daher, dessen Absätze seine militärischen Triumphe in Miniaturbildern zeigen.

Ein Degen wird ihm umgeschnallt, dann der Dreispitz gereicht, der mit Straußfedern verzierte Hut, der allerdings meist in der Hand gehalten wird, um das kunstvolle Arrangement der Peücke nicht durcheinanderzubringen.

Eine Stunde geht so dahin, in deren Verlauf sich der König von einem Mann im Schlafröck in eine schillernde Götze in edlen Stoffen und Gold verwandelt. Herzöge tragen ihm Spitzentücher heran wie geweihte Gegenstände. Höflinge defilieren unter Verbeugungen vorbei wie Gläubige im Sanktuarium.

DAS FRÜHSTÜCK ist bescheiden. Doch selbst ein Glas Wasser wird Ludwig von vier Dienern gereicht. Schokolade – eine relativ neue Spezialität aus Amerika – trinkt er gelegentlich. Tee meidet er. Kaffee kostete er angeblich schon in früher Kindheit, der Genuss dieses exotischen Getränks galt als Mutprobe, doch anders als viele Höflinge findet er als Erwachsener daran keinen Geschmack.

Seine Domestiken entlohnt er karg, doch gewährt er ihnen Kost und Logis im Schloss. Als ein Diener aber einmal eine Waffel von der königlichen Tafel nascht, verliert der Monarch seine legendäre Höflichkeit und zerprügelt einen Gehstock auf dem Rücken des Unglückslichen.

Doch die Nähe zum Herrscher – einer der Ersten Kammerdiener schlafte nachts auf dem Boden vor dem Bett Seiner Majestät – gibt den höher gestellten Dienern manche Möglichkeit, ein vertrautes Wort an Ludwig zu richten. Und damit Macht zu erlangen, womöglich bis in die große Politik.

Zudem dürfen die Dienstboten die Reste der königlichen Tafel verkaufen. Im Laufe der Jahre entwickelt sich so ein inoffizieller Markt in der Rue de la Chancellerie in Versailles, wo das feilgeboten wird, was der Monarch und seine Höflinge verschmäht haben.

Das Schloss wird in den versteckten Gängen und stickigen Unterkünften unter dem Dach auch zur Heimat von Lakaien-Dynastien. Das Amt des königlichen Kaminkehrers etwa bleibt in der Hand der Familie Padelin, wird stets vererbt vom Vater auf den Sohn, drei Jahrhunderte lang.

Als der König sich erhebt und aus seinem Appartement tritt, folgt ihm der Hauptmann der Wache, der den Befehl hat, „ihn niemals aus den Augen zu lassen“. Ludwig ist der am besten geschützte Monarch Europas: Zwei Gardes – die Schweizer in roten Röcken und die Franzosen in blauer Uniform – sichern Zugänge und Treppen.

Ludwig flaniert von Raum zu Raum Richtung Hofkapelle. Jeden Morgen hört er mit seiner Familie die Messe.

Seine Familie: Das ist im Sinne der Etikette gerade nicht Madame de Maintenon. Stattdessen gesellen sich nun, umflost von Hofdamen, Dienerinnen und Pagen, die offiziellen königlichen

Damen zu ihm – allen voran, an Rang wie an Gunst des Monarchen, Maria Adelaide, die Herzogin von Burgund und Gattin von Ludwigs ältestem Enkel.

Ihr Kleid ist tief dekolletiert, der Leib vom Mieder mit eingenähten Rohrstägen zur Wespentaille geformt, die seidenbestrumpften Beine verborgen unter einem voluminösen Unterrock, den das Kunstvoll nach hinten geschlagene Überkleid freigibt. Auf dem Haupt ragt die *coiffure à la Fontanges*, eine nach einer ehemaligen Mätresse des Königs benannte Frisur, bei der Haare, Bänder und Schleifen auf einem Drahtgestell fixiert werden (und die die Kutschenschauber des Adels zwingt, extra hohe Karossen zu entwerfen, in denen sich die Damen nicht den Kopf stoßen).

Schönheitspflasterchen lenken den Blick auf die gepuderte und mit Bleiweiß künstlich erblasste Wange oder tief ins Dekolleté, wo, in einer fingergroßen Vase, eine Blume steckt. Ein Fächer aus Elfenbein und Spitze bewegt die Luft – und sendet im Spiel der Gesten frivole Signale, lockt oder verbirgt, verspricht Gunst oder geheimes Einverständnis.

Zu Ludwigs Familie gehört auch seine Schwägerin Elisabeth Charlotte, eine Prinzessin aus der Pfalz, die in ihrer deutschen Heimat Liselotte genannt wird, fett, scharfzüngig und unglücklich. Sie ist die zweite Ehefrau von Ludwigs jüngerem Bruder Philipp – der, tiefer im Schatten des Königs als jeder andere Mann Frankreichs – keine wichtige politische Rolle spielen darf.

Als Liselotte und Philipp 1671 heiraten, sind dessen Neigungen am Hofe längst bekannt: Er stolziert in wagenden Gewändern herum, verbirgt seine Züge unter dicker Schminke und vergnügt sich in Vorzimmern mit jungen, männlichen Favoriten oder verprasst unzählige Livres beim Glücksspiel.

Liselotte beklagt sich über die „Buben“ ihres Gatten, doch der erklärt ihr nonchalant, er liebe sich selbst mehr als seine Frau oder seine Kinder und gedenke deshalb, sein Geld durchzubringen – was ihm auch gelingt: Als Philipp 1701 mit 60 Jahren einem Schlaganfall erliegt, hinterlässt er der fassungslosen Witwe kolossale 7,5 Millionen Livres Schulden



Ludwigs Traum bleibt unvollendet. Ständig wird um- oder angebaut. Das Operntheater im Schloss wird erst 1770 nach endlosen Finanzschwierigkeiten eingeweiht – 55 Jahre nach dem Tod des Sonnenkönigs

und einen Stapel kompromittierender Briefe, die Liselotte eilig verbrennt.

Auch Ludwigs Trauer um seinen Bruder hält sich in Grenzen. Schon am Tage nach Philipps Tod hält er Angehörige und Höflinge an, sich mit Spielen zu zerstreuen.

DIE FAMILIE: Das sind auch sein Sohn Ludwig, das einzige seiner sechs Kinder aus der Ehe mit Maria Theresia, das nicht schon in den ersten Lebensjahren stirbt, sowie diverse Söhne und Töchter von Mätressen. Das ist sein Neffe Philipp, der einzige überlebende Sohn seines Bruders, den er – zur ohnmächtigen Wut der adelsstolzen Liselotte – mit einer seiner unehelichen Töchter vermählt. Das sind Enkel und Urenkel.

Freunde aber hat Ludwig nicht.

Die Gefährten früher Glanzzeiten sind um 1700 bereits tot. Auch Alexandre Bontemps, jahrzehntelang Erster Kammerdiener, der dem König womöglich näher stand als jeder andere, stirbt 1701. Die Höflinge, die ihn nun umgeben, sind bestenfalls zweitklassige Gestalten.

Immer wieder werden ihm neue Kandidaten vorgestellt: neunjährige Adelsjungen etwa, die in die Pagenschule aufgenommen werden wollen, oder Halbwüchsige, die hoffen, Musketiere zu werden. Präsentiert werden sie dem König oft auf dem Weg zur Messe; in jenen Schlossgängen, wo erfahrene Höflinge, die den Weg und die Stunde des königlichen Defleets kennen, warten und im passenden Moment vortreten.

Grüßt der Monarch die Kandidaten, spricht er gar einen Satz, dann gelten sie fortan als „bei Hofe vorgestellt“. Für sie sind die Türen zu Karrieren geöffnet.

Fast 30 Jahre lang nutzt Ludwig in Versailles einen Kirchenraum, der eigentlich nur als Provisorium gedacht ist. Erst 1710 wird die königliche Kapelle im Nordflügel endlich fertig: ein Heiligtum aus Weiß, Gold und Licht, so groß wie die Kirche einer bedeutenden Stadt.

Ludwig betrifft eine Empore, in der Musiker der Schweizer Garde mit Flöten und Trommeln aufspielen, bis Seine Majestät niederzuknien geruhen. Die engsten Angehörigen bleiben bei ihm, die Hofdamen zerstreuen sich in weiten Seitengalerien des Obergeschosses.

Unten, auf dem marmornen Boden der Kapelle, wohnen die höchsten Würdenträger, aber auch weniger privilegierte Adelige der Messe bei – einer Zeremonie der kunstvoll gedrechselten

Reden rhetorisch begabter Hofprediger und des Gesangs der *Chapelle royal*, eines berühmten Chores mit rund 80 Sängern samt großem Orchester.

Ludwig, so spottet seine Schwägerin Liselotte in einem Brief, glaube sich schon fromm, „weil er bei keinem jungen Weibsmensch mehr schläßt“. Tatsächlich aber ist der Monarch ein durchaus gläubiger Mann, der die Religion ernster nimmt als viele Höflinge. (Philippe, der Sohn der spottlustigen Liselotte, soll beispielsweise einmal, direkt neben dem König kniend, während der Messe heimlich ein Buch des von Kirchenkreisen scharf verurteilten Dichters François Rabelais gelesen haben.)

Nach dem Gottesdienst berät sich der König für etwa zwei Stunden mit seinen Ministern; dazu flaniert er zurück zu dem kleinen Kabinettssaal neben seinem Schlafgemach. Später am Tag begibt er sich mit höchsten Beamten häufig in einen jener Räume, die er Madame de Maintenon hat zuweisen lassen.

Dort, in einem Eckzimmer mit Blick auf die Höfe, entscheidet er über Krieg und Frieden, Bauten und Beförderungen, Steuern und Finanzen – während die Marquise still zu seiner Rechten sitzt und stickt oder sich in ihrem Bett im Alkoven ausruht.

Kein Wort sagt Madame de Maintenon während der Beratungen. Doch die nervösen Staatssekretäre können sich nie sicher sein, dass sie Seiner Majestät nicht später Ratschläge gibt. „Alle Minister“, höhnt Liselotte, „schmeicheln dem Weib und suchen durch hundert Unterwürfigkeiten wohl bei ihr zu sein.“

Als nach einer dieser Sitzungen in den Gemächern der Marquise plötzlich Kriegsminister Louvois stirbt, tuscheln die Höflinge, da habe wohl jemand Gift benutzt – und manch einer verdächtigt die Maintenon.

Niemand weiß wirklich, welchen Einfluss Madame de Maintenon ausübt – sicher ist nur, dass sich seit dem Umzug nach Versailles, wo König und alle Spitzenbeamten unter einem Dach leben und arbeiten, Entscheidungen beschleunigen. Andererseits entsteht hier ein Schattenreich der Macht, in dem Mätressen oder Leibdiener durch vertrauliche Worte ins Ohr des Monarchen wo-

möglich größeren Einfluss ausüben als Staatssekretäre durch Denkschriften.

Womöglich – denn ob Ludwig überhaupt auf Einflüsterungen hört, kann kein Höfling, kein Minister überprüfen.

„Sobald sie einer Frau erlauben, mit ihnen über Staatsgeschäfte zu sprechen, sind sie verloren“, schreibt Ludwig seinem Sohn.

Jedenfalls können die Ergebnisse jener vertraulichen Runden am Kabinettstisch oder jener noch vertraulicheren Gespräche zwischen König und Marquise das Leben eines Höflings dramatisch verändern – und verkürzen.

Versailles, das einem überwältigten ausländischen Besucher wie das „Paradies“ erscheint, ist in Wirklichkeit, wie ein Historiker bemerkt, „das Vorzimmer des Todes“: Immer wieder kommandiert der König Adelige aus ihren Appartements direkt an die Fronten seiner Kriege – und manche kehren niemals wieder.

ZU MITTAG SITZT Ludwig an einem Tisch in seinem Schlafräum, umgeben von Prinzen und Herzögen, die ihm Servietten reichen. Welche Ehre, wenn er einem der Höflinge einen Platz anbietet! Welches Privileg für eine Dame, auf einem Schemel hocken und bei der Verköstigung zusehen zu dürfen!

Der *Premier Maître d'Hôtel du Roi*, ein hoher Adeliger, der für das leibliche Wohl des Monarchen verantwortlich ist, hat Ludwigs Wünsche Stunden zuvor mitgeteilt bekommen und an die Küche im Untergeschoss des Südflügels weitergegeben, wo Dutzende hoch spezialisierte Köche arbeiten – und sich bemühen, Ludwigs Appetit zu befriedigen.

Denn was Diener nur für ihn nun auf goldenen und silbernen Platten über ein Treppenhaus nach oben schleppen, könnten einen ganzen Hofstaat satt machen: Vier Teller verschiedener Suppen sind für eine einzige Mahlzeit überliefert, dazu ein ganzer Fasan, ein Rebhuhn, eine Schüssel Salat, zwei große Schinkenschnitten, Hammel in Knoblauchsauce, ein Teller Gebäck, zum Abschluss hart gekochte Eier und Obst. (Die Orange gilt als königliche Frucht.)

Manchmal genießt der Monarch auch Konfitüren, Komposte, Fruchtgelees, süße Pasteten oder Zuckerwerk zum Nachtisch. Seine Epoche ist eine Regentschaft der Völlerei in einem Land des Mangels: In jenen Jahren, da der König prasst, erschüttern Hungersnöte

Vom First der Kapelle, dem höchsten Punkt des Schlosses, wirkt die Residenz wie ein Labyrinth aus Flügeln, Anbauten und Innenhöfen; für die königliche Familie sowie 1000 Adelige gibt es rund 350 Räume. Manche Gefolgslieute müssen in stickigen Dachkammern wohnen





das Reich; bei einer werden die Menschen sogar zu Kannibalen.

Frankreichs Köche aber erfinden immer neue Kreationen; die Bechamelsauce etwa soll erstmals unter Ludwigs Herrschaft serviert worden sein. (Und einer seiner Köche, so die Legende, verübt gar wegen eines missglückten Fischgerichts Selbstmord.) Auch der Chambagner wird angeblich in seiner Zeit erfunden, vom Mönch Dom Perignon.

Seine Majestät aber trinkt lieber mit Wasser verdünnten Wein oder Limonaden aus Früchten – eisgekühlt auch im Sommer. Denn winters wird das Eis eines zugefrorenen Gartensees zerhackt, in die Keller von Eishäusern der Stadt Versailles gepackt, mit Stroh und Holz abgedeckt und so bis in die heiße Jahreszeit konserviert.

Ludwig trinkt aus Kristallpokalen, speist von Tellern aus chinesischem Porzellan und hält Messer und Löffel aus Gold und Silber in Händen. Die Gabel hingegen verschmäht er und nimmt lieber die Finger zur Hilfe.

Der König bietet bei Tisch keinen appetitlichen Anblick: Wegen fehlender Zähne schlürft und schlingt Ludwig die Speisen hinunter, und da ihm die Ärzte ja auch das Gaumensegel entfernt haben, kann er nicht verhindern, dass ihm Flüssigkeiten häufig aus der Nase wieder austreten.

MANCHMAL VERGEHT der Nachmittag mit weiteren Kabinettssitzungen. Manchmal aber entschwindet der Monarch für ein paar Stunden den Blicken der Höflinge. Gern verbringt er seine Zeit dann mit der Maintenon in deren Gemächern. Oder er begibt sich in seine Privaträume im ersten Geschoß des Zentralbaus an der Nordseite des Marmorhofes.

Dort spielt er Billard in einem eigens dazu hergerichteten Salon oder ergeht sich zwischen Kabinetten, in denen er seine Sammlung von Münzen und Medaillen aufbewahrt. Bilder, die er aus dem Louvre hat anliefern lassen, hängen in diesen verschwiegenen Gemächern – unter anderem die „Mona Lisa“ des Leonardo da Vinci.

Der König liebt seine Diener mehr als seine eigenen Kinder, schreibt er grimmst ein Höfling. Tatsächlich folgen dem Monarchen hier, in diesem privaten Bereich, stets ein paar Lakaien, doch kaum je Adelige.

Oft auch verlässt Ludwig nachmittags das Schloss. Seine große Leidenschaft, die Jagd, reizt ihn noch im Alter. Selbst als 70-Jähriger verbringt er 118 Tage im Jahr mit der Tierhatz. Jenseits des Parks hat er ein 8000 Hektar großes Gelände

Muster ändern: In manchen Beeten sind die Blumen in geschickt im Boden versteckten Töpfen eingepflanzt und werden von Gärtner zu immer neuen Kompositionen arrangiert.

Kehrt Ludwig ins Schloss zurück, wird sein Alltag wieder zum Ritual: Selbst das *débotter*, das Ausziehen seiner Jagdstiefel durch seine Diener, gerät zum Spektakel, dem beizuwohnen ein Privileg für ausgewählte Höflinge ist.

Jeden Montag, Mittwoch und Freitag (dienstags und donnerstags kommen Theatertruppen aus Paris und geben

DAS GANZE SCHLOSS

mit Wäldern, Wiesen und Feuchtgebieten zur Jagd anlegen lassen: ein Gehege hinter einer 43 Kilometer langen Mauer, die Tieren die Flucht und neugierigen Untertanen das Betreten verwehrt.

Weniger anstrengend ist die Ausfahrt in der Kutsche oder der Spaziergang im Schlossgarten. Dort wandelt Ludwig unter Springbrunnen, die aus Wasser Bögen formen – die aber nur angestellt werden, wenn Seine Majestät sich nähern, denn das Nass ist zu knapp für die große Anzahl der Fontänen.

Oder er flaniert an Blumenbeeten entlang, die über Nacht ihre Farben und

Vorstellungen) öffnen. Seine Majestät dann sechs prunkvolle Säle im Zentrum des Schlosses für den Hofstaat: Das *appartement* beginnt, das tägliche Fest, die große Bühne, das politische und erotische Intrigenpiel.

DENN DIE ADELIGEN, erschöpft vom stundenlangen Antichambrieren des Tages, eingesperrt hinter goldenen Zäunen, müssen bei Laune gehalten werden. Sie sollen wenigstens für ein paar Stunden ihre in Vorzimmern vergeudete Lebenszeit als „gekrönte Sklaven“ (so Liselotte von der Pfalz) vergessen können.

So versammeln sie sich denn im Spiegelsaal, der fast die ganze Gartenseite des Zentrums von Versailles einnimmt: 73 Meter Glanz und Licht. 17 haushohe Fenster mit Blick auf den Park. Gegenüber eine Wand kostbarster Spiegel, 357 insgesamt. Pilaster aus rötlichem Marmor mit bronzenen Kapitellen. Antike Skulpturen in den Nischen. Kristalllüster, groß wie Baumkronen.

Und über allem: der König!

In 30 Gemälden an der Decke des Saales verherrlicht der Maler Charles Le Brun Ludwigs Taten – seine Alleinherrschaft, seinen Reichtum, und immer wieder: seine Siege. Im von Herkules gezogenen Streitwagen überrollt Ludwig, den Blitz in der Faust wie ein antiker Gott, hilflose Frauen, die feindliche Städte personifizieren.

Diese Bilder, notiert einer der nachdenklicheren Höflinge,



Der Salon des Krieges ist einer der Prunkräume in Versailles. Reliefs und Gemälde verherrlichen Ludwigs Siege – und provozieren Gesandte jener Mächte, deren Niederlagen hier gefeiert werden

hätten „nicht wenig dazu beigetragen, ganz Europa mehr noch gegen die Person des Königs zu verschwören als gegen sein Reich“.

Doch nicht ausländischen Gesandten (wiewohl auch sie hier empfangen werden) will Ludwig damit imponieren: Vielmehr soll sein eigener Adel stets wissen, dass dort ein Herrscher weit über den Köpfen schwebt.

„In der großen Wandelhalle des Versailler Schlosses hatte man Tausende Kerzen angezündet. Ihr Licht brach sich in den Spiegeln an den Wänden und

Spielt er Billard, applaudieren ihm die Damen, weshalb dieses Gemach auch „Applauszimmer“ genannt wird. Spielt er Brett- oder Kartenspiele, dann geht es um Vermögen.

Eine Million Livres sollen Adelige manchmal an einem Tag verspielen – untereinander. Denn wer ist schon so mutig, gegen den König zu gewinnen? (Zumal Ludwig seinem Glück angeblich durch Mogelegen nachzuholen pflegt; zudem geht das Gerücht, dass er miss-

dritten Person und möglichst Belangloses: „Wie war die Jagd des Königs?“

Bei Schmeicheleien ist äußerster Takt geboten. Ein Herzog, den Ludwig fragt, wann denn dessen schwangere Gattin niederkommen werde, antwortet: „Wann Sie es wünschen, Sire!“ Eine Replik, über die Seine Majestät nicht amüsiert sind.

Politik und Religion sind Themen, die man bei der Konversation besser nicht streift – zu leicht könnte ein Wort als Kritik am König missverstanden werden. So bleibt nicht viel, über das man plaudern könnte. Manche Hofdamen

O S S H U L D I G T D E M K O N I G

in den Diamanten der Kavaliere und Damen. Es war heller als am Tage. Man wähnte sich in einem Traum, einem Zauberreich“, berichtet ein Gesandter aus Venedig über das tägliche Fest.

So glänzen denn die Justaucorps der Kavaliere, es rauschen die Kleider der Damen, die sich eifrig Luft zufächern. Denn das Kerzenlicht heizt den Saal unerträglich auf. (Was nur im Winter willkommen ist, da das Schloss, trotz unzähliger Kamine, so kalt ist, dass manchmal eine Eishülle Weingläser umfängt.) Manch unglücklicher Marquise tropft Wachs aus den Lüstern ins Dekolleté, andere sinken, atemlos vor Hitze und eingezwängt ins fest geschnürte Mieder, bewusstlos zu Boden.

Erscheinen Seine Majestät, beginnt der Reigen in den Salons des *Grand Appartement du Roi*, in das die zu Hunderten im Spiegelsaal versammelten Adeligen nun eintreten. Endlich einmal zergliedert kein Taktstock die nächsten Stunden. Denn diese eine Freiheit bleibt den Höflingen: von Raum zu Raum zu flanieren, wie es ihnen beliebt.

Vielelleicht in den *Salon de l'Abondance*, den „Saal des Überflusses“, wo Kaffee, Weine und Liköre bereitstehen. In den *Salon de Vénus*, wo ein marmorner Ludwig in der Pose eines antiken Cäsaren auf blumenüberladene Tische blickt, die Pyramiden aus Orangen und Zitronen, aus kandierte Früchten und parfümierten Marzipanleckereien tragen.

Oder in den *Salon de Diane*, wo sich Spieler vor der Marmorbüste des Monarchen versammeln, die der römische Barockkünstler Gianlorenzo Bernini geschaffen hat. Das Spiel ist eine der größten Leidenschaften des Herrschers.

liebige Höflinge zu hohen Einsätzen provoziert, um sie zu ruinieren). Manche Spieler verewnen ihre Diener oder Märtessen. Nur wenige Günstlinge, etwa die Prinzessin von Harcourt, wagen es, am Spieltisch des Königs zu mogeln.

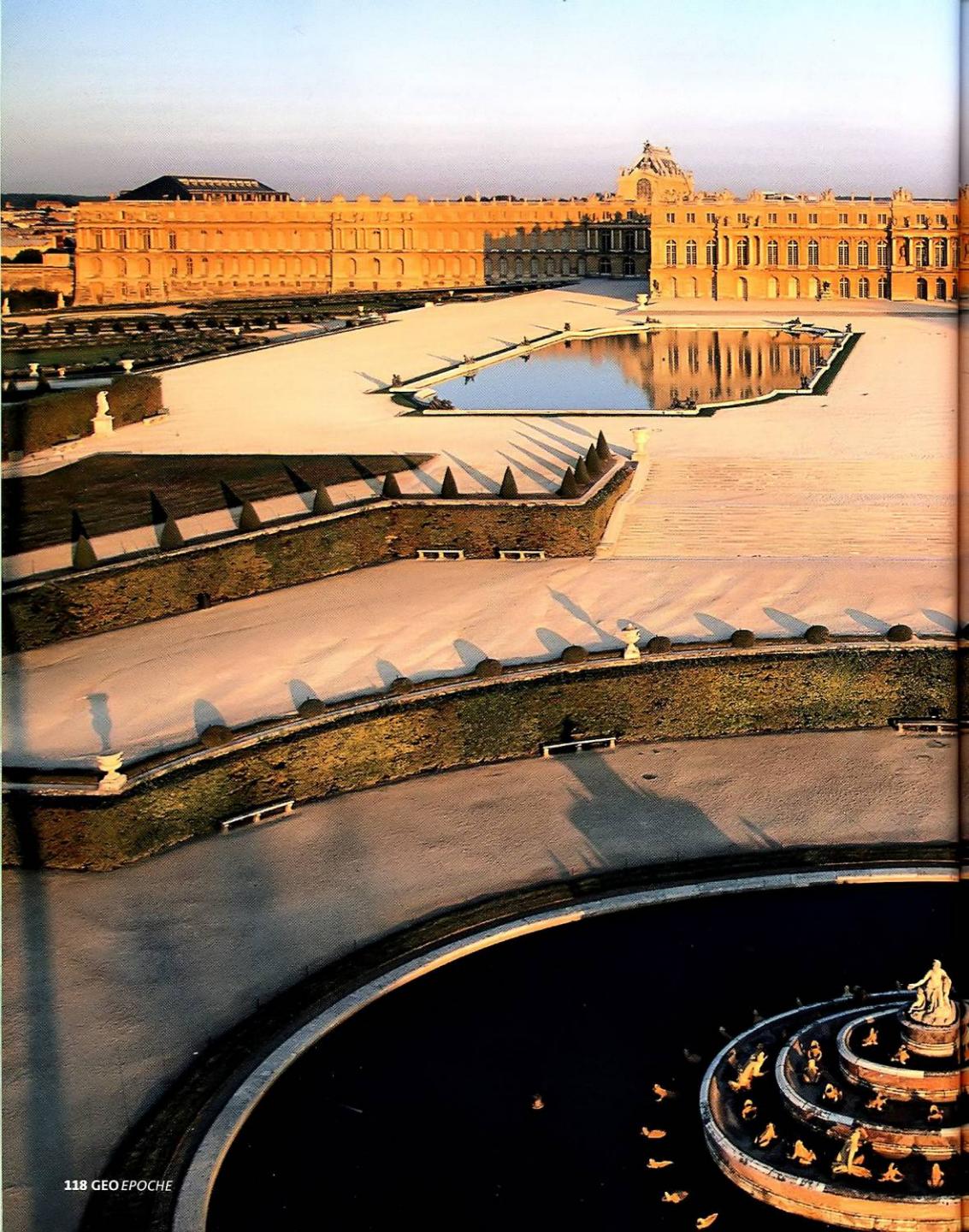
Die Melodien der 50 Musiker des königlichen Orchesters schweben durch die Salons, diskret, heiter und kaum beachtet – und verstummen, wenn Seine Majestät einmal selbst auf der Gitarre oder am Cembalo aufspielen. Manchmal (und nicht besonders gut) singt er auch.

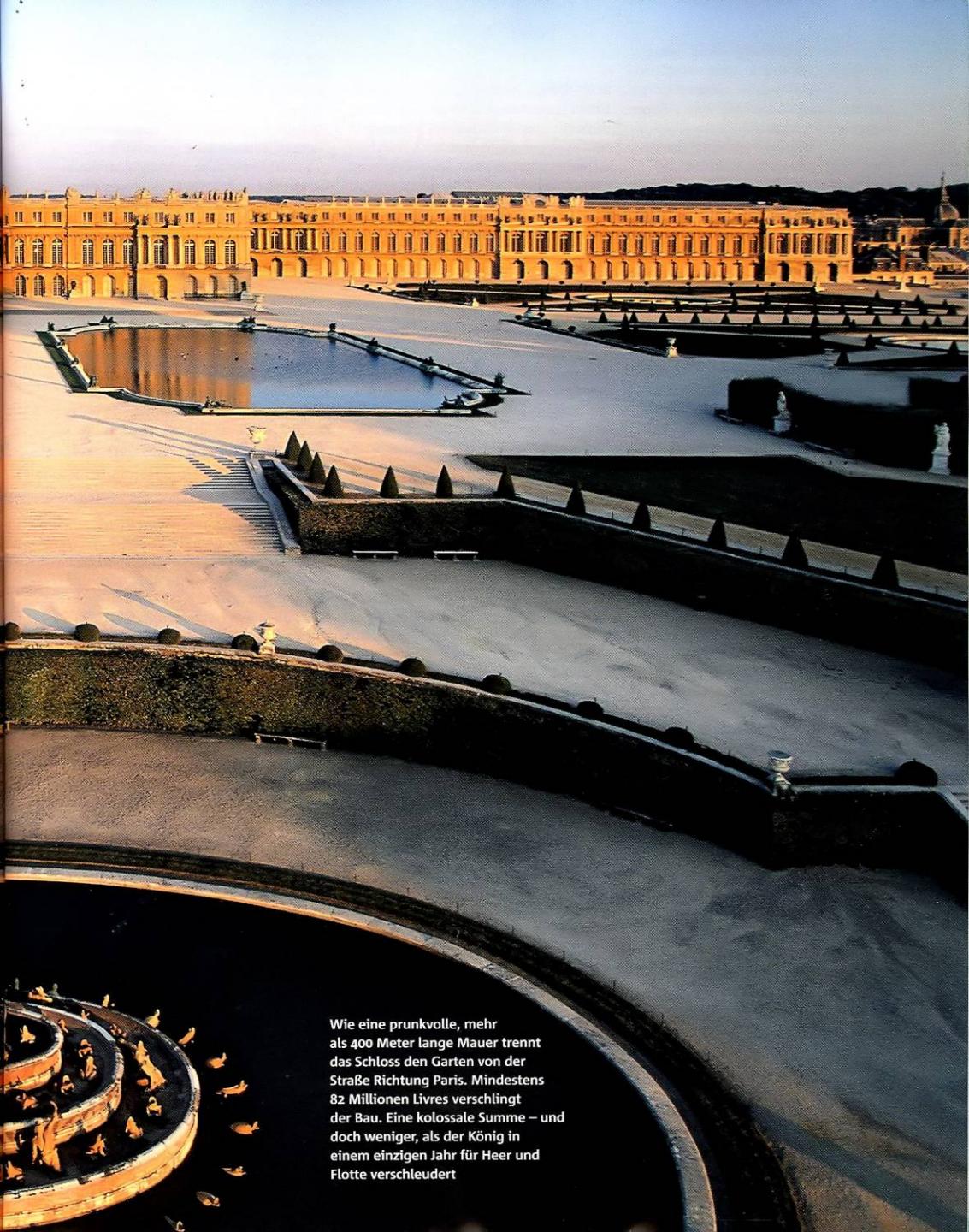
Zum Tanz bitten Seine Majestät in den *Salon de Mars* oder, zu besonderen Anlässen wie Hochzeiten, in den Spiegelsälen. Dann wählt Ludwig, in seiner Jugend ein formidabler Balletttänzer, persönlich die Höflinge aus, die vor ihm (und den fehlerlüsternen Blicken Hunderter nicht erwählter Standesgenossen) die komplizierten Figuren grazil vollführen sollen – und dabei die Etikette nicht vergessen dürfen. Beim Menuett etwa muss der Herr vor dem Tanz mit gezogenem Dreispitz dem König seine Reverenz erweisen, sich dann vor der Dame verneigen, den Hut aufsetzen – und darf dann erst beginnen.

So VORSICHTIG, wie man die Schritte setzt, so sorgfältig müssen die Worte gewählt sein, die zwischen Fächern und Spitzentüchern gewechselt werden. Schweigend begegnen die Höflinge dem Monarchen, respektvoll zurückweichend, bis sie angesprochen werden. Nur engste Verwandte dürfen es wagen, ungefragt zu reden – aber nur in der

Tausende von
Kerzen erhellen
den Spiegelsaal







Wie eine prunkvolle, mehr als 400 Meter lange Mauer trennt das Schloss den Garten von der Straße Richtung Paris. Mindestens 82 Millionen Livres verschlingt der Bau. Eine kolossale Summe – und doch weniger, als der König in einem einzigen Jahr für Heer und Flotte verschleudert

umkleiden Nichtigkeiten mit gestelzten Sätzen, verkünden etwa, sie würden „ein inneres Bad“ nehmen, wenn sie doch nur ein Glas Wasser trinken. Andere dagegen plaudern bei Tisch selbst im Beisein des Königs ungeniert über den Verlauf ihrer letzten Fehlgeburt.

Und nichts wispert man sich so leidenschaftlich zu wie dem neuesten Klatsch. Einem Adeligen, der seine Frau verliert, rät der eigene Vater, sich zur Trauer höchstens zwei Tage aus Versailles zurückzuziehen – denn nur die eigene Präsenz im Schloss könne „die bösen Zungen der Höflinge“ stoppen.

Überall kann ein Lauscher stehen. Viele der Schweizer Gardisten, allgegenwärtig in Schloss und Garten, sind Agenten, die jedes aufgeschrappte Wort an Ludwigs Erste Kammerdiener weiterleiten, die Köpfe eines Spitzelnetzes.

Andere horchen an den Türen (in die manchmal Löcher hineingehobt sind), an geöffneten Fenstern, mit dem Ohr gar an den dünnen Wänden, die viele Räume abteilen.

„Unzählbare Spione“ seien um sie, klagt Liselotte von der Pfalz. Einmal wird sie bei Ludwig denunziert, dass sie „zu frei rede“, also moralisch anstößig. Der Monarch spricht darüber mit seinem Beichtvater, der Pater wendet sich daraufhin an den Beichtvater der Liselotte, der wiederum seiner Anvertrauten ins Gewissen redet.

Ein anderes Mal zeigt ihr eigner Kutscher sie an, dass sie „den Staat verachtet“ und „alles nach Deutschland schreibe“ – was freilich längst bekannt ist, da die Briefe von Agenten abgefangen und vom Polizeichef gelesen werden.

Louis de Rouvroy, Herzog von Saint-Simon, ein ambitionierter, doch niemals wirklich erfolgreicher Höfling, fürchtet Lauscher sogar so sehr, dass er in seinem Gemächern im ersten Stock des Nordflügels ein Geheimzimmer einrichtet, eine fast lichtlose Kammer. Von seinem Appartement aus ist sie durch eine Tür erreichbar, die in der Wandvertäfelung verborgen ist, außerdem von einer unauffälligen Pforte eines entlegenen Flures. Hier trifft sich

Saint-Simon beim trüben Licht zweier Kerzen mit ausgewählten Vertrauten, flüsternd, weil jederzeit ein Besucher in sein Appartement eintreten und die Stimmen hören könnte. Hier allein wagt er, über Politik zu diskutieren.

Und selbst dann ist er nicht sicher.

Zu seinem Kreis gehört der Enkel des Königs, der 1711 nach dem Tod seines Vaters zum designierten Nachfolger Ludwigs wird. Doch als 1712 auch der Enkel stirbt, glaubt Saint-Simon sich verloren: Kompromittierende Dokumente über geheime politische Besprechungen befinden sich im Nachlass des Toten – und dieses Papierkonvolut wird dem Großvater übergeben.

Gerettet wird Saint-Simon angeblich (so schildert er es jedenfalls in seinen viele Jahre später verfassten Erinnerungen) durch Ludwigs Langeweile: Der Monarch lässt sich die Schriftstücke vorlesen, doch weil sie ihm zu belanglos erscheinen, gibt er Befehl, sie ins Feuer zu werfen – kurz bevor jene Aufzeichnungen erreicht werden, die Saint-Simon verraten hätten.

So wird in Versailles auch der abschließbare *sécretaire* (von *sécret*, „geheim“) zu einem bedeutsamen Möbelstück, dessen raffiniert verschlossene Schubladen Dokumente verborgen.

Letztlich kann, wer Kritik üben will, nur noch schreiben – anonym. 1706 findet Liselotte rüde Spottverse gegen die Frau von Ludwigs Enkel, die auf eine Balustrade geschmiert worden sind. Niemand ahnt, wer sie geschrieben hat.

Doch tratscht der Hof über diese Zettel, und bald erfährt ganz Versailles von diesem Spott.

JE SPÄTER DIE STUNDE, desto düsterer wird es im Schloss. In manchen Treppenhäusern verglimmen die Kerzen: Wer sich dorthin verirrt, muss sich, über glatte Marmorstufen taumelnd, durch die Dunkelheit tasten.

Die langen Galerien im Erdgeschoss von Nord- und Südflügel sind die Artenien von Versailles: Nirgendwo können Höflinge so rasch von einem Bereich des Schlosses zum anderen wandeln. Und nirgendwo ist es so einfach, sich zu erleichtern.

Wen ein Bedürfnis überwältigt, der tritt in den schlecht beleuchteten Gängen zwischen die marmornen Bögen der Galerie oder hinter eine der Statuen französischer Feldherren, beschmutzt Vorhänge oder Gobelins. Aber auch der Latrinenangestand der wenigen Toiletten, die sich mehrere Familien aus den jeweils umliegenden Gemächern teilen, weht an manchen Tagen bis in die königlichen Appartements.

Manchen Höflingen ist selbst der Rest an Scham, sich in einen Winkel zurückzuziehen, abhanden gekommen: die Prinzessin von Harcourt, die Falschspielerin, erleichtert sich, getarnt nur von ihrem weiten Unterkleid, wo sie gerade steht – und überlässt es ihren Dienerinnen, hinter ihr aufzuwischen.

Im trüben Licht verschwinden auch die körperlichen Makel, die bei Tage vielleicht die Lüsternheit gestoppt hätten: die schwarzen Zähne, die bloß durch Wachs geweißt sind; die braunen Flecken im Gesicht vom übermäßigen Schnupftabakgebrauch; der syphilitische Ausschlag, der unter Puder und Spitzenhandschuhen schimmert.

Gegen den Gestank helfen parfümgetränkte Spitzentücher, die man sich vor Mund und Nase hält. Da atmet man dann Tausendblümchenwasser



Das monumentale Königsporträt von Hyacinthe Rigaud (im Bild rechts) lässt Ludwig für seinen Enkel malen. Doch dann gefällt es ihm so gut, dass er eine Kopie in Versailles behält – im *Salon d'Apollon*, dem Thronsaal

ein oder Ungarisches Wasser – was nicht nur betörend duftet, sondern auch berauscht. Manche Damen sind süchtig danach. Und mancher Kavalier stärkt seine Männeskraft, indem er Austern schlürft oder die „Spanische Fliege“ ist, ein Pulver aus zermahlenen Käfern.

Ein Spiel auf Lust und Tod: Denn das Potenzmittel ist ein starkes Gift – eine Prise zu viel, und die Nieren versagen für immer.

So finden sich denn Paare für eine Nacht oder auch nur für eine Stunde. Einige Schönheiten verbergen ihre Züge unter schwarzen Halbmasken aus Seide, sodass ihre Galane nicht einmal wissen, wer ihnen die Gunst schenkt.

Über andere Liebhaber hingegen spricht der ganze Hof. Über den Marquis d'Effiat etwa, den Oberstallmeister des Königsbruders Philipp, von dem jedermann weiß, dass er jungen Pagen nachstellt. „Einer der ehrvergessensten und debauchiertesten Kerle von der Welt“, schimpft ihn Liselotte von der Pfalz.

Und Marie Anne, eine Tochter Ludwigs mit einer Mätresse, ist mit einem Prinzen von Conti verheiratet, doch nimmt sie die Ehe nicht sonderlich ernst. Offen scherzt sie mit Liselotte über ihre „drei Stück Galane“ – sehr zum Missfallen ihres königlichen Vaters.

An Ludwigs Tafel spätabends im Schloss darf Marie Anne ohnehin nicht sitzen. Nachts um zehn erst lässt sich der Monarch zum *souper au grand couvert* nieder, zum Abendmahl, das die Feiern beendet.

Mit dem Rücken zum Kamin sitzt der Monarch in der *Antichambre de la Reine*, einem großen Vorzimmer im Appartement der verstorbenen Königin. (Madame de Maintenon zieht sich dafür zurück.) Gegenüber stehen die Höflinge – und sehen wieder einmal zu.

Sie beobachten rund zwei Dutzend Diener, die goldene und silberne Schüsseln ins Zimmer tragen. Sehen Herzöge und Grafen, die sich am Nebentisch als Vorkoster betätigen. Sehen, wie ein Prinz dem Monarchen seine Serviette aus dem *nef* reicht, einer blau-goldenen Prunkschale, die so geheiligt wird, dass man sich vor ihr verneigen muss wie vor einer Reliquie (und die Ludwig im Salon de l'Abondance sogar als Deckengemälde verherrlichen lässt).

Literaturtipp: Tony Spawforth, *Versailles. A Biography of a Palace?* St. Martin's Press: elegant geschriebene Baugeschichte, aber auch eine Schilderung des höfischen Lebens – bis hin zu Ludwig XVI. und der Revolution.

Noch einmal, spät am Abend, eine Stunde monumentalere Nutzlosigkeit. Mögen die Kavaliere und ihre Damen auch lustern sein oder hungrig oder bloß gelangweilt, sie müssen ehrfurchtvoll auf das Ende des Menüs warten. (Nächstens wird sich Ludwig noch verdünnten Wein bringen lassen, um den strapazierten Magen zu beruhigen.)

Sie müssen auch dann noch warten, wenn sich Ludwig erhebt und im Kabinettssaal Befehle für den nächsten Tag ausgibt – sei es zur Politik, sei es, um ein Fest in Versailles zu organisieren. Sie müssen warten und durch geöffnete Türen zusehen, wie ihr Herr sich anschließend in einem Gemach mit Verwandten trifft oder mit Madame de Maintenon, um noch ein wenig zu plaudern. (Glücklich, wer in Ludwigs Schlafzimmer einen der Klappstühle erkämpft hat und dösend ruhen darf.)

Erst um Mitternacht, wenn draußen Wachen die vergoldeten Tore schließen, erlischt das Licht der Sonne: Der König hat sich zum *coucher* begeben, wurde, vor Publikum, ebenso zeremoniell entkleidet, wie er etwa 15 Stunden zuvor in Gewänder gehüllt worden ist.

Bevor endlich der Erste Kammerdiener die Vorhänge vor dem Bett zusieht, zerstreuen sich die Höflinge, eilen die Diener in ihre kargen Kammern. Dann setzt sich Ludwig, im Dunkel seiner Schlafstatt, die schwere Allongeperücke ab.

Jetzt erst ist er ungestört.

33 JAHRE VERBRINGT Ludwig XIV. in Versailles. 33 Jahre, in denen er Paris nur noch achtmal besucht. 33 Jahre, in denen niemals mehr ein Adeliger dem Willen des Monarchen widersteht, gar eine neue Fronde ansetztelt.

Das Staatsballett, das der Sonnenkönig in den Mauern von Versailles gibt, wird ein grandioser Erfolg. Er zähmt den Adel durch das Ritual – so weit, dass schließlich kaum ein Höfling mehr ohne sein Einverständnis Versailles zu verlassen wagt.

Und seine Rivalen in Europa blendet Ludwig durch schiere Verschwendug, durch unerhörten Luxus. Damit reicht Versailles am Ende viel weiter, als Frankreichs Armeen je marschierten

könnten. In Brandenburg, Sachsen, ja in Russland wird Ludwigs Residenz zum Vorbild vieler Königsschlösser, wird das Hofleben dort so sklavisch imitiert, dass man sogar die eigene Sprache vergisst und fortan Französisch spricht.

Der Preis für Ludwigs Erfolg ist grausam hoch: Pomp und Etikette verlangen ihm Jahrzehnte eiserner Selbstdisziplin ab. Ist er doch kaum je eine Minute eines Tages wirklich allein, steht er doch permanent unter aufmerksamer Beobachtung. Stets muss er elegant auftreten, schlagfertig und höflich sein, wohlinformiert und souverän. Und niemals, niemals darf er eine Schwäche zeigen.

Im Ballett von Versailles ist Ludwig der wichtigste Tänzer, der niemals von der Bühne abtritt und niemals einen falschen Schritt macht. Ihm gelingt dieser makellose Auftritt – doch seine Nachfolger, weniger begnadet als er, werden an diesem Erbe scheitern.

Ludwig XV. und Ludwig XVI. werden menschliche Schwächen zeigen, die sie in Versailles nicht verbergen können. So werden die Intrigen und die Spottlust des Hofes sich schließlich gegen sie wenden, wird das Wispern von Versailles dazu beitragen, das Ansehen der Monarchie unrettbar zu beschädigen.

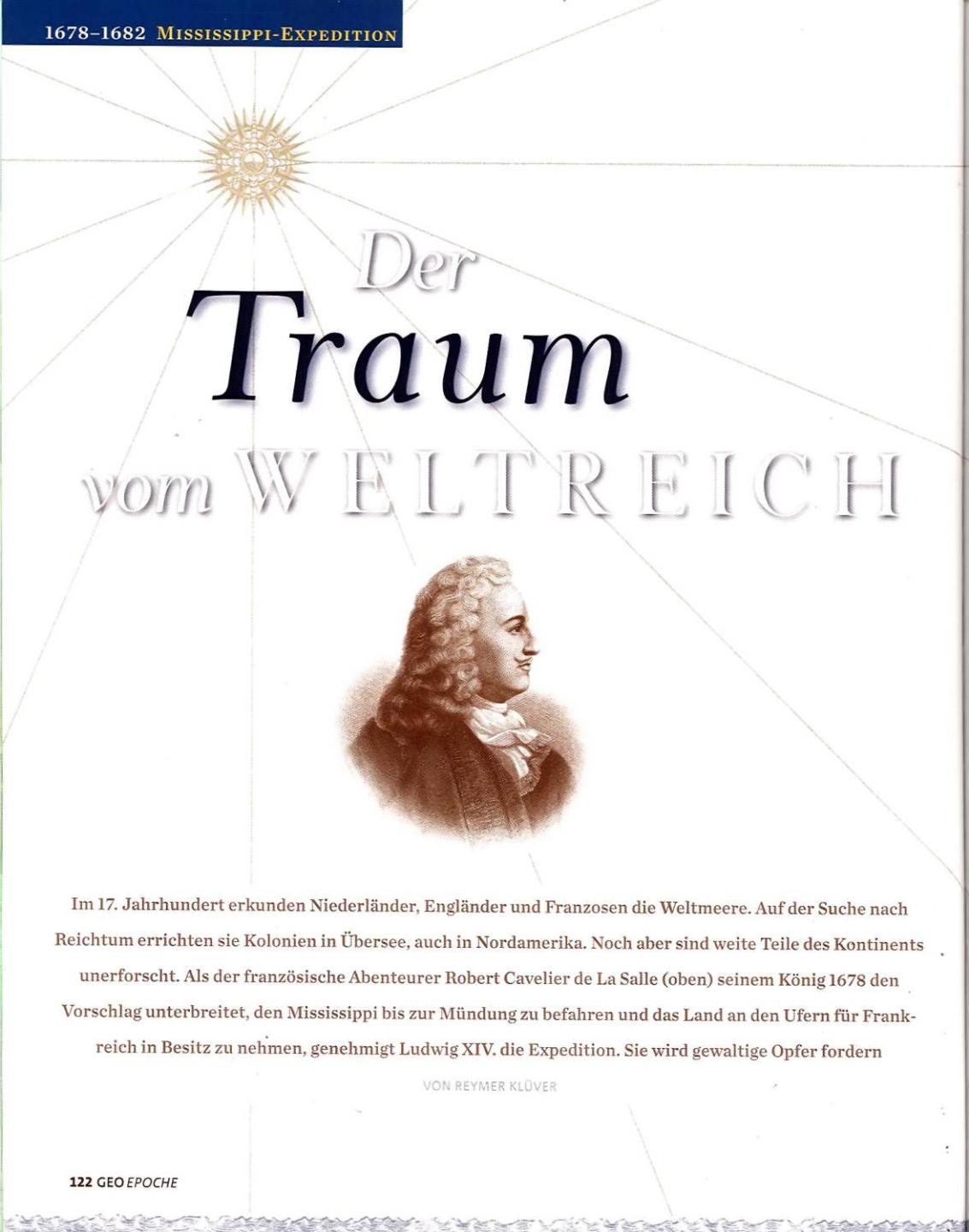
Auf die Loyalität der Höflinge, ferngehalten von der Politik und gedemütigt von der Etikette, darf sich kein König in Versailles verlassen.

Eine Ahnung davon bekommt vielleicht auch Ludwig XIV. zu spüren, als er im Spätsommer 1715, auf den Tod erkrankt und mit Wundbrand am Bein, auf seinem prunkvollen Bett dem Ende entgegenfiebert.

Da lässt Madame de Maintenon, die die Intrigen ihrer Feinde nach dem Ableben des Monarchen fürchtet, heimlich eine Kutsche kommen und eilt davon auf ihr eigenes Schloss. Ihren König und Ehemann lässt sie ohne ein Wort sterbend zurück.

„Der Hof gleicht einem Bauwerk aus Marmor“, schreibt der in Versailles lebende Erzieher Jean de La Bruyère im Jahre 1688, „er besteht aus Menschen, die sehr hart, aber zugleich sehr höflich sind.“ □

Cay Rademacher, 44, ist der Geschäftsführende Redakteur von *GEOPOCHE* und bedauert, dass in Versailles die Gemächer zwar gut, aber kahl restauriert worden sind. Einige Möbel und, vor allem, Puppen mit den extravaganten Kleidern der Zeit würden das Hofleben anschaulicher machen. Der Franzose Stéphane Compain, 47, fotografierte Versailles unter anderem mithilfe eines Spezialkranz aus der Vogelperspektive.



Der Traum vom WELTREICH



Im 17. Jahrhundert erkunden Niederländer, Engländer und Franzosen die Weltmeere. Auf der Suche nach Reichtum errichten sie Kolonien in Übersee, auch in Nordamerika. Noch aber sind weite Teile des Kontinents unerforscht. Als der französische Abenteurer Robert Cavelier de La Salle (oben) seinem König 1678 den Vorschlag unterbreitet, den Mississippi bis zur Mündung zu befahren und das Land an den Ufern für Frankreich in Besitz zu nehmen, genehmigt Ludwig XIV. die Expedition. Sie wird gewaltige Opfer fordern.

von REYMER KLÜVER



Am 9. April 1682 nimmt La Salle das Gebiet zwischen den Großen Seen im Norden und dem Golf von Mexiko für Frankreich in Besitz. Louisiana, benannt nach Ludwig XIV., ist viermal größer als das Mutterland. Damit schließt Frankreich in Nordamerika zu den Weltmächten Spanien und England auf. Doch es wird noch eine Generation dauern, bis Franzosen im neuen Territorium Fuß fassen (niederländische Karte, 18. Jh.)

R

obert Cavelier de La Salle trägt Purpur. Königliches Purpur. Trotz der drückenden Schwüle unter einem bleischweren, milchgrauen Himmel. Es ist seine Robe für besondere Anlässe. Und dies ist ganz gewiss einer: die große Genugtuung seines Lebens. Der Triumph. Die Erfüllung seiner Träume. Alles hat der hagere Mann für diesen Augenblick gegeben, die feierliche Zeremonie auf einer kümmerlichen Anhöhe inmitten grün überwucherten Morasts, im sumpfigen Delta des großen Flusses.

In schmalen, zerbrechlichen Kanus hat er diesen Fluss bewunden, den Mississippi. Jahre qualvoller Entbehrungen liegen hinter ihm. Nun steht er hier inmitten seiner Männer, sonnengebräunt alle und mit wettergegerbten Gesichtern, und aus ihren rauen Kehlen dringt ernst und andächtig das „Te Deum“ – „Großer Gott, wir loben Dich.“

Ein schwanzgewandeter Notar, in den Händen Urkundenpapier und eine Gänsekiefeder, tritt an die Seite des Kreuzes, das sie zuvor aus einem rasch gefällten Baum gezimmert haben.

La Salle beginnt mit fester Stimme zu verkünden: „Im Namen des höchsten, unbezwiebaren und siegreichen Prinzen, Ludwigs des Großen, König Frankreichs von Gottes Gnaden...“

Und er erklärt, dass alles Land, das sie in den vergangenen beiden Monaten den Mississippi hinab passiert haben, sowie überhaupt alle Ländereien, deren Flüsse sich in den mächtigen Strom ergießen, dass diese noch unerforschten Weiten des riesigen nordamerikanischen Kontinents fortan zum Besitz Ludwigs XIV. zählen werden. „Louisiana“ nennen sie ihm zu Ehren die Landfläche, die viermal größer ist als Frankreich.

„Vive le roi“, brüllen die Männer am Ende. Sie schießen drei Salven aus ihren Musketen. In eine Plakette, aus einem Kupferkessel gehämmert, haben sie das

Lilienwappen des Bourbonenkönigs graviert und das Datum.

Es ist der 9. April 1682.

An diesem Tag macht Frankreich einen gewaltigen Schritt auf dem Weg zum Weltreich – neben Großbritannien und Spanien wird es die dritte Großmacht auf dem nordamerikanischen Kontinent. Neufrankreich erstreckt sich nun von den Gewässern des Sankt-Lorenz-Stroms hoch oben in Kanada bis zum tropischen Golf von Mexiko. Die Kartographen in Paris werden es bald festhalten, so genau das eben geht.

Wie ein Keil schiebt sich das von den Franzosen beanspruchte Gebiet nun zwischen die Besitztümer der Spanier und Briten. Und das alles nur dank eines einzigen Mannes, eines Pelzhändlers und Abenteurers, einer, an kommerziellen Maßstäben gemessen, gescheiterten Existenz: Mit ehemeln Willen und eindrucksvollem Mut – ja, wohl auch mit einem hohen Maß an Besessenheit – hat dieser René-Robert Cavelier, Sieur de La Salle, die riesige Landmasse als erster Europäer von Nord nach Süd durchquert und damit die politische Geographie des Kontinents umgekrempelt.

GEBOREN WIRD La Salle 1643 als Sohn eines wohlhabenden Tuchhändlers in Rouen im Nordwesten Frankreichs. Sein Vater schickt den Jungen aufs Jesuitenkolleg. Er ist ein guter Schüler und ernsthafter Katholik, will Priester werden.

Doch auf Dauer sind seine Abenteuerlust und sein Eigensinn stärker. La Salle verlässt den Orden und schifft sich 1666 nach Quebec ein, Frankreichs Provinz im Norden Amerikas.

„Neufrankreich“ wird das riesige Territorium in den Wäldern der Neuen Welt genannt, seit ihn der Entdecker Jacques Quartier im Jahr 1534 für das französische Königshaus in Besitz genommen hat; eine gewaltige Wildnis – und fast unbewohnt. Ganze 7000 Franzosen leben dort, die meisten entlang des Sankt-Lorenz-Stroms.

Nur einige wenige wagen sich in die unendlichen Weiten um die Großen Seen vor: ein paar unerschrockene Missionare und die Waldläufer – kauzige Einzelgänger, die ihr karges Auskommen im Handel mit Biberpelzen suchen.

Doch auch in den Städten wie Montreal und Quebec ist das Dasein voller Entbehrungen. Die Winter sind lang und bitterkalt, die Sommer nicht sonderlich ertragreich. Ständig leben die Siedler in Furcht vor Überfällen der Irokesen.

Der 22-jährige La Salle erhält vom Sulpizianerorden, dem das Land um Montreal gehört, ein Stück Wald zugeschenkt, ein paar Kilometer westlich der Stadt, direkt oberhalb der Stromschnellen von Sankt Lorenz.

Die wichtigste Bedingung: Er soll eine kleine Siedlung errichten, die letzte vor der Wildnis. Ein idealer Standort für den Pelzhandel mit den Indianern – aber auch ein Risiko. Denn schon Montreal gilt als gefährlichste Siedlung in Kanada. Ist La Salles Außenposten da nicht eine fast tollkühne Wahl?

Den jungen Mann bekümmert das wenig. Er rodet das Land und kauft den Indianern Biberpelze ab. Die sind bei den Hutmachern in Europa begehrte. La Salle lernt rasch die Sprachen der Indianer. Bald beherrscht er vier oder fünf.

In langen Winternächten hört er sie von einem sagenumwobenen Fluss erzählen jenseits der Großen Seen im Westen, der sich nach einer Reise von acht, neun Monaten ins große Meer ergießt.

Ist das der Weg nach China und Japan? Jene sagenhafte Passage zum Pazifik, die schon Kolumbus gesucht hat?

La Salle ist elektrisiert. Er will den Weg erkunden. 1669 organisiert er eine erste Boots-Expedition den Ohio hinunter. Trips an die Großen Seen folgen, alle in Kanus und unter größten Strapazen.

Fünf Jahre später erhält er vom König den Auftrag, eine Festung am Ufer des Ontariosees zum westlichsten Handelsposten Frankreichs auszubauen, fast 400 Kilometer von Montreal entfernt: „Fort Frontenac“.

Den großen Fluss, den Mississippi, haben inzwischen schon andere entdeckt – ein Pelzhändler und ein Priester etwa sind auf ihm gefahren. Doch sie sind auf halbem Weg umgekehrt. Ihre Erkundigungen bei den Indianern entlang des Stroms hatten sie davon überzeugt, dass der Fluss nicht in den Pazifik, sondern den Golf von Mexiko mündet.

La Salle ist dennoch unbeirrt. Der Mississippi könnte eine neue, schiffbare

Route sein, auf der sich der Reichtum der kanadischen Wildnis – und wer weiß welche Schätze des Kontinents noch – ins Mutterland schaffen ließen.

ER KEHRT HEIM nach Frankreich, um bei Hofe für sein Unterfangen zu werben. Der mächtige Minister Jean-Baptiste Colbert sieht das strategische Kalkül hinter der Expedition. Denn Entdeckung heißt Besitznahme: Wer als Erster ein unerforschtes Territorium betritt, kann es beanspruchen. Die Expedition würde das Herrschaftsgebiet des Königs ungemein erweitern. Neue Handelsposten im Westen dürften die Steuereinnahmen steigern.

Minister Colbert schwärmt von einem „Hafen für die Schiffe des Königs im Golf von Mexiko“. Frankreich könnte der spanischen Dominanz in der Karibik trotzen und dem Drang der an der Ostküste Nordamerikas siedelnden Briten nach Westen einen Riegel vorschieben.

Am 12. Mai 1678 erhält La Salle den Auftrag „Unserem lieben und teuren Robert Cavelier“ erteilt Ludwig XIV.

die Erlaubnis, „an der Entdeckung des westlichen Teils von Neufrankreich zu arbeiten“ und einen Weg „bis nach Mexiko“ zu erkunden. Er hat dafür fünf Jahre Zeit.

Kosten soll es den König indes keinen Sou: La Salle muss selbst für die Expedition aufkommen. Dafür erhält er das Monopol auf den Handel mit amerikanischen Büffelhäuten.

Seine reiche Verwandtschaft verschafft ihm das nötige Geld für die Ausstattung der Expedition – gegen zum Teil hohe Zinsen und mit der Hoffnung auf einen großen Gewinn.

LA SALLE hat ehrgeizige Pläne: Er will von Montreal aus über die Großen Seen tief hinein in den Kontinent vorstoßen, sich zum Mississippi durchschlagen und dann auf dem Fluss hinab in den Süden bis zum Golf von Mexiko fahren.

Finanzieren soll das Ganze der Handel mit Biberpelzen, die er unterwegs von Indianern erwerben will. Außerdem soll noch das Geschäft mit den Büffelhäuten dazukommen.

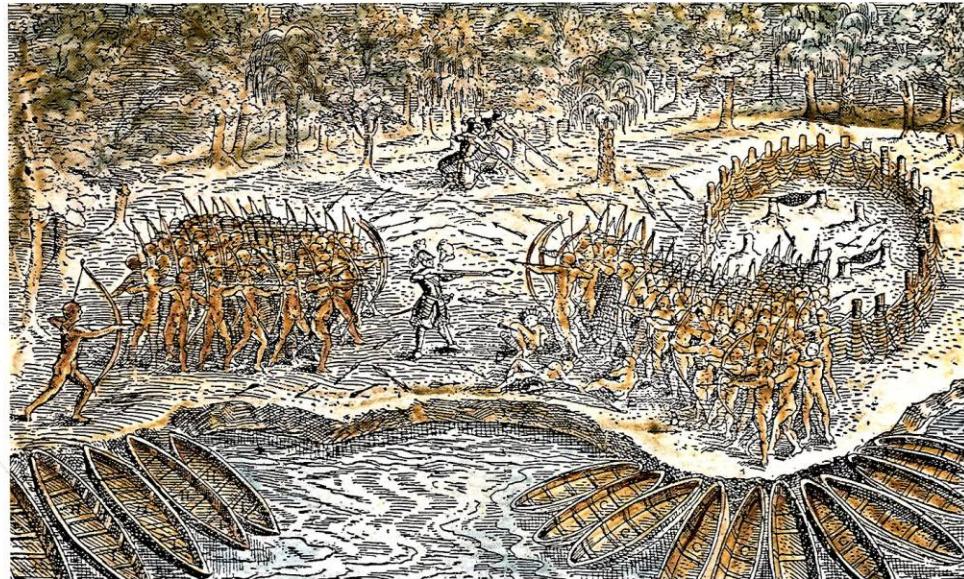
Doch das Unterfangen steht von Anfang an unter keinem guten Stern. Schon die erste Etappe erweist sich als einzige Qual. Alles, was La Salle aus Frankreich mitbringen müssen, weil es in der Kolonie nicht hergestellt wird: Tawwerk und Segel, Eisenbeschläge und Anker, Werkzeuge und die Kanonen, mit denen er seine Forts im Westen verteidigen will.

Im September 1678 ist sein Schiff in Quebec eingetroffen. Die Mannschaft muss nun die gesamte Ladung in Kanus, fragilen Gefährten aus Birkenholzrinde, in die Wildnis transportieren, weil die großen Segelschiffe auf dem Sankt-Lorenz-Strom nicht weiterkommen. Und bei jeder Stromschnelle heißt es, alles wieder zu entladen und Material und Kanus mitunter kilometerweit um das Hindernis herumzuschleppen.

Doch das ist erst der Anfang ihrer Prüfungen.

Am 18. November 1678 brechen sie von Fort Frontenac am Ontariosee in Richtung Westen auf, zum Niagara-Fluss, von wo die Reise per Schiff weitergehen soll (siehe Karte Seite 129).

In Kanus aus Birkenholzrinde stoßen La Salle und seine Männer im November 1678 in die Wildnis vor. Der Abenteurer spricht mehrere Indianersprachen und versteht sich mit den Einheimischen fast besser als mit den Weißen. Kämpfe wie auf diesem Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert will er vermeiden



Doch der späte Herbst ist nicht gerade der günstigste Moment für eine Reise in Kanada, eine Jahreszeit, in der sich Schneestürme mit kitternden Frostperioden abwechseln.

Es ist ein ungleicher Haufen, den La Salle anführt. In Kanada hat er ein paar Waldläufer angeworben, raue Gesellen, die sich in den Weiten des Landes auskennen, aber nicht gewöhnt sind, Befehlen zu folgen. Aus Frankreich sind junge Handwerksburschen mitgekommen, Tischler, Zimmerleute, Schiffsbauer, ein Schmied. Auf ein Abenteuer sind sie aus, ahnen aber nicht, worauf sie sich da eingelassen haben. Auf die extremen Strapazen, das einsame Leben in den Wäldern, die Begegnungen mit den Indianern sind sie nicht vorbereitet.

La Salle dagegen hat sich in all den Jahren auf die Ureinwohner eingestellt. „Er hat größtes Talent, sich den Indianern verständlich zu machen“, schreibt ein Bewunderer des Forschungsreisenden, „er weiß, wie sie denken, und hat von ihnen alles bekommen, was er wollte, und wird von ihnen sehr verehrt.“

Mit seinen Landsleuten fällt ihm der Umgang dagegen deutlich schwerer. Zum einen verlangt er ihnen übermenschliche Anstrengungen ab. Zum anderen ist er hochfahrend und erwartet unbedingte Loyalität, obwohl er seine Männer nur unregelmäßig entloht.

Alles geht lähmend langsam voran. Fast ein Jahr dauert es, ehe das am Niagara inmitten der Wildnis zusammengezimmerte Schiff, die „Griffin“, ablegen kann, am Heck das flatternde Lilienbanner des Königs. Doch die Zuversicht, die La Salle da erfüllt, ist nur von kurzer Dauer. Von nun an wird alles, was er sich vornimmt, misslingen.

Von Green Bay am Michigansee schickt er die „Griffin“ nach Niagara zurück, voll beladen mit Pelzen, deren Erlös seine Gläubiger ruhigstellen soll; später soll der Segler zurückkehren. Doch das Schiff sinkt in einem Sturm auf den Großen Seen.

La Salle, der davon nichts weiß, will nun mit seinen Kanus bis in den Süden des Michigansees paddeln und von dort um den 20. November 1659 über kleinere

Flüsse zum Mississippi vorstoßen. Die Reise über die Großen Seen ist zwar ein Umweg, aber im Kanu geht es wesentlich schneller voran, als wenn sie versuchen würden, sich auf direktem Weg über Land durchzuschlagen.

Seine Männer desertieren indes einer nach dem anderen. Die Waldläufer setzen sich ab. Selbst einige Handwerker, die sich in der Wildnis gar nicht auskennen, machen sich davon. Sie ertragen die Strapazen nicht.

Viele der Männer sind völlig abgerissen, nur noch in Stofffetzen gekleidet und hastig zusammengestutzte Felle. Nagender Hunger plagt sie, wenn sie kein Wild erlegen können. Manche beginnen, ihren Anführer zu hassen. Mit letzter Kraft müssen sie Kanus und Gepäck über Land schleppen, auf der Suche nach dem nächsten Wasserlauf, den sie hinabpaddeln können.

Auf einem dieser grauenvollen Märkte, in einer verschneiten Einöde, übersät mit den mächtigen Schädeln und den Gerippen verendeter Büffel, versucht ein Soldat, La Salle hinterrückt



Immer wieder bedrohen unberechenbare Strömungen die Fahrt der fragilen Kanus. Je weiter die Männer nach Süden vorstoßen, desto gefährlicher wird die Reise: Schlangen und Alligatoren lauern in den Sumpfen (Stich des Mississippi-Deltas mit der 1718 gegründeten Hafenstadt New Orleans)



zu erschießen; ein Kamerad fällt ihm in letzter Sekunde in den Arm. Ein anderer mischt dem Anführer Gift ins Essen – doch der überlebt mit knapper Not.

Verbissen treibt La Salle seinen Haufen dennoch voran. Anfang 1680 kampieren sie am Fluss Illinois, tief im Landesinneren, weitab der Südspitze des Michigansees, misstrauisch beobachtet von den Indianern. Die Männer zimmern hier ein Bollwerk, um vor Überraschungen gefeit zu sein. Sie nennen es „Fort Crèvecœur“, Festung des gebrochenen Herzens – Ausdruck ihrer Verzweiflung.

Der Expeditionsleiter ordnet trotzig den Bau eines zweiten Schiffes an, das ihn den Mississippi hinuntertragen soll. Doch bald muss er feststellen, dass es ohne Tauwerk und Eisenbeschläge keinen Sinn hat. Das alles aber ist mit der „Griffin“ untergegangen.

La Salle sieht keine andere Wahl. Er lässt sein Expeditionskorps im Fort zurück und bricht mit fünf Begleitern in zwei Kanus zu einer Wahnsinntour auf: zurück zum Fort Frontenac am Ontariosee, um das fehlende Material herbeizuschaffen. Fast 2500 Kilometer durch tief verschneite Wälder, in Eiskälte über die offene Prärie, durch Sumpfe im hüfthohen Wasser. Zwei seiner Begleiter sterben unterwegs an Lungenentzündung.

Er aber kommt durch.

Mit Material für das Schiff und 25 Mann, um die Deserteure zu ersetzen, bricht er im Sommer 1680 erneut auf. Doch es ist, als hätte sich alles gegen ihn verschworen. Nun sind die Irokesen auf dem Kriegspfad. Seine Leute im Fort Crèvecœur sind desertiert. Als La Salle dort ankommt, findet er nur eine verwüstete Ruine vor. Der Rohbau des Schiffes ist ebenfalls zerstört.

Und im benachbarten Dorf der Illinois-Indianer trifft La Salle auf abgeschlagene Köpfe, auf Palisaden gespießt. Überall liegen Leichenteile herum, von Wölfen zerrissen. Irokesen haben das Dorf überfallen. Selbst die Kinder haben sie nicht verschont und am Bratspieß über dem offenen Feuer geröstet. La Salle kehrt nach Montreal zurück.

Jeder andere hätte unter diesen Umständen aufgegeben. Nicht La Salle. Im August 1681 macht er sein Testament und bricht erneut auf, „um das Unterfangen zu einem glücklichen Abschluss zu bringen“, wie er ungebrochen formuliert. 30 Landsleute und mehr als 100 Indianer begleiten ihn diesmal.

Tag um Tag, Woche um Woche kriechen ihre schwer beladenen Kanus die Ufer der Großen Seen entlang. Vorbei an moosbewachsenen Fichten und steilen, grauen Klippen.

Dann lässt der Winterfrost die Natur erstarren. Wieder marschieren sie über Land, zerren die Kanus auf Schlitten hinter sich her. Anfang 1682 passieren sie das Gebiet, in dem Fort Crèvecœur stand. Diesmal ziehen sie weiter. La Salle ist entschlossen, den Mississippi nun in Kanus zu bezwingen.

Am 6. Februar 1682 erreichen sie den Mississippi. Vor ihnen, am rechten Ufer des Flusses, liegt unendlich der Westen Amerikas. So weit das Auge reicht, breitet sich die Prärie. La Salle nennt den Strom, seinem Gönner am Hofe zu Ehren, „Fleuve Colbert“, Colbert-Fluss.

54 Mann zählt die Expedition da noch: 23 Franzosen und 31 Indianer. Der Rest hat sich davongemacht.

Eine Woche müssen sie rasten, weil gewaltige Eisschollen den majestätischen Strom hinabtreiben, die ihre empfindlichen Boote mit einem Schlag versenken könnten.

Ganz wohl ist keinem am Lagerfeuer ihres Camps. Was mag sie nun erwarten? Lauern im Wasser Monster und Schlangen? Vor Ungeheuern hat sie ein Anführer der Illinois-Indianer gewarnt. Von mächtigen Strömungen hat er geräunt und Wirbeln, die ihre Kanus erbarmungslos verschlingen würden, und von blutrünstigen Stämmen. Die Kunde, dass weiße Entdecker den Mississippi befahren wollen, hat sich längst unter den Indianervölkern verbreitet.

Und ist es tatsächlich so, wie La Salle hofft und wie es ihm die anderen Stammsältesten versichert haben: dass der Fluss bis zur Mündung schiffbar ist und dass kein weißer Mann an ihm wohnt?

Wie auch immer. Die schneidend kalten Nordwinde flauen ab, der Eisgang lässt nach. Es gibt kein Zurück.

Plötzlich steigt hinter ihnen ein riesiger Fisch aus dem Wasser



AM 13. FEBRUAR
1682, so vermerkt es der mitreisende Notar, legt ihr Kanu-Konvoi ab. Schon am Abend des ersten Tages steht wohl allen die Warnung des Indianerhäuptlings vor Augen, als sie die Mündung des wilden Missouri passieren. Mit enormer Wucht schießen dessen wütend schäumende Fluten heran. Baumstämme taueln im brodelnden Wasser, schwimmende Inseln rauschen vorbei.

Doch die Männer, geübt an den Stromschnellen im Norden, passieren den Gefahrenpunkt ohne Mühen. La Salle notiert lediglich, dass das klare Wasser des Mississippi sich durch den Zufluss des Missouri nun leider in eine schlammige, trübe Brühe verwandelt habe, die zu trinken Überwindung koste. Aber er hat schon Schlimerres überlebt. Gemessen an den Drangsalen, denen er in Kanada ausgesetzt war, scheint jetzt alles einfach zu sein.

Rasch kommen sie voran mit ihren Kanus, 30, manchmal sogar 50 Kilometer am Tag, immer dicht am Ufer entlang. So vermeiden sie die Strudel im Fluss, die Baumstämme in die Tiefe ziehen, als wären sie Strohhalme.

Im Winterlager am Illinois hat La Salle in den Jahren zuvor Lage und Namen der Nebenflüsse von den Indianern in Erfahrung gebracht. Deshalb weiß er, dass sie nach zehn Tagen den Ohio passieren, dessen Wasser von der Schneeschmelze durchsichtig klar ist.

Ungestört geht die Fahrt voran. Es wird Frühjahr, und La Sales Männer beschweren sich zum ersten Mal nicht

über die Strapazen. Das Schmelzwasser lässt den Mississippi aus seinem Bett heraustraten. Mitunter gleiten ihre Kanus zwischen den Spitzen der Uferweiden dahin, dann wieder streifen sie Grund. In Mäandern schlängelt der Strom sich durchs Land. Sie sind nach Osten unterwegs, dann wieder nach Westen. Manchmal gar nach Norden. Die Orientierung fällt schwer. Schließlich müssen sie pausieren, weil der Proviant knapp wird.

La Salle schickt seine Männer auf die Jagd. Ausgerechnet ihr Waffenschmied kehrt nicht zurück. Zehn Tage suchen sie nach ihm, verdächtigen Indianer, deren Nähe sie spüren, die sich aber vor ihnen verstecken. Schließlich taucht der Mann völlig entkräftet wieder auf: Er hatte in der konturlosen Prärie die Orientierung verloren.

Wieder folgen sie geduldig den verwirrenden Windungen des Flusses. Nachts am Ufer lagern sie nur mit höchster Vorsicht. Weniger aus Furcht vor feindseligen Ureinwohnern – nach all den Jahren hat La Salle für sie ein feines Gespür entwickelt. Angst bereiten ihm (und den Indianern in seinem Tross) vielmehr die Schlangen: Je weiter sie nach Süden kommen, umso mehr sind die Uferböschungen verseucht.

Überhaupt wird die Umgebung unheimlicher. Die Männer, hartgesotten nach den Monaten in der Wildnis, fahren zusammen, wenn hinter ihnen ein gigantischer Fisch aus dem Fluss aufsteigt, zwei, drei Meter lang, und sein Maul mit Dutzenden spitzer Zähne aufreißt, scharf wie Messerklingen, als wollte er ihnen drohen: der Alligatorfisch, ein Knochenhecht. La Salles Leute sind davon überzeugt, dass diese Ungeheuer Menschen verspeisen.

In Acht nehmen müssen sie sich auch vor Riesenschildkröten im Wasser, die mit einem Biss die ganze Hand weg schnappen können. Und eines Nachts

schrecken sie von Gebrüll auf, das den Tiefen des Flusses zu entsteigen scheint: Am nächsten Morgen sehen sie die ersten Alligatoren ihres Lebens.

DANN KOMMT DER NEBEL. Es ist Mitte März. Dicht liegt er über dem Fluss. Kein Ufer ist zu sehen. Nur die Schläge ihrer

Paddel stören die Stille. Auf einmal dringt das dumpfe Grollen einer Trommel übers Wasser; grelles Kriegsgeheul ist zu hören.

Sofort flüchten La Salles Leute ans andere Ufer, zimmern in weniger als einer Stunde eine Palisade. Dann bricht die Sonne durch: Neugierig, doch misstrauisch nähern sich ihnen in einem Holzkanu nackte Indianer.

Noch nie haben sie einen weißen Mann gesehen. Sie schießen prüfend einen Pfeil ab. La Salle schießt nicht zurück.

Eine kluge Geste. Der Häuptling, Chef eines Dorfes der Acansa, bietet ihm nun die Friedenspfeife an und lädt ihm die bärigen Fremden in sein Dorf ein. Drei Tage lang bewirten die Indianer sie. Noch Jahre später wird einer der Expeditions teilnehmer von „ihrem Anstand und ihrer Freundlichkeit“ schwärmen.

Beim Abschied streichen sie den Fremden mit ihrer flachen Hand über die Brust, ein Zeichen ihrer Zuwendung für die Gäste aus einer anderen Welt.

La Salles Leute fahren flussabwärts in den Frühling. Pappeln säumen nun den Strom. 300 Kilometer weiter stoßen sie auf eine Siedlung der Taensa, Nachfahren der großen Mississippi-Kultur, in deren Metropole Cahokia bereits kurz nach der Jahrtausendwende 15 000 Einwohner gelebt haben.

Die Männer sind überwältigt. Aus dem Norden kennen sie indianische Nomadendorfer. Hier aber sehen sie nach einem Plan angelegte Orte. Nur, dass hier Lehmhäuser stehen und nicht gemauerte Häuser. Und dass in deren Mitte keine Kirche errichtet ist, sondern

ein Sonnentempel, rauchgeschwärzt von der Glut eines ewigen Feuers.

Um den Tempel herum stecken auf Holzpfählen die sonnengefährten Schädel jener Unglücklichen, die der Gottheit geopfert wurden. „Diese Leute sind sehr gastfreudlich Fremden gegenüber, aber sehr grausam zu ihren Feinden“, konstatiert ein Begleiter La Salles. Ein anderer stellt anerkennend fest, dass die Indianer wie Europäer in Holzbetten schlafen und nicht auf dem Boden.

Bald liegt auch der Red River hinter ihnen, der letzte große Nebenfluss des Mississippi vor der Mündung. Das Wetter wechselt: Grau und drückend ist es nun. Auch die Landschaft ändert sich. Hinter dem Uferschiff finden die Reisenden kaum noch festen Grund. Sumpf breitet sich um kleine Seen am Ufer aus.

Immer bedrohlicher wirkt der Fluss. Nächts, wenn die Männer auf einem hastig errichteten Schiffslager ruhen, horchen sie bekommnis auf die Laute des Sumpfes: das Quaken und Rülpsen der Frösche und Kröten, das Gebrüll der Alligatoren, das feine Zischeln der Schlangen und – nicht weniger aufreibend – das Summen der Moskitos. Ein infernalisches Konzert. Die Bäume scheinen direkt aus dem Wasser zu wachsen, gigantische Zypressen, bleiche Stämme, mit Spanisch-Moos überzogen.

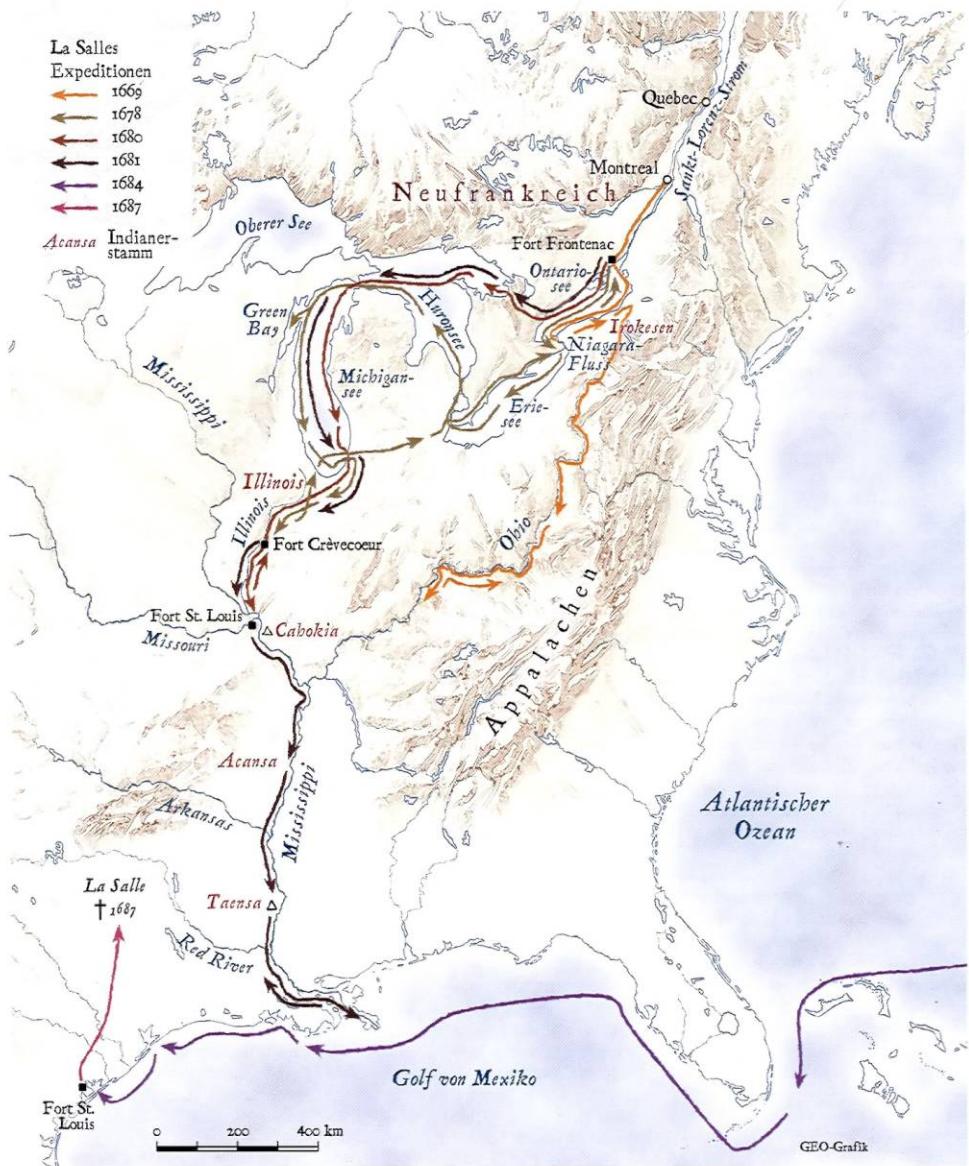
Wild gibt es kaum in den Sumpfen. Die Männer müssen Alligatoren jagen. Eine bestialische Angelegenheit: Mit Axthieben erlegen sie die mächtigen Reptilien, immer in Angst vor den wuchtigen Schlägen ihrer Schwänze, die mit Leichtigkeit ihre Kanus kenttern lassen können. Zudem verabscheuen die Franzosen das Fleisch.

Nur noch selten treffen sie auf Menschen. Und die wenigen Begegnungen, die sie haben, verlaufen höchst verstörend. Anfang April sehen sie einige flischende Indianer am Ufer, die in Panik fliehen. In ihren Körben entdecken La Salle und seine Leute nicht nur ihren Fang, sondern auch einen geräucherten Menschenfuß und die abgetrennte Hand eines Kindes.

Kurz darauf passieren sie ein lebloses Dorf. Geier kreisen über ihnen. Leichengeruch streicht über den Fluss. Überall liegen Tote, die Hütten sind

Erst nach dem Essen merken die Männer: Es war Menschenfleisch





Zu immer neuen Expeditionen treibt es La Salle in Nordamerika. Die erste führt ihn 1669 den Ohio-Fluss hinab. 1678 bricht er vom Ontario-See aus zur Erkundung des Mississippi auf, doch der Untergang seines Schiffes mitsamt allem Material zwingt ihn zur Umkehr; seine Männer lässt er im von ihm errichteten Fort Crèvecoeur zurück. Als er 1680 das Fort wieder erreicht, ist es verlassen. Erst 1682 gelingt La Salle der Durchbruch zum Golf von Mexiko. In dessen Nähe wird er fünf Jahre darauf sterben – ermordet von Mitgliedern seiner letzten Expedition.



GEO-Grafik

niedergebrannt. Nur wenige Tage zuvor müssen alle Bewohner der Siedlung von einem feindlichen Stamm massakriert worden sein. Am Abend verbarrikadierten die Forschungsreisenden ihr Nachtlager vorsichtshalber hinter Bäumen und Schilf.

Einige Zeit später dann überraschen sie erneut Fischer. Das Räucherfleisch, das sie in deren Kanu finden, schlungen die ausgehungerten Männer sofort herunter. Alligator ist es, sie kennen inzwischen den Geschmack.

Und dann ist da noch ein Rippenstück, das – sie bemerken es erst, als die Knochen abgenagt sind – von einem Menschen stammt. Einer der Franzosen, ein Geistlicher, merkt später unerhört an, dass es „sehr gut schmeckte und zart war“.

Zwei Tage danach ahnt La Salle, dass sie kurz vorm Ziel stehen. Der Strom teilt sich in drei Arme. Am nächsten Morgen paddelt er mit sechs seiner Männer den rechten Flussarm hinab.

Nachmittags um fünf ist er zurück. Einen Krebs und eine Auster hat er als Beweis mitgebracht: Er hat das Meer erreicht – den Golf von Mexiko, endlich, nach fast vier Jahren und 4000 Kilometer Strecke.

La Salle schätzt, dass die Mündung „ungefähr bei 27 Grad nördlicher Breite“ liegen muss. Damit aber hat er sie gut 100 Kilometer zu weit südlich angesetzt. Er glaubt, ganz „in der Nähe Mexikos“ zu sein. Das ist ein verhängnisvoller Fehler, wie sich zwei Jahre später erweisen wird.

AM 9. APRIL 1682 treten alle seine Männer an, ihre Waffen geschultert. La Salle trägt seine rote Robe, mit Goldfäden durchwirkt, die er in einem mit Harz versiegelten Schilkorb bis hierher transportiert hat. Es ist eine sehr formelle Zeremonie, vom Notar beglaubigt.

„Im Namen Seiner Majestät und der Erben seiner Krone“, erklärte La Salle

mit lauter Stimme, „nehme ich dieses Land mit Namen Louisiana in Besitz.“

Nichts hält die Männer nun noch länger im Mississippi fest. Die Nahrungs vorräte gehen zur Neige. Die Indianer dort sind feindselig. Schon am Tag nach der Zeremonie treten die Franzosen ihre mühselige Rückreise an – gegen den Strom: So schnell wie möglich will La Salle die Kunde seiner Entdeckung in die Welt tragen.

Fast hätte er es nicht geschafft; mit knapper Not überlebt er unterwegs ein heftiges Fieber.

Doch in Paris wird die Nachricht seines Triumphs nur gleichgültig aufgenommen. Ludwig XIV. ist mit anderen Dingen beschäftigt: seiner Heirat mit Madame de Maintenon, dem Bau-Fortschritt in Versailles und der Eroberung Luxemburgs. Zudem intrigiert Frankreichs neuer Gouverneur in Quebec gegen La Salle.

Er neidet dem Abenteurer das Handelsmonopol und sät in Briefen an den königlichen Hof Zweifel an La Salles Berichten. Und so antwortet der Monarch dem Statthalter in Amerika: „Ich bin, wie Sie, davon überzeugt, dass die Entdeckung des Herrn de La Salle mehr als nutzlos ist.“

Der Abenteurer schiftet sich deshalb im November 1683 nach Frankreich ein, um selbst am Hof zu antichambrieren. Wieder hat er Fortune – und kann die Stimmung tatsächlich zu seinen Gunsten wenden. Geschickt malt er den Nutzen eines französischen Hafens im Golf von Mexiko aus. Und verspricht dem König sogar, von dort eines Tages mit 15 000 befriedeten Indianern die silberreichen Provinzen der Spanier zu erobern.

Mit einer kleinen Flottille von vier Schiffen segelt er 1684 in die Karibik, um im Auftrag des Königs am Mississippi eine Kolonie zu gründen. Doch wegen seiner fehlerhaften Messungen zwei Jahre zuvor verpasst der Entdecker die Mündung und geht weiter westlich, im heutigen Texas, an Land. Dort gründet La Salle ein Fort und nennt es St. Louis.

Eines seiner Schiffe ist unterwegs von den Spaniern aufgegriffen worden, eines bei der Ankunft zerschellt, das

dritte nach Frankreich zurückgesegelt. Da läuft kurz nach Errichtung des Forts auch das letzte verbliebene Schiff auf Grund. Abgeschnitten vom Mutterland und am Ende seiner Kräfte, startet La Salle eine neue Expedition, um in Quebec Hilfe zu holen. Doch einige seiner geschundenen Begleiter haben genug.

Unterwegs, am 19. März 1687, erscheinen sie La Salle aus einem Hinterhalt. Die Verschwörer nehmen seine Kleidung an sich und überlassen die entblößte Leiche den Wölfen zum Fraß – so jedenfalls berichtet es einer der wenigen Überlebenden der Expedition nach seiner Rückkehr in Frankreich.

La Salles Kolonie überlebt ihn kaum ein Jahr. Indianer massakrieren die letzten Bewohner.

ERST ZWÖLF JAHRE SPÄTER, 1699, versuchen die Franzosen erneut, in ihrem frisch erworbenen Territorium an der Mississippi-Mündung Fuß zu fassen. 1718 gründen sie New Orleans. Die Zahl der französischen Kolonisten bleibt indeed in engen Grenzen. Nicht mehr als 2000 leben eine Generation später in versprengten Siedlungen und Forts an der Küste und entlang des Mississippi.

Der alte Teil Neufrankreichs, die Provinzen in Kanada, entwickelt sich deutlich besser: 1730 leben dort bereits rund 35 000 Weiße, fünfmal so viele wie zu der Zeit, als La Salle in Montreal eintraf. 1760 werden es bereits 70 000 sein.

Doch da hat Neufrankreich schon keine Zukunft mehr. Als Folge des Siebenjährigen Krieges, in dem Frankreich gegen Preußen und Großbritannien kämpft (und verliert), muss Paris 1763 seine kanadischen Besitzungen an die Briten abtreten. Teile Louisianas wiederum fallen vorübergehend an die Spanier. 1803 liquidiert Napoleon endgültig den Besitz und tritt den südlichen Teil Neufrankreichs für insgesamt 80 Millionen Francs an die USA ab.

La Salles Vision eines französischen Amerikas ist damit endgültig Vergangenheit. □

Reymer Klüver, 49, lebt unweit von Washington, D.C. Den Mississippi hat er 2005 zum ersten Mal besucht – und gleich von seiner dunklen Seite kennengelernt: Damals berichtete Klüver über den Hurrikan „Katrina“. Es war sein erster Auftrag als US-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“.

Literaturtipps: Francis Parkman, „La Salle and the Discovery of the Great West“, Random House; seit der Erstausgabe 1869 unübertroffene Biografie. Donald S. Johnson, „La Salle: A Perilous Odyssey from Canada to the Gulf of Mexico“, Cooper Square Press; guter Überblick über La Salles Expedition und ihrer Rolle im damaligen Weltgeschehen.



Ihr Anruf
zählt!



Jetzt gratis anrufen: Pro Teilnehmer spendet GEO einen Baum!

Rufen Sie jetzt kostenlos an:

0800/5 92 92 96

Oder nehmen Sie online teil: www.geo.de/baumspende

GEO-Aktion: Baumspende für den Regenwald in Ecuador!

Sie rufen an, wir spenden!

Sie rufen gratis bei uns an und wir spenden in Ihrem Namen einen Baum für das Wassereinzugsgebiet von El Paraíso in der Region Intag in Ecuador.

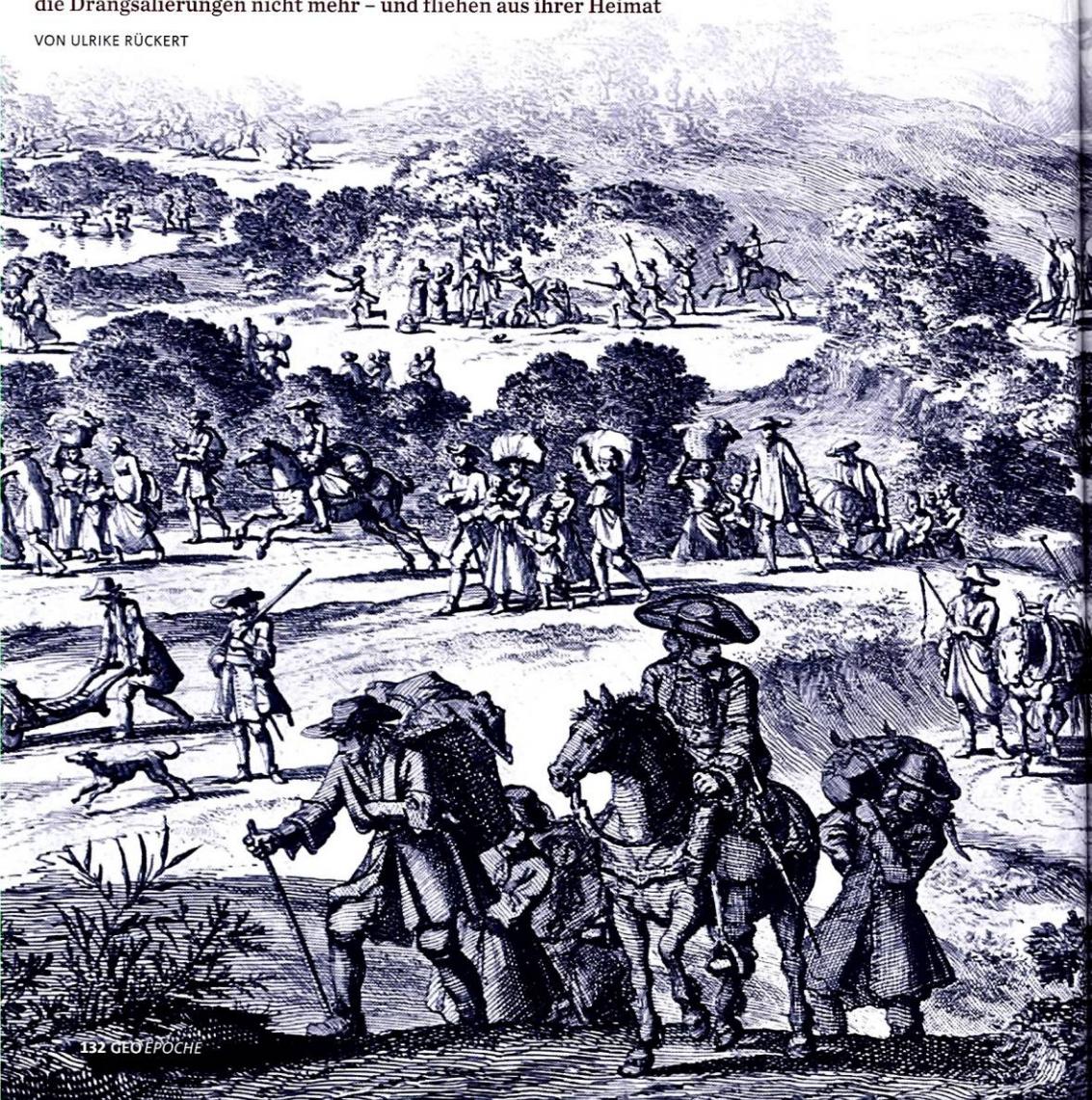
Lebenswichtig: sauberes Trinkwasser!

Abholzung und Brandrodung lassen sauberes Trinkwasser knapp werden. Durch Aufforstung will der Verein „GEO schützt den Regenwald e.V.“ die Versorgung der Menschen in Intag mit sauberem Trinkwasser sicherstellen. Um das zu

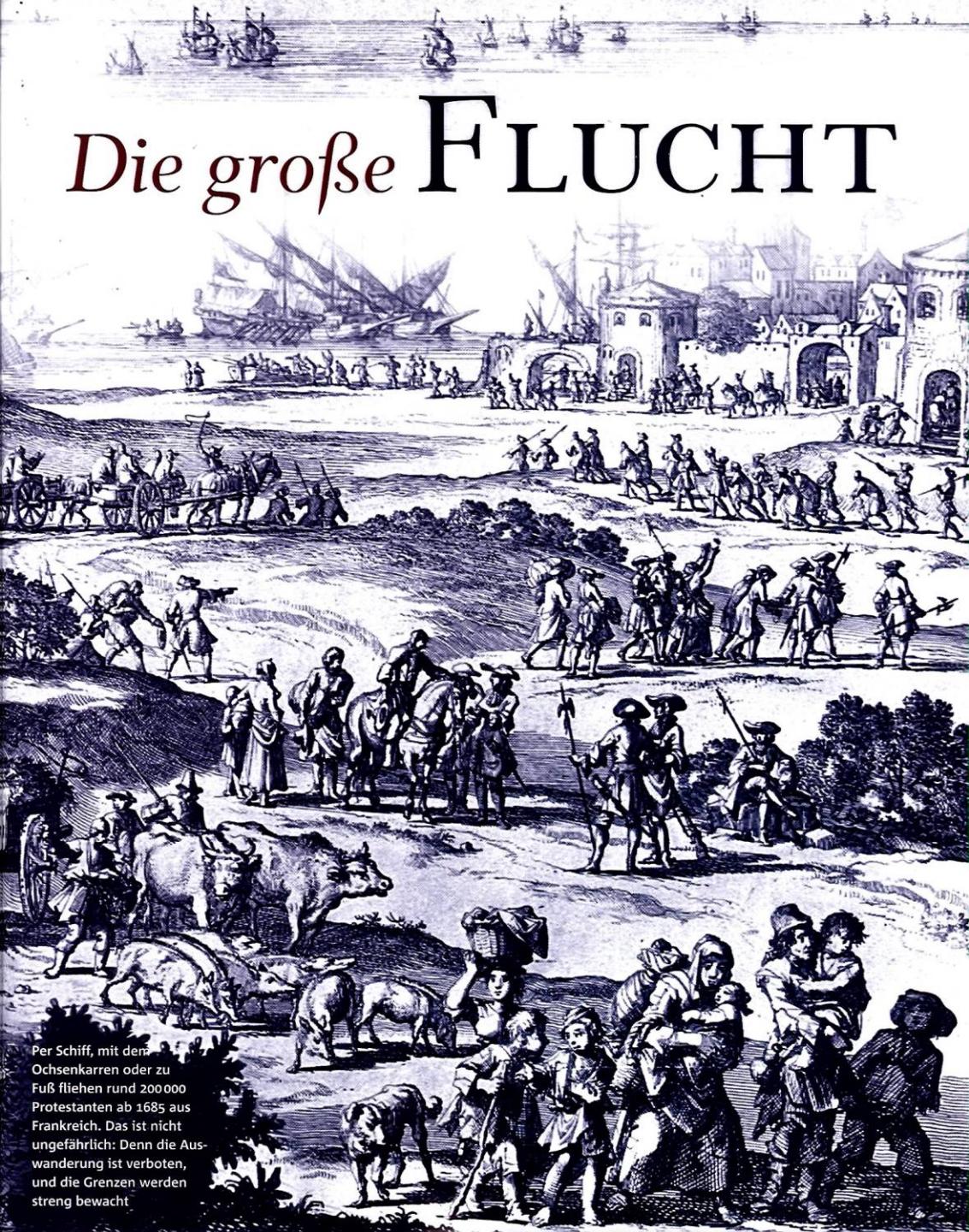
erreichen, werden in Zusammenarbeit mit einer örtlichen Baumschule Baumsetzlinge gezogen und ausgepflanzt. Die örtliche Bevölkerung beteiligt sich aktiv an der Auspflanzung und Pflege der Setzlinge.

Mit allen Mitteln will Ludwig XIV. die französischen Protestanten in die römische Kirche zurückzwingen: Die Bekehrung der Andersgläubigen ist für den streng katholischen Herrscher heilige Pflicht. Wer seiner reformierten Konfession nicht abschwört, darf viele Berufe nicht mehr ausüben, muss damit rechnen, dass ihm die Kinder weggenommen und Soldaten bei ihm einquartiert werden. Viele Hugenotten ertragen die Drangsalierungen nicht mehr – und fliehen aus ihrer Heimat

VON ULRIKE RÜCKERT



Die große FLUCHT



Per Schiff, mit dem
Ochsenkarren oder zu
Fuß fliehen rund 200000
Protestanten ab 1685 aus
Frankreich. Das ist nicht
ungefährlich: Denn die Aus-
wanderung ist verboten,
und die Grenzen werden
streng bewacht

D

ie Dragoner sind da: Am Morgen des 22. August 1681 verlassen die Hugenotten des westfranzösischen Dorfs Mougon nach dem Gottesdienst gerade ihre Kirche, als Dutzende bewaffnete Reiter in den Ort preschen.

Es sind Soldaten des Königs. Die protestantische Gemeinde hat sie mit Schrecken erwartet. Seit drei Monaten ziehen die Reiter durch die Region um Mougon und quartieren sich bei den Bürgern ein – nur bei Protestant. Mitten in Frankreich gebärden sie sich wie in Feindesland: plündern, randalieren, verwüsten.

Entgegen kann ihnen nur, wer zur katholischen Kirche übertritt – der Konfession der meisten Franzosen sowie des Monarchen, der den vom Papst verliehenen Ehrentitel eines „allerchristlichsten Königs“ trägt: Ludwig XIV.

Und die Hugenotten schwören ab, Die meisten konvertieren, sobald die Soldaten eingehen.

Die aber wüten umso brutaler bei all jenen, die standhaft bleiben.

Jean Migault, der Schulmeister von Mougon, hat elf seiner zwölf Kinder bei Verwandten und Freunden außerhalb des Ortes in Sicherheit gebracht (das zwölftje, ein erst zwei Wochen alter Säugling, bleibt bei seiner Amme). Er ist mit seiner Frau Elisabeth allein zu Haus, als der Quartiermeister der Dragoner in den Hof reitet. Vom Pferd herab fragt er, ob sie konvertieren wollen. Die beiden verneinen (so notiert es Migault später in seinem „Journal“, einem persönlichen Bericht).

Dem Unteroffizier folgen neun Reiter. Sie stellen ihre Pferde in den Stall und fordern ein Essen. Was sie verlangen, geben Küche und Keller aber nicht her. Und als Migault zur Nachbarin geht – mit der die Eheleute befreundet sind, obwohl sie katholisch ist –, um sie um Hilfe zu bitten, stehen weitere sechs Dragoner vor der Tür.

Der katholische Pfarrer habe die Reiter geschickt, sagt die Nachbarin. Denn Migault ist in seiner Gemeinde der Vorleser, er leitet das Psalmen singen und führt das Kirchenbuch. Das macht ihn zum bevorzugten Opfer.

Zögernd versteckt sich der Schulmeister hinter der hohen Gartenmauer der Nachbarin. Seine Frau hat sich von der schweren Geburt vor zwei Wochen noch nicht erholt, und nun ist sie mit 15 Soldaten allein im Haus.

Als Jean Migault nicht zurückkehrt, fallen die Dragoner über seine Frau her. Einer versetzt ihr Fußtritte, dann zwingen sie Elisabeth in eine Ecke des Kellers und fachen ein Feuer an. Wenn sie nicht konvertiere, drohen sie, werde man sie verbrennen.

Sie ist kaum noch bei Bewusstsein, als die Nachbarin sie aus den Händen der Soldaten retten kann. Dabei hilft ihr der Vikar eines Klosters, der mit Jean Migault befreundet ist. Auf einem Dachboden unter einem Berg Schmutzwäsche versteckt, harrt Elisabeth aus bis in die Nacht. Dann fliehen die Migaults in die nächste Stadt.

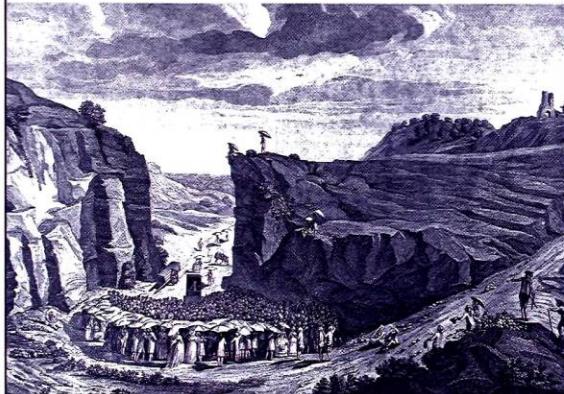
Am folgenden Tag ziehen die Reiter ab – über Nacht hat fast die ganze protestantische Gemeinde die Religion gewechselt. Nur ein paar Familien sind wie die Migaults geflohen. Ihre Häuser haben die Soldaten verwüstet, ihre Betten, Kleider, ihr Geschirr im Dorf verkauft.

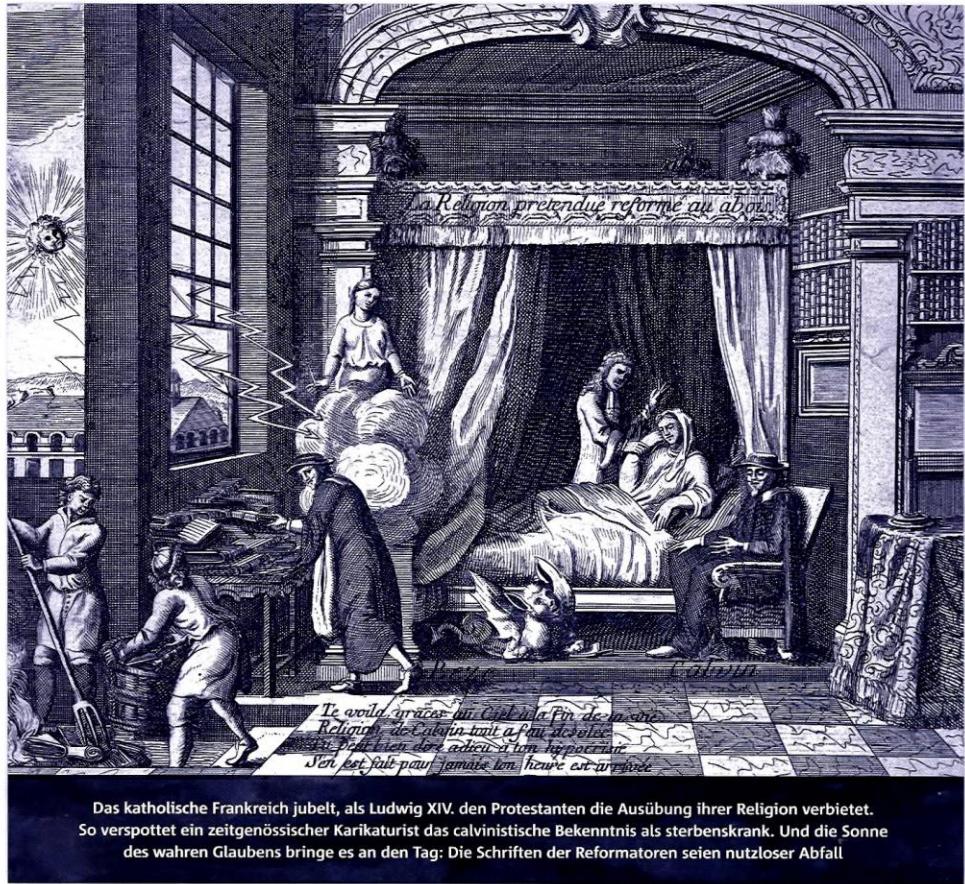
Doch die Soldaten werden wieder kommen, als „gestiefelte Missionare“ im Auftrag Ludwigs XIV. Der vollbringen will, was seinen Vorfahren nicht gelungen ist: die Hugenotten in die katholische Kirche zurückzuzwingen.

1598 HAT KÖNIG HEINRICH IV. den Hugenotten das Recht auf Gewissensfreiheit und reformierte Gottesdienste gewährt. Mit dem Edikt von Nantes beendete der König – der selbst Protestant gewesen war, ehe er zur römischen Kirche konvertierte – den blutigen Kampf zwischen Katholiken und Calvinisten.

Acht Bürgerkriege und das Massaker an den Protestanten während und

»Kirche in der Wüste« nennen die Protestanten ihre 1685 verbotene Glaubensgemeinschaft, die Gottesdienste nur noch heimlich in der freien Natur feiern kann – etwa im Schutz einer Schlucht





nach der Bartholomäusnacht 1572 hatten Frankreich fast vier Jahrzehnte lang zerrüttet. Nun durften die Hugenotten, die weniger als ein Zehntel der Bevölkerung ausmachten, zum Schutz vor Unterdrückung befestigte Städte mit eigener Garnison unterhalten.

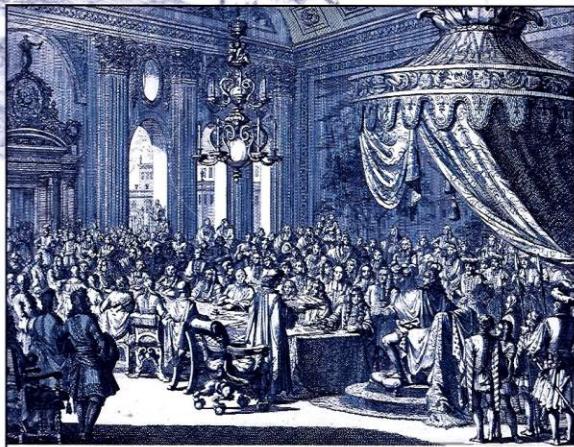
Das Edikt von Nantes erlegte den Protestanten aber auch viele Einschränkungen auf und ließ keinen Zweifel am Vorrang des katholischen Glaubens – der Calvinismus wird darin als „vorgeblich reformierte Religion“ bezeichnet.

Doch Dank eigener Festungen, Kirchen und Schulen, zudem gut organisiert, bildeten die eine Million Hugenotten schon bald einen Staat im Staat.

Die Protestanten lebten vor allem in Südfrankreich, aber auch in der Normandie. Sie waren in allen Schichten der Gesellschaft vertreten: in der Aristokratie, unter den Kaufleuten und Handwerkern der Städte wie unter den Bauern.

Der Religionsfriede blieb allerdings brüchig. Und als Heinrichs Sohn Ludwig XIII. im Jahr 1620 die protestan-





Das Edikt von Fontainebleau, das Ludwig XIV. im Oktober 1685 verkündet, ordnet die Zerstörung sämtlicher Kirchen der Protestanten an. Alle evangelischen Geistlichen müssen das Land verlassen

tische Grafschaft Béarn unter dem Einfluss des Klerus gewaltsam rekatholisierte, brach ein neuer Bürgerkrieg aus; dieser dauerte mit Unterbrechungen bis 1628, als mit La Rochelle die wichtigste Bastion der Hugenotten fiel. Zwar behielten sie auch fortan ihre religiösen und bürgerlichen Rechte, aber die Festungen mussten sie aufgeben. Damit war ihre politische Macht gebrochen.

Doch Ludwig XIV. genügt das nicht. Er verfolgt das Ziel, die Glaubenseinheit Frankreichs wiederherzustellen: „Une foi, une loi, un roi“ – „Ein Glaube, ein Gesetz, ein König“.

Die Bekehrung der Protestanten ist für den tief katholischen Ludwig heilige Pflicht und eine Frage der Staatsräson. Der Monarch, der sich wie kein König vor ihm als absoluter Herrscher versteht, duldet keine Spaltung mehr: Er will alle Bürger seines Landes in die katholische Kirche zwingen.

Die Frage ist nicht, ob er das Edikt von Nantes widerufen wird – sondern nur: wann und wie.

Denn Ludwig befürchtet einen Aufstand, sollte er zu schnell vorgehen. Zu-

dem erfordern seine außenpolitischen Ambitionen auch Allianzen mit protestantischen Mächten, die er mit einer offenen antihugenottischen Politik verärgern könnte.

Schließlich findet Ludwig, stets beraten von hohen Klerikern, ein Mittel, die Aufhebung der Freiheiten des Edikts von Nantes ohne Aufsehen zu betreiben: das Edikt selbst.

In 150 Artikeln bestimmt es die Rechte und Pflichten der Protestantenten. In dem Ludwig die Paragrafen nun so eng wie möglich auslegt und alles verbietet, was das Edikt nicht ausdrücklich erlaubt, macht er seinen hugenottischen Untertanen das Leben schwer.

All diese Schikanen sollen die Protestanten dazu bringen, dass sie „von sich aus und ohne Gewalt darüber nachdenken, ob es aus gutem Grund geschieht, dass sie sich freiwillig um die Vorteile bringen, die sie mit meinen anderen Untertanen gemeinsam haben könnten“, wie Ludwig später in einer Denkschrift für den Thronfolger notiert.

Die katholischen Bischöfe unterstützen den König, indem sie Spitzfindig-

keiten ersinnen und ihm Wunschlisten mit Verboten vorlegen. „Eure Majestät, nicht mehr als das ist notwendig, um die Zahl der Häretiker bis zu solcher Bedeutungslosigkeit zu verringern, dass das Edikt von 1598 keinen Zweck mehr erfüllt und widerrufen werden kann“, schreibt 1670 die Generalversammlung des Klerus an den Monarchen.

Und so treffen immer neue Gesetze die Hugenotten. Psalmsingen auf der Straße ist nun strafbar, protestantische Beerdigungen dürfen nicht mehr tagsüber stattfinden. In ihren Schulen wird nur noch Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt – für eine weitere Ausbildung müssen Hugenotten ihrem Nachwuchs auf katholische Schulen schicken. Auszuwandern wird ihnen verboten.

Ein Gesetz erlaubt Kindern, gegen den Willen ihrer Eltern zu konvertieren. Daraufhin entführen fanatische Katholiken Sprösslinge aus hugenottischen Familien und stecken sie in Umerziehungsheime, die von der Kirche finanziert werden. Ludwig bietet zudem Geldprämien für den Glaubenswechsel an.

Lange Zeit leidet der Schulmeister Jean Migault nicht unter der Politik Ludwigs XIV. In jenem Teil der westfranzösischen Provinz Poitou, in dem er lebt, sind die Hugenotten in der Mehrheit, und man pflegt gute Nachbarschaft mit den Katholiken. Im Alltag herrscht fast überall im Land friedliches Miteinander. Katholische Pfarrer spielen Boule mit Hugenotten, Protestanten stehen Pate für altgläubige Kinder, und es kommt vor, dass beide Konfessionen sich in einem Dorf die Kirche teilen.

Migault, 1644 geboren, ist ein sanfter, gottesfürchtiger Mann. Er versieht seine Ehrenämter in der Kirche und genießt einen bescheidenen Wohlstand. Doch auch er spürt die Verunsicherung, die immer stärker wird: „Man höre damals nur von Edikten und Verordnungen, die es uns größtenteils unmöglich machten, unseren Lebensunterhalt zu verdienen“, schreibt er in seinem Journal.

Hugenotten dürfen nicht mehr Rechtsanwalt, Hebammme, Wäschehändler oder Meister eines Handwerks sein. Immer mehr Berufe werden ihnen

verschlossen. Der drohende Verlust ihrer Existenz bringt viele dazu, ihrer Kirche den Rücken zu kehren. Auch aus öffentlichen Ämtern werden die Protestanten ausgeschlossen. 1681 verliert Jean Migault seinen Nebenerwerb als Notar im Dienst eines Grundherrn.

Um diese Zeit betreibt René de Marillac, der Vertreter der Krone im Poitou, eifrig eine Bekehrungskampagne. Er fordert von den Hugenotten hohe Steuern ein und verspricht einen Nachlass bei den Abgaben für jeden, der konvertiert. Es kommt zu zahlreichen Übertritten.

Doch Marillac's Ehrgeiz ist nicht gestillt. Er bittet den Kriegsminister Louvois, ihm Truppen zu schicken, um dem frommen Werk Nachdruck zu verleihen. Louvois schickt vier Kompanien.

Plündernde SOLDATEN treten als »gestiefelte Missionare« auf

Marillac beginnt mit den Einquartierungen, die bald als „Dragonaden“ berüchtigt werden, benannt nach den Dragonern.

In Frankreich ist es üblich, dass Soldaten in Privathäusern untergebracht und verpflegt werden. Schon eine normale Einquartierung ist ein Drama für die Bürger; oft kommt es zu Erpressung, Diebstahl und Gewalt. Doch Marillac's Dragonaden sind schlimmer – sie sind Akte des Staatsterrors, um den Eigensinn der Protestant en zu brechen.

So wie am 22. August 1681 in Mougon.

NACH DER ERSTEN Dragonade kaufen Elisabeth und Jean Migault ihren von den Reitern im Dorf verscherbelten Hausrat zurück; einige Nachbarn jedoch geben die billig erworbenen Stücke nicht

Um die Protestant en dazu zu bringen, ihrem Glauben abzuschwören, quartiert Ludwigs Kriegsminister Dragoner in ihren Häusern ein. Die Soldaten des Königs wüten häufig wie in Feindesland, plündern, foltern, um versteckte Wertgegenstände zu erpressen, morden. Viele Protestant en halten dem Staatsterror nicht stand und konvertieren zum Katholizismus



mehr heraus. Und kaum hat sich die Familie des Schulmeisters eingerichtet, rücken am 31. Oktober 1681 erneut Kavalleristen in den Ort ein.

Migault und seine Familie fliehen. Unterschlupf finden sie im Schloss eines protestantischen Adelsgeschlechts, denn Aristokraten und Pastoren werden noch von Einquartierungen verschont.

Hier erfährt die Familie des Schulmeisters vom Tod ihres drei Monate alten Säuglings, der krank bei einer Amme zurückgeblieben war – und von der fanatischen Wut des katholischen Pfarrers.

„Dieser unglückselige Priester wollte den Ehemann der Amme zwingen, den kleinen toten Körper den Hunden vorzuwerfen“, schreibt Migault. „Aber dieser Mann, obgleich Papist, war so christlich wie der Priester barbarisch.“ Der Mann übergab den Leichnam dem hugenottischen Pastor zur Bestattung.

Im Haus der Migaults sind Möbel, Türen und Fenster zertrümmert. Was sich wegtragen ließ, ist verschwunden. Die Familie kehrt nicht mehr nach Mougon zurück, sondern zieht ins nahe Mauzé, wo die reformierte Schule einen neuen Lehrer sucht, da der bisherige Pädagoge konvertiert ist.



Die katholischen BISCHÖFE predigen »heilige Gewalt« gegen Protestanten

Für Marillac sind die Dragonaden ein großer Erfolg: 38 000 Bekehrungen innerhalb von sechs Monaten meldet er dem König; allein in Mougon verzeichnet seine Liste 442 Übertritte.

Dennoch verzichtet Ludwig XIV. zunächst darauf, die Dragonade in anderen Provinzen fortzusetzen. Das Wütend hat die Absicht des Herrschers, die Pro-

testanten auch gegen ihren Willen zu bekehren, allzu deutlich werden lassen. Sogar das Ausland reagiert: England, Dänemark und die Stadt Amsterdam bieten den Hugenotten Asyl an.

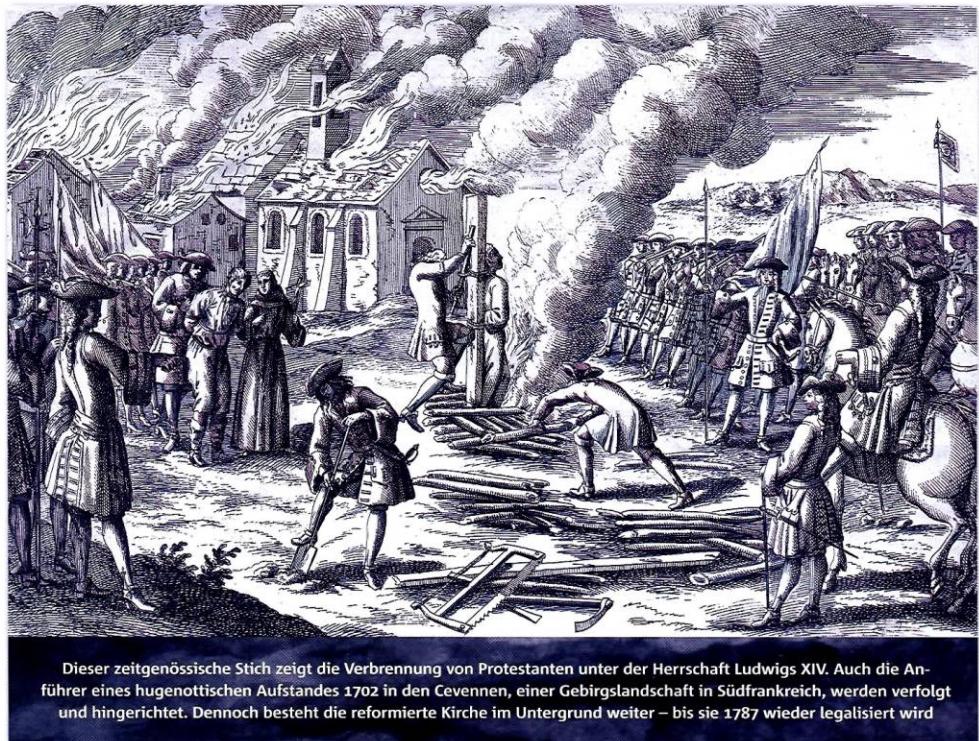
Die subtile Verfolgung der Protestanten aber geht weiter. Auf den Terror im Poitou folgt eine neue Welle schikanöser Gesetze. Die zielen nun vor allem darauf ab, das kirchliche Leben der Protestanten zu stören: So sind Gebetsversammlungen außerhalb der Kirchen und ohne Pastoren fortan verboten. Auf diese Weise werden die Gläubigen auf dem Land isoliert.

Die katholischen Bischöfe propagieren „heilige Gewalt“. Zu Dutzenden werden reformierte Kirchen wegen tatsächlicher oder angeblicher Verstöße gegen die Gesetze des Königs geschlossen.

Die Kirche von Mauzé ist noch sicher – sie wird von einer Aristokratin beschützt. Éléonore d’Olbreuse, in der Nähe des Ortes als Tochter eines hugenottischen Adeligen geboren, ist mit dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg verheiratet, einem einflussreichen deutschen Regenten. Bald kommen Protestanten von weither zum Sonntagsgottesdienst, sogar aus La Rochelle und Bordeaux, wo ihre Kirchen geschlossen oder zerstört sind. Jeden Samstag ist Migaults Haus überfüllt von Schlafgästen.

In Charenton östlich von Paris plündert der katholische Mob 1686 ein calvinistisches Gotteshaus und setzt es in Brand. Die Zerstörung der protestantischen Kirchen hat Ludwig XIV. ein Jahr zuvor angeordnet





1683 stirbt Elisabeth Migault. Im selben Jahr wird hugenottischen Schulmeistern verboten, Schüler in ihrem Haus aufzunehmen – eine der Haupteinnahmequellen von Jean Migault.

Bald darauf wird er denunziert, weil er in seiner Schule auch Musik und Psalmmengesang lehrt. Die Anzeige bleibt ohne Folgen, weil sich die reformierte Gemeinde für ihn einsetzt – aber all diese Vorfälle, notiert er, tragen bei zu „dem täglichen Verfall unserer Existenz“.

Im gleichen Jahr ersticken die Truppen des Königs im Vivarais, einer Landschaft an der Rhône, eine bewaffnete hugenottische Revolte gegen die zunehmende Repression: 4000 Soldaten töten etwa 500 Aufständische. Und Finanzminister Jean-Baptiste Colbert, der die

gewerbeleidigen Hugenotten geschätzt und ihnen gegenüber eine moderate Haltung vertreten hat, stirbt.

Neuer starker Mann im Kabinett wird Kriegsminister Louvois, der keine Auflehnung gegen des Königs Willen duldet.

Dazu kommt: Ludwig XIV. braucht dringend eine Demonstration seines Glaubenseifers. Denn er streitet mit dem Papst um dessen Rechte in der französischen Kirche.

Im Frühjahr 1685 werden auf Befehl des Königs alle reformierten Kirchen in der Provinz Béarn abgerissen. Eine Dragonade folgt, und bald ziehen Soldatenhorden in ganz Süd- und Westfrankreich umher und quartieren sich bei den Protestantischen ein. Die jeweiligen Vertreter der Krone überbieten sich mit Rekord-

zahlen: in der Dauphiné 30 000 Konversionen in zwei Wochen, im Languedoc 25 000 in sechs Tagen.

Im August kommen Dragonerkompanien im Poitou an. Jean Migault schließt die Schule. Seine Kinder werden in mehreren Adelshäusern aufgenommen, einen Teil des Hausrats versteckt er im protestantischen Pfarrhaus – vermeintlich sichere Plätze.

Doch als die Reiter in Mauzé einfallen, rauben sie das Pfarrhaus aus und zerstören die Kirche. Auch auf den Adel nimmt die Soldateska nun, da der König sich seinem Ziel nahe sieht, keine Rücksicht mehr. Viele Schlösser werden geplündert.

Allerdings plant Louvois nicht, die Hugenotten bis zur letzten Greisin zu



Rund 20 000 Flüchtlinge aus Frankreich finden in Brandenburg-Preußen eine neue Heimat. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm nimmt die zumeist gut ausgebildeten Einwanderer 1685 gern auf

bekehren. Er will sie einschüchtern und die Gemeinden so stark reduzieren, dass kein Widerstand mehr zu erwarten ist, wenn der König – wie geplant – das Edikt von Nantes aufhebt.

Diesen letzten Schritt geht Ludwig XIV. am 18. Oktober 1685: „Wir sehen jetzt, dass Unsere Bemühungen das gesteckte Ziel erreicht haben. Weil nun die Ausführung des Ediktes von Nantes nutzlos ist, sind Wir zu dem Urteil gekommen, dass Wir nichts Besseres tun könnten, als das besagte Edikt vollständig aufzuheben.“

Der Gesetzestext, mit dem einst Heinrich IV. den Religionsfrieden in Frankreich gestiftet hat, wird durch das Edikt von Fontainebleau ersetzt – ein Dokument der Intoleranz in elf Artikeln.

Es ordnet die Zerstörung aller reformierten Kirchen an und verbietet den Gottesdienst. Kinder müssen katholisch getauft werden, die evangelischen Geistlichen binnen 14 Tagen konvertieren oder das Land verlassen. Allen anderen ist die Auswanderung weiterhin verboten. Abschwören allerdings müssen die Protestanten nicht; und ihnen sollen auch keine Nachteile entstehen, wenn sie sich an das Gesetz halten.

Doch dieser Artikel ist reine Heuchelei. Denn unerbittlich werden all jene verfolgt, die sich der Bekehrung widersetzen. Dem Verbot zum Trotz flüchten die Hugenotten nun in Scharen. Wie viele es sind, ist unbekannt – vielleicht 200 000 in den Jahren nach dem Edikt von Fontainebleau. Es ist die größte europäische Migration jener Zeit.

Wenn die Flüchtlinge gefasst werden, droht Frauen der Kerker und Männern die Galeere. Häfen, Grenzstädte und die Alpenpässe werden bewacht. Fluchthelfer setzen ihr Leben aufs Spiel.

Auch die Migaults sind jetzt zur Emigration entschlossen. Doch zunächst sind sie Flüchtlinge im eigenen Land. Der Vater wechselt alle paar Tage den Unterschlupf und wagt sich nur nachts auf die Straße. Immer wieder muss er auch neue Verstecke für seine Kinder finden. Die 18-jährige Tochter Jeanne wird bei einer Hausdurchsuchung entdeckt; die Dragoner wollen sie zum Abschwören zwingen, doch sie weigert sich. Der Priester trägt sie dennoch in die Konvertitenliste ein, und so lassen die Soldaten sie laufen.

Der Marquis d'Olbreuse, Bruder der Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, dessen Haus und Scheunen mit Verfolgten überfüllt sind, wird von Soldaten nach Versailles eskortiert und muss fortan am Hof bleiben, ein anderer von Migaults adeligen Beschützern wird in einem Schloss eingesperrt.

Angsterfüllt schicken die Ehefrauen der Aristokraten alle Flüchtlinge weg. Kaum jemand wagt noch, Hugenotten zu verstecken. Zwei Töchter Migaults leben wochenlang in einer Höhle.

Er selbst schlägt sich durch nach La Rochelle am Atlantik, wo er verzweifelt ein Schiff sucht. Und begibt sich damit in große Gefahr: Denn in der Stadt ist jeder Fremde verdächtig. Am 3. Februar 1686 wird Migault verhaftet.

Drei Wochen lang sitzt er in einem kalten, lichtlosen Loch. Dennoch widersteht er den Bekehrungsversuchen der Jesuiten – bis Jeanne ihn besucht und berichtet, die Geschwister irrten obdachlos umher. Das bezwinge Migault.

Er lässt sich in ein Kloster führen und unterschreibt ein Papier, „ohne zu fragen, was darin stand. Das Grauen vor meiner Sünde war so stark, dass ich einige Zeit ganz verzweifelt war“.

Für viele Gläubige ist die Konversion ein Trauma. Manche verlieren fast den Verstand, einige begehen Selbstmord. Die meisten bleiben ihrer Religion im Stillen treu, so wie Migault. Die „Kirche in der Wüste“ entsteht: Sie besteht aus improvisierten Bibelkreisen, heimlich weitergegebenen Gebetstexten sowie Gottesdiensten mit Laienpredigern.

Unter freiem Himmel finden sich Hunderte Gläubige zusammen, manche bewaffnet. Wenn sie entdeckt werden, drohen den Teilnehmern harte Strafen. Im Februar 1686 überraschen Soldaten eine Gruppe in der Nähe von Nîmes, Schüsse fallen, neun Menschen werden verhaftet. Zwei Männer werden gehängt, drei auf die Galeeren geschickt.

DER VERFOLGUNG durch die Krone entkommen drei der Migault-Söhne auf verschiedenen Wegen nach Amsterdam

und Celle. Jean Migault findet erst im Januar 1688 einen holländischen Kapitän, der sich bereit erklärt, die übrige Familie und etwa 70 andere Personen in sein Heimatland mitzunehmen. Migault zahlt viel Geld für die Passage; Fluchthilfe für die Hugenotten ist ein gefährliches, aber lukratives Geschäft für Agenten und Seefahrer.

In einer eiskalten Nacht macht er die mühsame Wanderung mit den Kindern zur Küste. Aber dann lassen die Matrosen, die sie zum Schiff rudern sollen, die letzte Gruppe am Strand zurück, darunter Migault und seine Familie.

Der Schulmeister gibt nicht auf. Am Ostermontag erhält er die Nachricht, dass er sich noch am selben Tag bereit machen soll. Getarnt als Spaziergänger, führt er seine Familie zum Treffpunkt. Nach einer langen, stürmischen Überfahrt landen sie am 8. Mai in den Niederlanden. In Sicherheit.

Jean Migault lässt sich in Amsterdam nieder und heiratet noch einmal. Später zieht er nach Emden, um dort die Kinder der hugenottischen Gemeinde zu unterrichten. 1707 stirbt er in der ostfriesischen Stadt. Seine Kinder und Enkel leben da bereits in Deutschland, England und Dänemark.

Während sich die Familie im Exil zurückfindet, erheben sich in Südfrankreich noch einmal Hugenotten. In Teilen der Provinz Languedoc war vor der Zwangsbekehrung fast die gesamte Bevölkerung protestantisch, hier ist das Herzland der Kirche in der Wüste.

Die Gläubigen versammeln sich auf Lichtungen und in Höhlen zu Gebet und Psalmengesang, mit brutaler Gewalt verfolgt von dem katholischen Missionar François de Langlade du Chaila.

Der Aufstand beginnt im Juli 1702, als etwa 60 bewaffnete Männer auf der

Flucht verhaftete Protestanten aus dem Haus des Missionars befreien und du Chaila ermorden.

Zwei Jahre lang führen bis zu 3000 Rebellen einen Guerillakrieg von den Schluchten und Wäldern der bergigen Cevennen aus, geschützt von der Bevölkerung.

25 000 Soldaten werden ihrer zunächst nicht Herr, deshalb drangsaliert sie das Volk und brennen etliche Dörfer nieder.

Erst nach zwei Jahren bricht die Revolte zusammen, flackert aber immer wieder auf, bis 1710 die letzten Anführer gefangen und getötet werden. Etwa 30 000 Menschen sind umgekommen, das Land ist verheert.

Doch die Kirche in der Wüste überlebt. 1715, im Todesjahr Ludwigs XIV., gründet Pastor Antoine Court in einem Steinbruch bei Nîmes eine neue protestantische Kirchenorganisation.

Der Sonnenkönig hatte erwartet, dass der reformierte Glaube in Frankreich verdorren würde, wenn er ihm das Wasser abgräbt. Aber dessen Wurzeln sitzen zu tief. Zehntausende Hugenotten halten ihren Glauben im Untergrund lebendig, trotz der Gefahren von Galeere, Kerker und Galgen – bis er ihnen im Jahre 1787 wieder erlaubt wird.

Die Niederlande und England sind die wichtigsten Zufluchtsländer der Hugenotten, aber die Flüchtlinge lassen sich auch in der Schweiz, Skandinavien, Russland, in Nordamerika und am Kap der Guten Hoffnung nieder.

In den deutschen Staaten finden etwa 40 000 eine neue Heimat, die Hälfte von ihnen in Brandenburg-Preußen. Kurfürst Friedrich Wilhelm hat ihnen schon im Oktober 1685 mit dem Edikt von Potsdam „Rechte, Privilegien und andere Wohltaten“ garantiert.

Mit den Einwanderern blühen viele der vom Dreißigjährigen Krieg verwüsteten Orte Brandenburgs auf. Die Hugenotten bauen Papiermühlen und

Tapetenmanufakturen, Strumpffabriken und Seidenwebereien, exportieren feine Hüte. Sie führen den Tabakanbau ein und gründen die erste preußische Schnupftabakfabrik. In Berlin entsteht eine der größten französischen Kolonien mit Pastetenbäckern, Goldschmieden und Gobelinvirkern, Buchhändlern und Baumeistern, Malern und Verwaltungsbeamten.

In Frankreich verurteilt der Herzog von Saint-Simon, ein Höfling und Schriftsteller, das Edikt von Fontainebleau als „abscheuliche Verschwörung, die unsere Manufakturen den Ausländern überließ und deren Staaten auf Kosten des unseren zu wirtschaftlichem Aufschwung und zum Bau neuer Städte verhalf“.

Denn vieles, was die Nachbarstaaten zuvor aus Frankreich importiert haben, produzieren sie nun selbst. Das Land spürt den Schaden. Ökonomisch und militärisch.

So klagt Ludwigs Festungsbaumeister und Marschall Sébastien Le Prestre de Vauban: „Die feindlichen Flotten um 8000 bis 9000 Matrosen verstärkt, die Armee um 500 bis 600 Offiziere und um 10 000 bis 12 000 Soldaten, die viel kriegserfahren sind als ihre eigenen.“

Hugenotten fechten im niederländischen Heer und in der Streitmacht des englischen Königs gegen Ludwig XIV. In der preußischen Armee, die wenige Jahrzehnte später zu einem gefährlichen Feind Frankreichs wird, gibt es Einheiten, die ausschließlich aus hugenottischen Soldaten bestehen.

Auch Jean Migaults Sohn Philémon kämpft als Soldat gegen Frankreich, er fällt 1710 bei der Belagerung von Douai im Spanischen Erbfolgekrieg – jenem Konflikt, in dem Frankreich seine Kräfte überspannt.

Und mit dem der Abstieg der französischen Monarchie beginnt. □

Ulrike Rückert, 48, ist Autorin in Münster. Zuletzt hat sie für **GEOEPOCHE** über das erste protestantische Königreich Dänemark geschrieben. Erschreckend fand sie an der Geschichte von Jean Migault, wie sehr sie an die Berichte aus den Terrorzeiten des 20. Jahrhunderts erinnert.



Literaturtipps: Yves Krumenacker (Hrsg.), „Das Journal von Jean Migault“, Verlag der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft: die Geschichte des hugenottischen Schulmeisters Jean Migault, von ihm selbst aufgeschrieben; eine der wichtigsten Quellen zur Verfolgung der französischen Protestanten.

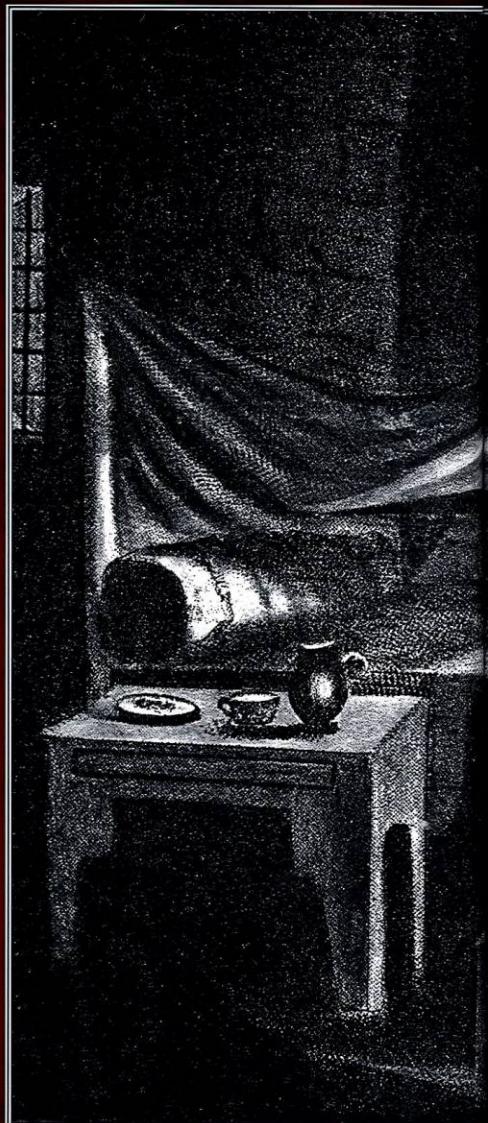
Mehr als 30 Jahre lang hält Ludwig XIV.

einen mysteriösen Häftling gefangen. Wer ist
der Sträfling, der von 1669 bis ans Ende
seines Lebens im Kerker sitzt – und dessen
Gesicht stets eine Maske verdeckt?

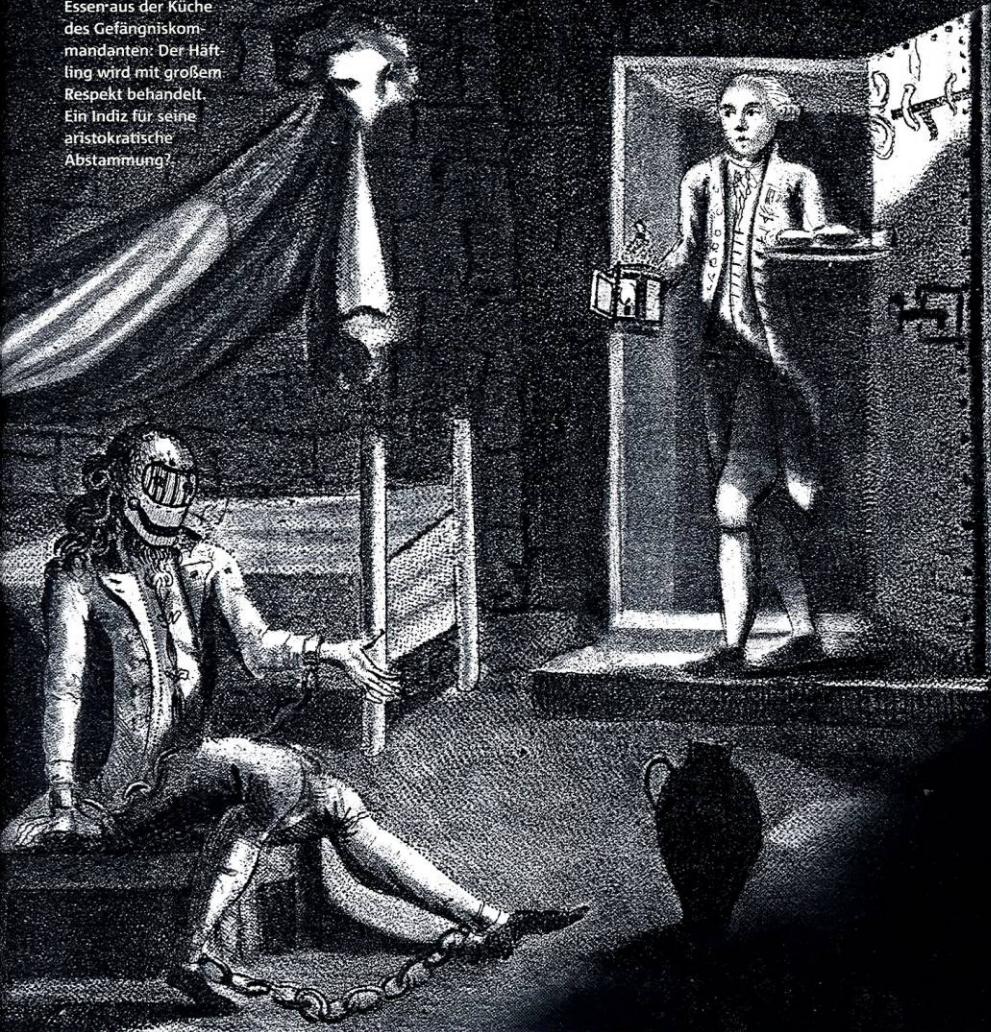
von MARKUS WOLFF



Der Mann *mit der eisernen*



Feine Kleidung,
silbernes Geschirr,
Essen aus der Küche
des Gefängniskom-
mandanten: Der Häft-
ling wird mit großem
Respekt behandelt.
Ein Indiz für seine
aristokratische
Abstammung?



M A S K E



u den Verliesen! Fackellicht leuchtet den Schatten voran, die über die Mauern und Decken gleiten, hinein in die Welt aus dunklen, steinernen Gängen. Schritte hallen, Stimmen. Zelle um Zelle öffnen die Revolutionäre, die jedem Gefangenen die gleiche Nachricht überbringen: Hinaus, ihr seid frei!

Schließlich gelangen die Aufständischen an eine Tür mit schwerem Riegel. Sie öffnen, halten die Fackel in den Raum, die Flamme zischt. Beleuchtet ein Gewölbe, ein Tisch mit Krug ist in ihrem Schein zu erkennen, eine in die Wand eingelassene Kette. Daran ein Skelett, noch Kleiderfetzen an den Knochen. Ein Helm aus Eisen daneben, in den der Kopf des Gefangenen gezwängt gewesen sein muss – wohl, um seine Anonymität zu wahren. So entsetzlich ist der Anblick, dass einer der Männer gestützt wird, damit er nicht die Fassung verliert.

Nichts ist wahr an dieser Szene, doch wird sie sogar als Bild mit Schlagzeile in einer Zeitung verbreitet, kaum haben die Pariser am 14. Juli 1789 die Bastille gestürmt und erobert, das Sinnbild des verhassten Regimes. Denn das Volk braucht eine Geschichte, die seinen Glauben bestärkt, einen Despoten zu stürzen, ein barbarisches System, das zu solchen Grausamkeiten fähig ist.

Die Wirklichkeit taugt dafür nicht: Lediglich sieben Häftlinge erhalten nach dem Sturm des Staatsgefängnisses in Paris die Freiheit. Daher machen Journalisten nun zur konkreten Entdeckung, was über lange Zeit nur als schaurige Legende die französische Gesellschaft unterhalten hat, genährt aus Gerüchten, Halbwahrheiten, Spekulationen: den Mythos vom Mann mit der eisernen Maske.

Schon mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor hat Liselotte von der Pfalz,

die klatschfreudige Schwägerin Ludwigs XIV., von diesem mysteriösen Gefangenen in einem Brief berichtet: „Ein Mensch ist lange Jahre in der Bastille gesessen, der ist maskiert drin gestorben“, schrieb sie an ihre Tante, Kurfürstin Sophie von Hannover.

„Er hatte zwei Musketeire auf beiden Seiten, im Falle, dass er die Maske abtät, ihn gleich niederzuschießen. Er hat maskiert gegessen und geschlafen. Es muss doch etwas Wichtiges gewesen sein, denn man hat ihn sonst sehr gut behandelt, gut untergebracht und ihm alles gegeben, was er begehrte hat. Er hat maskiert kommuniziert, war sehr fromm und hat beständig gelesen. Man hat sein Leben lang nicht erfahren können, wer der Mensch gewesen.“

Nicht alles daran ist höfischer Tratsch. Denn es hat während Ludwigs Regentschaft tatsächlich einen maskierten Häftling gegeben.

Bis zum heutigen Tag beschäftigt er Historiker und Forscher, beflügelt die Fantasie von Schriftstellern und Dichtern. Dutzende Theorien kursieren über den wahren Namen des Maskenmannes, doch zweifelsfrei geklärt wurde seine Identität nie.



Der Gefängniskommandant Bénigne d'Auvergne Saint-Mars wacht 34 Jahre lang über den mysteriösen Häftling

Wer war es, der gezwungen wurde, sein Gesicht ein Leben lang zu verborgen: ein Minister? Ein italienischer Doppelagent?

Oder gar: ein Bruder des Königs?

WENIG NUR IST VERBÜRGT in dieser Geschichte, die wohl im Sommer des Jahres 1669 ihren Anfang nimmt. Vermutlich an einem Julitag erhält Bénigne d'Auvergne Saint-Mars, der Kommandant des Gefängnisses von Pignerol im Piemont, einen Brief von François-Michel Le Tellier, Marquis de Louvois. Der Kriegsminister Ludwigs XIV. befiehlt Saint-Mars, er solle in seiner Zitadelle einen besonders sicheren Kerker für einen neuen Gefangenen einrichten.

Um wen es sich handelt, bleibt unklar, genannt wird der wahrscheinlich falsche Name Eustache Dauger.

Er sei „nur ein Lakai“, teilt der Minister mit, ordnet aber Maßnahmen an, die auf keinen normalen Häftling schließen lassen: Die Zelle dürfe nur durch mehrere hintereinanderliegende Türen zu erreichen sein. Zudem müsse Saint-Mars dem Gefangenen stets persönlich das Essen bringen und diesem mit dem Tod drohen, „falls er jemals seinen Mund öffnet, um mit Ihnen über irgendetwas außer der reinen Notdurft seines Leibes zu sprechen“.

Der Kommandant befolgt die Befehle peinlich genau. Er ist ein loyaler Untertan, der seine Laufbahn als einfacher Musketier begann, Korporal wurde, dann Quartiermeister. Er ist ehrgeizig, gehorsam, streng.

Obwohl er unnötige Gewalt ablehnt, hat das Gefängnis am Fuß der Alpen einen schlimmeren Ruf als die Bastille. So durchdringen ist Saint-Mars von seiner Arbeit, dass er sogar Löcher über die Zellentüren bohren lässt, um die Gefangenen heimlich zu beobachten. Mitunter klettert er dafür nachts auch auf Bäume und späht durch die vergitterten Fenster.

Sorgfältig treibt er daher auch den Umbau der neuen Zelle voran, die seinem Bewohner durchaus etwas Komfort gewähren soll. Denn der Minister hat befohlen, den Raum mit

einfachen Möbeln einzurichten, und obendrein gestattet, dem Insassen alle gewünschten Bücher zur Verfügung zu stellen.

Schnell kursieren im Ort Gerüchte, vielleicht gestreut durch die in der Festung beschäftigten Handwerker: Ein besonderer Gefangener werde erwartet, für den es einer Zelle mit mehrfacher Sicherung bedürfe.

Offenbar ist der Kriegsminister über das Interesse an dem Gefangenen besorgt. Saint-Mars versichert ihm jedoch, dass nichts über dessen Identität bekannt geworden sei. „Viele Leute hier glauben, dass er ein Marschall von Frankreich sei“, beschwichtigt er Louvois in einem Brief, „andere, er sei ein Präsident.“

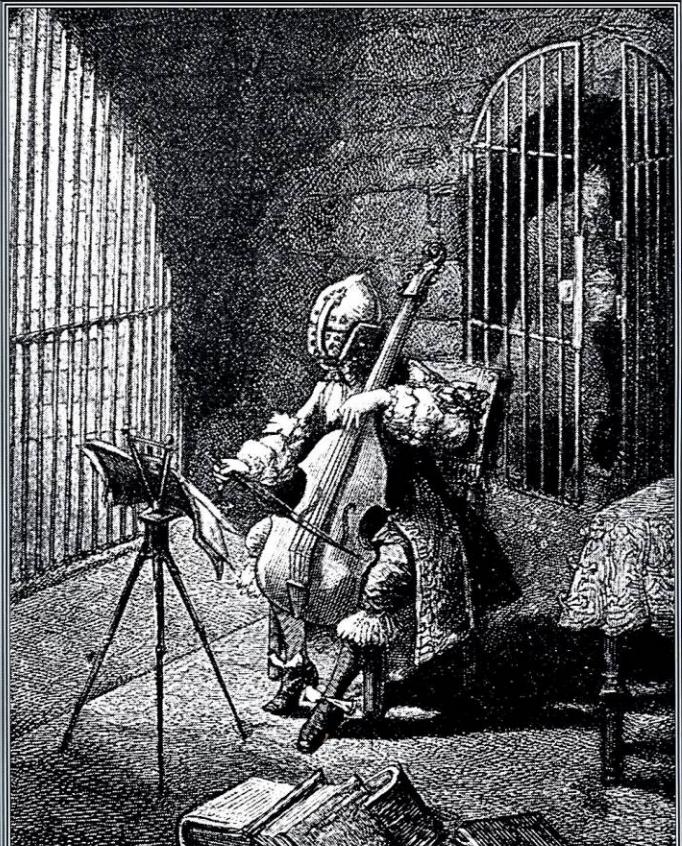
Erst im April 1670 sind die Umbauarbeiten abgeschlossen, obwohl der Gefangene längst eingetroffen ist; eine berittene Eskorte hat ihn eines Nachts gebracht. Vermutlich lebt er die erste Zeit in einer der üblichen Kerkerzellen im Turm, bewacht von den 66 Soldaten der Kompanie, die Saint-Mars untersteht.

Schon bei seiner Ankunft hat der schmalgesichtige Kerkermeister seinem neuen Häftling gedroht, ihm das Schwert in den Leib zu rammen, sollte er auch nur ein unbedachtes Wort verlieren. Der begehrte nicht auf, und so berichtet Saint-Mars 1673 nach Paris: „Der Gefangene sagt nichts. Er lebt zufrieden wie ein Mensch, der sich vollkommen dem Willen Gottes und seines Königs fügt.“

Zwölf Jahre verbringt der Unbekannte in Pignerol. Etwa einmal pro Woche wird der Kriegsminister über seinen Zustand oder etwaige Bedürfnisse unterrichtet; wohl zweimal im Monat schreibt Louvois dem Gefängnisdirektor, der im Laufe dieser zwölf Jahre vermutlich über 300 Briefe aus Paris erhält, darunter auch Schreiben von Ludwig XIV. Den schätzt Saint-Mars für dessen Arbeit, adelt ihn.

1681 wird Saint-Mars zum Gouverneur von Exiles ernannt, einer Alpenfestung nordwestlich von Pignerol – und nimmt den Gefangenen mit.

Eines Nachts setzt sich eine Kompanie Bewaffneter in Bewegung und



Das Abnehmen der Maske ist dem Gefangenen verboten. Sonst aber erhält er viele Vergünstigungen: darf musizieren, sich Bücher zur Lektüre wünschen und draußen spazieren – doch nie mit unbedecktem Gesicht

eskortiert den in einer Sänfte untergebrachten Langzeithäftling in ein abgeschiedenes Gebirgstal.

Dort herrschen die gleichen strengen Sicherheitsvorschriften wie zuvor. Wer die Zelle betreten will, muss zunächst eine Drehtür, dann zwei normale Türen passieren. Außer Saint-Mars darf dem Unbekannten nur noch ein weiterer Offizier wortlos das Essen bringen, und selbst der Pfarrer muss die Messe für den

Gefangenen hinter einer speziellen Trennwand lesen.

Weitere fünfeinhalb Jahre später, der Abgeschiedenheit und harschen Winter überdrüssig, lässt sich Saint-Mars wieder versetzen. Ziel ist die Insel Sainte-Marguerite an der Mittelmeerküste, wo Arbeiter erneut ein Hochsicherheitsgefängnis errichten.

Zwölf Tage lang zieht der Tross von Exiles aus durch das Land und führt den Häftling mit sich – der zum ers-



In der französischen Alpenfestung Exiles wird der unbekannte Mann mit der Maske fast sechs Jahre lang gefangen gehalten, ehe man ihn auf eine Mittelmeerinsel verlegt. Später wird die Pariser Bastille der letzte Kerker des Häftlings sein

ten Mal eine Maske aus Stahl trägt. Wie die genau aussieht, ist unklar. Möglich, dass es lediglich ein umfunktionierter alter Helm ist.

Transportiert wird der Unbekannte in einem Sedanstuhl, einem kastenartigen und mit Wachstuch überzogenen Konstrukt, getragen von mehreren eigens aus Turin bestellten und nur Italienisch sprechenden Männern. Kein Wort könnten sie verstehen, selbst wenn der Gefangene zu ihnen sprechen würde.

Die Reise verläuft zur Zufriedenheit von Saint-Mars – obwohl der Häftling unter Maske und Wachstuch beinahe erstickt.

Auf Sainte-Marguerite ist der Gefangene in einem etwa 30 Quadratmeter großen Raum untergebracht, mit Blick auf die Bucht von Cannes. Weitere elf Jahre bleibt er hier eingekerkert. Zweimal pro Woche werden sein Tischzeug, seine Kleidung und die übrige Wäsche gewechselt und dabei auf geheime Botschaften überprüft. Täglich kontrollieren Wachleute das Zimmer und durchsuchen dabei auch den Gefangenen.

Und doch muten die Haftbedingungen seltsam an: Der Unbekannte erhält stets gute Kleidung und Bücher;

sein Essen wird ihm auf silbernem Geschirr serviert. Offenbar ist es ihm zudem gestattet, hinter einer Gesichtsmaske verborgen über die Insel zu spazieren.

Auch behandeln Gouverneur und Offiziere ihren Insassen mit ausgewiesinem Respekt, ziehen in seinem Zimmer die Hüte und nehmen erst Platz, wenn ihr Gegenüber sie darum bittet. Nicht selten essen sie auch mit dem Gefangenen.

Von dessen Aussehen berichtet ein Augenzeuge, es handele sich um einen großen Mann mittleren Alters mit heller Gesichtsfarbe, dicklichen Beinen und weißen Haaren.

1698 wird Saint-Mars zum Kommandanten der Bastille befördert – und nimmt seinen Gefangenen auch diesmal mit. Mehrere Wochen dauert die weite Reise nach Paris, die der Häftling in einer Sänfte zurücklegt, nun eine Maske aus schwarzem Samt vor dem Gesicht.

Die Bastille wird die letzte Station des Mannes. Noch fünf Jahre lebt er im Kerker eines Turmes, den er nur zum Besuch der Messe verlassen darf. Schweigend und maskiert überquert er dafür den Hof der Festung, vorbei an den Soldaten, die Befehl zum

Schießen haben, sollte der Häftling zu sprechen beginnen.

Selbst der Gefängnisarzt sieht nie das unverhüllte Gesicht des Insassen. „Er war wunderbar gewachsen“, beschreibt ihn der Arzt später. „Seine Haut war etwas braun; er interessierte schon durch den Ton seiner Stimme, beklagte sich nie über seinen Zustand und ließ nicht durchblicken, wer er sein könnte.“

Am 19. November 1703 stirbt der Mann mit der Maske nach 34-jähriger Haft und wird auf dem Friedhof der Pfarrkirche Saint-Paul beigesetzt. Mit Chemikalien im Sarg, heißt es, die den Körper zügig zersetzen sollen – eine wohl überflüssige Anweisung: Jahre später wird erzählt, der Totengräber habe auf Drängen Unbekannter das Grab am Tag nach der Bestattung geöffnet und anstelle des Kopfes nur einen Stein vorgefunden.

Unterdessen sind Handwerker und Gefängnispersonal in der Bastille damit beschäftigt, alle Spuren des Toten zu beseitigen. Aus Furcht vor heimlich hinterlassenen Botschaften klopfen sie die Fliesen aus dem Boden und ersetzen sie durch neue, legen die Wände frei, schlagen Bett, Stühle und Tisch in Stücke und schmelzen das Zinggeschirr ein.

Nichts lässt der Mann mit der Maske zurück. Außer den 77-jährigen, inzwischen tauben Kommandanten Saint-Mars. Und ein ungelöstes Rätsel: Wer ist er gewesen?

In Dutzenden Theorien ist seither versucht worden, das Geheimnis zu klären. Eine der beliebtesten verbreitet sich rasch nach dem vermeintlichen Fund in der Bastille: Die Knochen seien die Überreste von Nicolas Fouquet, dem Oberaufseher für Finanzen.

Im Jahr 1661 wird Fouquet festgenommen. Der Vorwurf: Unterschlagung von Staatsgeldern und Verschwörung (siehe Seite 36). Fouquet, 46 Jahre alt, ist ein charmantes Finanzgenie, das mit spielerischer Leichtigkeit selbst die größten Herausforderungen meistert.

Fouquet ist nicht korrumpter als sein Umfeld, unterstützt großzügig zahlreiche Künstler wie den Schriftsteller Molière und investiert seinen Reichtum in ein prächtiges Schloss – ein kultivierter Aristokrat, von dem es später heißen wird, er habe den Louis-quatorze-Stil erfunden, lange bevor Ludwig XIV. überhaupt so etwas wie Stil besaß.

Gerade das aber wird sein Verhängnis, denn Fouquets Beliebtheit und Können wecken Ludwigs maßlose Eitelkeit und Neid – ebenso wie den des Ersten Ministers Mazarin. Noch auf seinem Sterbebett rät Mazarin dem jungen König, er solle sich Fouquets entledigen.

Ludwig befolgt den Rat. Drei Jahre verbringt der Minister in Haft; in dieser Zeit lässt der König Fouquets Besitz nach Versailles schaffen: Gemälde, Teppiche, Porzellan, 1000 Orangenbäume sowie 13 000 Bücher.

Im Dezember 1664 fällt ein Tribunal anhand der (überwiegend gefälschten) Beweise sein Urteil – aber nicht im Sinne des Monarchen. Statt Hinrichtung lautet der Richterspruch: Verbannung.

Der König tobt – und wandelt die Strafe in lebenslange Haft um. Fouquet verbringt die Gefangenschaft in der Festung Pignerol, bewacht von Saint-Mars, dessen Laufbahn als Kerkermeister hier beginnt.

Nach mehr als 15-jähriger Haft soll Fouquet offenbar begnadigt und entlassen werden. Kurz davor stirbt er. An einem Schlaganfall, schreibt die „Gazette“ vom 6. April 1680. An Gift, werden andere später vermuten.

Im 19. Jahrhundert verbreiten sich Spekulationen, der Tod könnte auch vorgetäuscht gewesen sein. Nicht undenkbar: Bei einer Inventarisierung der Särge in der Gruft der Familie Fouquet stellt sich 1836 heraus, dass es dort nie einen Sarg für den Oberfinanzverwalter gegeben hat, obwohl seine Beisetzung im Totenregister der Kirche verzeichnet ist.

Sollte Ludwig XIV. so hasserfüllt gewesen sein, Fouquet nicht nur hinter Mauern, sondern – nach Verkündung seines angeblichen Todes – bis

zum Rest seines Lebens hinter eine Maske verbannt zu haben? War es nie die Absicht des Königs, ihn zu begnadigen?

Der respektvolle Umgang des Gefängnisdirektors mit seinem Häftling sowie die dicklichen Beine des Unbekannten, die der Augenzeuge einst auf Sainte-Maguerite sah, könnten dafür sprechen, dass es sich bei dem Gefangenen um Fouquet handelte.

Doch der wäre bei seinem Tod 1703 in der Bastille fast 90 Jahre alt gewesen; von einem Greis spricht aber keiner der Zeugen. Muss es daher nicht ein jüngerer Mann gewesen sein? Einer wie Ercole Antonio Matthioli?

GEBOREN WIRD Matthioli 1640 in Bologna – ein ehrgeiziger Rechtswissenschaftler, den der Herzog von Mantua zu seinem Staatssekretär macht.



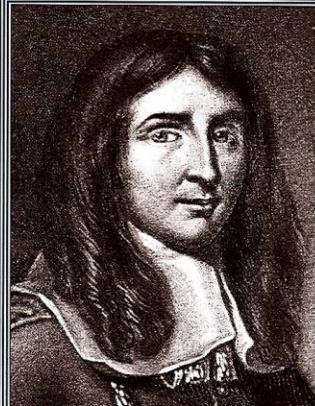
1703 stirbt der Gefangene in der Bastille. Handwerker beseitigen sämtliche Spuren, ersetzen die Bodenfliesen und zerschlagen alle Möbel. Die Identität des Mannes mit der Maske soll geheim bleiben – auch nach dessen Tod



NICOLAS FOUCET
Wer war der Häftling? Finanzminister Fouquet, der 1661 Ludwigs Zorn auf sich zog und im Gefängnis verschwand?



ERCOLE ANTONIO MATTIOLI
Der italienische Diplomat bla-mierte Ludwig XIV. außenpolitisch.
1679 wurde er eingesperrt



RICHARD CROMWELL
Angeblich stand der Sohn des früheren englischen Diktators einem Frieden Frankreichs mit England im Weg

Als der Herzog stirbt, erbт sein erst 13-jähriger Sohn den Titel und erweist sich bald als verschwendungsüchtiger Prasser.

Da Frankreich an einer strategisch günstig gelegenen Festung des jungen Herzogs in Norditalien interessiert ist, nehmen die Franzosen 1677 Kontakt zu Mattioli auf. Der Staatssekretär soll einen Verkauf anbahnen. Mattioli arrangiert ein Treffen mit dem unter heftiger Geldnot leidenden Herzog, der dem Kaufpreis schließlich zustimmt.

Als Dank erhält Mattioli von Ludwig XIV. persönlich eine beachtliche Summe Geld und einen Diamanten. Doch dann verrät er aus nie geklärten Gründen den Plan an die Regentin von Savoyen (deren Reich durch das Vorhaben der Franzosen besonders bedroht ist) sowie an die Venezianer und an die Spanier. Unruhe über die Expansionspläne der Franzosen verbreitet sich unter Europas Herrscherhäusern. Der Verkauf scheitert, der Sonnenkönig ist blamiert.

Im April 1679 ordnet Ludwig XIV. an, „dass niemand wissen soll, was aus diesem Manne wird“. Mattioli wird von den Franzosen entführt,

nach Pignerol gebracht und nie mehr freigelassen.

Ist er der unbekannte Gefangene? Aber weshalb müsste ein Mann sein Gesicht verbergen, den niemand kennt, für den sich nicht einmal die eigenen Landsleute einsetzen?

Und waren zum Transport des Unbekannten von Exiles nach Sainte-Marguerite nicht eigens Träger aus Turin beordert worden, Männer, die ausschließlich Italienisch sprachen, damit sie sich mit dem Gefangenen gerade nicht unterhalten konnten?

VIELLEICHT WAR der Mann mit der Maske ja doch Richard Cromwell, der Sohn der englischen Diktators Oliver Cromwell, der nach dem Tod seines Vaters Asyl in Frankreich gefunden hatte – und den Ludwig angeblich verschwinden ließ, um dem König von England, mit dem er ein Bündnis anstrebe, einen Gefallen zu tun.

Oder es war der Herzog von Beaufort, Anführer mehrerer Aufstände, dem der König offiziell verzicht, aber stets die Beliebtheit neidete. Ein bekannter Held, dem die Menschen zujubelten, wo immer er aufrat. Der, der, um nicht erkannt zu werden, eine

Maske hätte tragen müssen und der nach einer Schlacht 1669 auf Kreta nie wieder gesehen wurde.

MÖGLICHERWEISE hat es sich aber auch so zugetragen, wie es der Philosoph Voltaire durch Andeutungen nahelegt, die eine schier unglaubliche Geschichte ergeben.

Deren wahrer Kern: Im Jahre 1637 ist Ludwig XIII., der spätere Vater Ludwigs XIV., bereits seit 22 Jahren mit der Habsburgerin Anna verheiratet, ohne einen Nachfolger gezeugt zu haben. Gefühle hat der König für seine spanische Gemahlin wohl nie empfunden, ohnehin fürchtet er die Frauen mehr, als er sie liebt.

Er ist ein prüder Spätentwickler, der mit 14 Jahren seine Frau geheiratet und nur die Hochzeitsnacht mit ihr verbracht hat. So widerwillig ist ihm offenbar jeder Körperkontakt zu Anna, dass er vier Jahre später weinend in ihr Bett getragen werden muss. Einen Thronerben hat auch dieses Treffen nicht zur Folge.

Am 5. Dezember 1637 nun wird der König in Paris von einem Sturm überrascht und kann die Stadt nicht mehr verlassen. Da aber sein Bett, sei-



HERZOG VON BEAUFORT

Seit seiner Beteiligung an einem Aufstand gegen den König war der Aristokrat ein Volksheld. 1669 verschwand er

ne Küche, sein Essen bereits – wie damals üblich – an den Ort gebracht worden sind, an dem man den Regenten für die Nacht erwartet, und sich das einzige königliche Bett im Zimmer seiner Gemahlin befindet, wird Ludwig von seinem Hauptmann überredet, ein weiteres Mal mit seiner Frau das Lager zu teilen. Neun Monate später bringt die Königin ein Kind zur Welt: Ludwig. So weit die historischen, nachprüfbaren Fakten.

Doch der Herausgeber von Voltaires Werk „Questions sur L'Encyclopédie“ (von dem manche behaupten, es sei der Philosoph selbst gewesen) vermischt sie in einer editorischen Anmerkung mit Mutmaßungen zu einer fantastischen Geschichte:

Die Königin habe geglaubt, unfruchtbare zu sein, sich einen Liebhaber genommen – und sei schwanger geworden. Schließlich habe sie einen Sohn zur Welt gebracht, der fern des Palastes großgezogen wurde. Im Wissen, dass die Königin doch Nachfol-

Literaturtipps: John Noone, „Der Mann hinter der eisernen Maske“, Magnus Verlag; untersucht die zahlreichen Theorien um den Maskierten und zeichnet dabei ein eindrucksvolles Gesellschaftsbild der Epoche des Sonnenkönigs.

EIN BOURBONEN-PRINZ

Oder hatte Ludwig XIV. einen Zwillingssbruder – und wollte diesen um jeden Preis von der Macht fernhalten?

ger zeugen kann, hätten ihre engsten Vertrauten eine weitere Nacht mit ihrem Gemahl arrangiert, aus der dann Ludwig XIV. hervorgegangen sei.

Erst nach 1660 habe Ludwig von seinem älteren Bruder erfahren – den er aus Sorge, er könnte ihm den Thron eines Tages streitig machen, ausfindig machen und hinter einer Maske zeitlebens wegsperrn ließ.

Voltaire spitzt die Geschichte noch weiter zu – und deutet an, der Mann mit der Maske sei ein Zwilling Ludwigs XIV. gewesen. Denn ein Gesicht, das verborgen wird, muss allgemein bekannt sein. Und welches Antlitz ist berühmter als das des Königs?

Könnte es vielleicht so gewesen sein: Zunächst gebiert die Königin ein Kind, den späteren Monarchen Ludwig XIV. Einige Stunden später jedoch wird der König erneut ins Zimmer seiner Gemahlin gerufen, in dem sich außer ihm nur die Hebamme, die Königin und ein unbekannter Adeliger befinden – und sieht einen zweiten Sohn. Einen Zwilling, wenige Stunden später zur Welt gekommen.

Das identische Aussehen, fürchtet Richelieu, der mächtige Erste Minister, werde zu Thronstreitigkeiten und

Bürgerkrieg führen. Und rät dem König, die Existenz des zweiten Kindes auf ewig geheim zu halten...

Alein: Voltaire spricht von einem Maskenmann „von ungewöhnlicher Größe“. Nur trug sein verhasster Monarch Schuhe mit zehn Zentimeter hohen Absätzen, Perücke und Hut. Ohne die maß Ludwig XIV. lediglich etwa 1,60 Meter.

Und doch inspirieren Voltaires Veröffentlichungen fortan auch andere Schriftsteller. Etwa Alexandre Dumas, der in einem seiner Musketier-Bücher die These der Zwillingssbrüder populär macht.

Bei in die neueste Zeit suchen Amateuraufsucher nach Beweisen für den toten Bourbonen-Prinzen. So stieß 1977 Graf Michel de Lacour bei Umbauarbeiten an seinem alten Turm in Cannes auf eine unterirdische Kammer. Darin lagen ein unvollständiges Skelett mit Totenkopf sowie etwas Spitze und schwarzer Samt. Ein Schneider rekonstruierte daraus eine eigentümliche Kapuze, wie sie der Mann mit der Maske auf einem angeblich aus der Zeit Ludwigs XIV. stammenden Ölgemälde im Besitz des Grafen trägt.

Der Adelige ließ daraufhin den Totenschädel mit einer Wachsnachbildung vom Kopf des Sonnenkönigs vergleichen. Wissenschaftler stellten fest, dass beide Köpfe die von einem einzigen Zwillingen sein könnten. Doch eine schlüssige Erklärung, wie der Häftling in die Kammer gelangt sein könnte und wer 1703 in der Bastille starb, gibt es nicht.

Die Identität des geheimnisvollen Gefangenen wird wohl niemals zweifelsfrei enthüllt werden. Doch der Mythos wird auch in Zukunft populär bleiben, vor allem in seiner finsternsten Variante. Denn die deutet auf Ludwigs dunkle Seite – eines Monarchen, der möglicherweise so skrupellos war, dass er selbst den eigenen Zwillingssbruder lebenslang hinter einer eiserne Maske zwang. □

Markus Wolff, 39, vermutet hinter dem Mann mit der Maske einen adeligen Verschwörer gegen Ludwig XIV. Beweise bleibt der GEO-Special-Redakteur jedoch leider schuldig.

1700-1715 ÜBERDEHNUNG



EINKRIEG



Der Krieg um Spaniens Krone wird zu Lande und zu Wasser ausgefochten. Hier fährt eine überlegene englisch-niederländische Flotte im April



Schon seit seiner Hochzeit mit einer spanischen Prinzessin träumt der Sonnenkönig von der Vereinigung Frankreichs mit dem südwestlichen Nachbarn, der ein gewaltiges Kolonialreich in Lateinamerika besitzt. Als Spaniens Monarch im Jahre 1700 kinderlos stirbt, lässt Ludwig XIV. seinen Enkel den Thron in Madrid besteigen – und provoziert so die Bildung einer Kriegskoalition gegen sich

VON RALF BERHORST

Z U V I E L



E

in neues Jahrhundert dämmert heran – und verspricht Ludwig XIV., dem ruhmstüchtigen Monarchen, die größte *gloire* seines langen Lebens. 62 Jahre alt ist der König im Herbst 1700, seit 57 Jahren sitzt er auf dem Thron. Kein Herrscher Europas kann sich mit ihm an Erfahrung messen, an Glanz, Reichtum, militärischer Macht.

Doch all das reicht Ludwig nicht.

Und so lässt sich der alternde König in jenem Herbst auf ein gewagtes politisches Spiel ein. Ein Spiel, das Europas Grenzen sprengt, mächtige Armeen und gewaltige Flotten in Bewegung setzt und mehr als einer Million Soldaten das Leben kostet. Und das schließlich Frankreich und seinen Monarchen an den Rand des Abgrunds drängen wird.

Ludwig träumt von der Vereinigung Frankreichs mit Spanien und dessen Kolonien in Amerika. Ein Imperium will er für seine Dynastie sichern: ein Reich vom Elsass bis nach Gibraltar, von der Hudson Bay bis zum Río de la Plata. Ein Reich mit den Metropolen Paris und Madrid und dem Silber Lateinamerikas unter dem Zepter der Bourbonen.

Denn am 1. November 1700 stirbt in Madrid Karl II., der letzte spanische König aus der Habsburgerdynastie, ohne einen Nachfahren. Sofort erhebt Ludwig XIV. für seine Familie Anspruch auf die Krone des Nachbarlandes.

Denn der Bourbonenmonarch hat 40 Jahre zuvor eine Schwester Karls II. geheiratet, die 1683 verstorbene Maria Theresia, und mit ihr einen Sohn gezeugt. Zwar verzichtete Maria Theresia auf ihren Thronanspruch in einem Vertrag, der zwischen beiden Königshäusern geschlossen wurde. Doch daran war eine Mitgift von 500 000 Goldmünzen gebunden – die nie gezahlt wurde.

Ludwig erklärt die Bestimmung daher für ungültig – und sieht in seinem 17-jährigen Enkel Philipp, dem Sohn seines Kindes mit Maria Theresia, den legitimen Erben der spanischen Krone.

Doch noch ein weiterer Monarch macht Rechte auf das spanische Imperium geltend: Leopold I. in Wien, der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und Ludwigs Erzfeind. Der Herrscher aus der österreichischen Linie der Habsburger war einst mit einer Schwester Karls II. vermählt (ist zudem selbst ein Enkel eines früheren spanischen Königs) und sieht seinen Sohn als einzig staatthaften Nachfolger Karls II.

Seit Jahren wussten alle Regierungen in Europa, dass Karl II. kinderlos bleiben würde – und die ungelöste Frage der spanischen Erbfolge zum Krieg auf dem Kontinent führen könnte.

Denn der Streitfall droht das in Verträgen mühsam ausgehandelte Gleichgewicht der Kräfte zu zerstören: Verbleibt sich Ludwig Spanien ein, wird Frankreich zur Supermacht – unerträglich aus Sicht des Kaisers in Wien, aber auch der Republik Niederlande und Englands.

Fällt Madrid dagegen zusammen mit den Spanischen Niederlanden an die Österreicher, wird sich Frankreich noch mehr als bisher im Norden, Osten und Süden von Herrschern bedrängt fühlen, die allesamt aus dem Hause Habsburg stammen. In beiden Fällen scheint ein Krieg fast unvermeidlich.

Kurz vor seinem Tod hatte Karl II. testamentarisch eine Regelung verfügt, die den Konflikt noch abwenden sollte. Zwar möge ihm Ludwigs Enkel auf den Thron folgen. Doch der Monarch macht eine gewichtige Einschränkung: Spaniens Territorium solle nicht mit dem Frankreichs vereinigt und beide Länder niemals vom selben König regiert werden.

Ignoriere Frankreich diese Bestimmung, falle das spanische Erbe an die Gegenpartei, den Sohn Kaiser Leopolds I.

AM 9. NOVEMBER 1700 werden in Schloss Fontainebleau, wo sich Ludwig zur Jagd aufhält, die Nachricht vom Tod Karls II. sowie der Inhalt seines Testaments bekannt. Sofort sagt der König die geplante Hatz ab und ruft für den Nachmittag seine Minister zur Beratung zusammen. Er bittet die Anwesenden um ihre Meinung. Der Außenminister warnt davor, das spanische Testament anzunehmen, der Kanzler rät zu. Ludwig selbst äußert sich nicht.

Doch sein Entschluss steht wohl schon fest. Er sieht eine Gelegenheit gekommen, auf die er schon seit Jahrzehnten wartet: Endlich kann er Frankreich durch die Übernahme Spaniens aus der Umklammerung durch habsburgische Monarchen befreien – und zur dominierenden Macht machen.

Frankreichs Handelschiffe könnten dann die Häfen des spanischen Kolonialimperiums anlaufen, es hätte Zugriff auf die Silberminen in Peru und Mexiko.

Ludwig erscheinen die Ereignisse als göttliche Fügung. Mag sich der Kaiser ruhig mit England und der Niederländischen Republik verbünden: Der sich allmächtig fühlende Sonnenkönig ist bereit, gegen sie in den Krieg zu ziehen.

Er beendet die Sitzung, ohne eine Entscheidung zu verkünden. Doch eine Woche später macht er vor allen Höflingen seine Absichten deutlich: Beim morgendlichen *lever* weist er auf seinen Enkel: „Meine Herren, das ist der König von Spanien! Die Geburt verpflichtet ihn



PHILIPP V.

Der Enkel Ludwigs XIV. ist nur eine Figur im Machtspiel seines Großvaters. Ludwig proklamiert den 17-Jährigen zum König von Spanien – und schärft ihm ein, wie die Interessen Frankreichs zu vergessen

LEOPOLD I.

Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches regiert 47 Jahre lang – und muss dreimal gegen Ludwig XIV. Krieg führen, der Frankreich auf Kosten der Habsburger als europäische Vormacht etablieren will

zu dieser Krone, ebenso der verstorbene König durch sein Testament. So wollte es das Gesetz des Himmels.“

An den 17-Jährigen gewendet, fügt er hinzu: „Seien Sie ein guter Spanier, das ist jetzt Ihre wichtigste Pflicht; aber erinnern Sie sich stets, dass Sie als Franzose geboren sind, um die Einheit der beiden Nationen aufrechtzuerhalten.“

Die Formulierung ist bewusst gewählt – und jeder im Raum weiß, was sie bedeutet. Mit der Rede von der „Einheit der beiden Nationen“ setzt sich Ludwig über jene Testamentsklausel hinweg, nach der Frankreich und Spanien getrennt voneinander zu regieren sind.

Eine Provokation – der Ludwig rasch Taten folgen lässt: Anfang Dezember 1700 schickt er seinen Enkel nach Madrid, wo dieser als Philipp V. den spanischen Thron besteigt (wie es das Testament Karls II. ja auch vorgesehen hat).

In Spanien wird der junge Monarch freundlich empfangen – garantiert seine Inthronisierung doch, dass das Imperium nicht zerrissen und zwischen Europas Großmächten aufgeteilt wird.

Doch Ludwig besetzt schon kurz darauf von Versailles aus hohe Posten der spanischen Regierung mit Franzosen, entsendet Truppen nach Italien zum Schutz Mailands (das zum spanischen Imperium gehört), okkupiert die Häfen der Spanischen Niederlande und schickt Fregatten nach Florida und zu anderen spanischen Kolonien in Amerika.

Am 1. Februar 1701 lässt er das Pariser Parlament zudem ein Edikt registrieren, wonach sein Enkel mit der Übernahme der spanischen Krone keineswegs seinen Erbanspruch auf Frankreichs Thron preisgibt. Eine spätere Vereinigung beider Länder unter einem Monarchen ist damit möglich.

Das bedeutet Krieg.

Kaiser Leopold I. schließt am 7. September 1701 eine Allianz mit England und den Niederlanden. Ludwig fordert dieses neue Bündnis sofort heraus: Als neun Tage später Jakob II. (der 1688 von den Parlamentariern von seinem Thron verjagte katholische Monarch Englands) im französischen Exil stirbt, ruft der Sonnenkönig Jakobs Sohn, der ebenfalls in Frankreich lebt, zum neuen englischen König aus.

Doch auf dem Thron in London sitzt bereits seit Jahren Wilhelm III. von Oranien, den die neu gewählten Parlamentarier nach der Flucht Jakobs II. zum Souverän erklärt hatten. Der Calvinist ist zugleich Stadthalter der Republik Niederlande und seitdem Holländische Krieg Ludwigs gefährlichster Gegner.

Am 15. Mai 1702 erklären die Verbündeten Frankreich den Krieg. Die europäischen Mächte beginnen damit einen Konflikt, wie ihn das Zeitalter noch nicht kannte. Denn die Fronten verlaufen zu Wasser und zu Lande – und auf vier Kontinenten. Es geht nicht nur um die Vormacht in Europa, sondern auch um Kolonialreiche, Handelswege, Seehäfen und Bodenschätze in Übersee.

Anfangs scheint das Kräfteverhältnis für Frankreich zu sprechen. Ludwig hat in den vergangenen vier Jahrzehnten Europas größten Militärapparat geschaffen: Bei Kriegsausbruch gebietet er über ein Heer von 220 000 Mann. Hinzu kommen später ähnlich viele Soldaten, die aus der Miliz rekrutiert werden. Werber des Königs pressen Untertanen im ganzen Land zum Kriegsdienst – notfalls zwingen sie Bettler, Landstreicher und Gefangene zum Militärdienst oder entführen junge Männer.

Ludwigs Soldaten sind zudem mit modernen Steinschlossgewehren ausgerüstet, die sich rascher nachladen lassen als die Musketen – und mit dem neu entwickelten Seiten-Bajonett zur furchterlichen Nahkampfwaffe werden.

Nur zu Wasser ist Frankreich den Seemächten England und Niederlande an Tonnage und Feuerkraft unterlegen.

Dieser Streit macht von insgesamt weit mehr als 250 000 Mann (Ludwig kann noch Savoyen, Portugal, Bayern und das Erzbistum Köln als Verbündete gewinnen) stehen rund 200 000 Kämpfer gegenüber: 90 000 Soldaten Kaiser Leopolds I., 60 000 Niederländer, 40 000 Mann eines britischen Korps und kleinere Einheiten deutscher Fürsten.

DIE KÄMPFE beginnen noch vor der Kriegserklärung in Norditalien, wo im Sommer 1701 französische und kaiserliche Armeen aufeinandertreffen (und die Franzosen Gebiete verlieren). Im Jahr darauf kommt es auf mehreren Schauspielen zugleich zu Gefechten: In Nord-



italien greifen die Franzosen erneut an und können Territorien zurückgewinnen. In Flandern errichten Ludwigs Truppen eine Verteidigungslinie aus Gräben, Wällen und Flussläufen und sichern sie mit Kanonen und Soldaten. Und am Rhein dringt Frankreichs Heer auf deutsches Reichsgebiet vor, besetzt im Oktober 1702 im Schwarzwald eine Armee Leopolds I. und zieht im Verlauf des Jahres 1703 weiter nach Osten.

1704 beginnen Ludwigs Soldaten sogar gegen Wien zu marschieren. Doch nun treffen seine Generäle auf einen genialen Heerführer: John Churchill, den Herzog von Marlborough. Ihm gelingt es im Sommer, mit einem Teil des britischen Korps nach Süden zu marschieren und seine Streitmacht mit den kaiserlichen Truppen zu vereinen.

Am 13. August 1704 nehmen die feindlichen Heere nördlich von Augsburg Aufstellung zur Schlacht. Jede Partei verfügt über etwa 55 000 Soldaten; die





miteinander verbündeten Franzosen und Bayern haben mehr Kanonen, aber weniger Kavalleristen als der Gegner.

Marlborough siegt dank seiner beweglichen und überraschenden Truppenführung: Er beginnt mit Angriffen auf die Flügel der Feinde und lenkt sie so vom Zentrum ab. Gedeckt durch Artilleriefeuer, kann er die in der Mitte geschwächte Schlachtlinie der Franzosen dann mit seinen Reitern durchbrechen.

Jeder Vierte der französischen und bayerischen Soldaten stirbt oder wird verwundet (die Allianz verliert 12 000 Kämpfer). 14 000 Franzosen und Bayern geraten in Gefangenschaft.

Erstmals seit mehr als 50 Jahren haben Frankreichs Heerführer eine große Feldschlacht verloren – und damit auch ihren Nimbus der Unbesiegbarkeit.

Als Ludwig davon erfährt, gibt er sich erstaunlich gefasst. Doch innerlich muss ihn diese Wendung erschüttern – zumal ein niederländisch-englisches Geschwader wenige Wochen zuvor Gibraltar an der Südspitze Spaniens erobert hat. Die Alliierten kontrollieren damit das Mittelmeer und den Zugang zum Atlantik.

Der Krieg droht sich zu einem Desaster für Ludwig zu entwickeln. Er verliert die Initiative auf fast allen Kriegsfeldern. Zudem lodern in Frankreich Aufstände gegen seine intolerante Religionspolitik: Protestanten, denen es seit 1685 verboten ist, ihren Glauben auszuüben, erheben sich gegen die Regierung. Um die Revolten niederzuschlagen, muss Ludwig Zehntausende Soldaten von den Schlachtfeldern abziehen.

An allen Fronten des Krieges sind seine Truppen jetzt in der Defensive: In Süddeutschland ziehen sich die Reste seiner bei Augsburg geschlagenen Armee auf die Westseite des Rheins zurück. Im November 1704 scheidet Bayern aus dem Krieg aus (zuvor haben sich bereits Portugal und Savoyen abgesetzt). 1705 landet Karl III., Habsburgs Anwärter auf

Auch die Schlacht von Malplaquet in Flandern am 11. September 1709 – mit 32 000 Toten und Verletzten das blutigste Gefecht des Spanischen Erbfolgekrieges – beendet den Konflikt nicht. Zwar haben bereits im Jahr zuvor Friedensverhandlungen begonnen. Doch erst 1714 enden die Kämpfe

den spanischen Thron, mit Truppen in Katalonien und nimmt seinem Kontrahenten Philipp V. die spanische Mittelmeerküste ab. Und in Flandern sprengt Marlborough den Verteidigungsgürtel französischer Festungen; etliche Städte fallen in seine Hand.

In den folgenden drei Jahren wechselt das Kriegsglück immer wieder, doch 1708 gelingt es den Alliierten, Lille einzuschließen, eine der größten Bastionen in dem Festungssystem, das Paris vor Angreifern aus dem Norden schützen soll. 76 Tage lang belagern sie die Stadt. Am 22. Oktober 1708 kapitulieren die ausgehungerten Verteidiger Lilles.

Der Sonnenkönig steht am Abgrund. Frankreich war nur auf einen Krieg von zwei oder drei Jahren vorbereitet – inzwischen dauern die Kämpfe schon sechs Jahre an, und Ludwig kann seine Soldaten nicht mehr bezahlen.

Bereits vor Kriegsbeginn lastete auf dem Etat ein jährliches Defizit von fast 73 Millionen Livres – vor allem, weil die Ausgaben für das Militär stark angestiegen waren. Ludwigs Generalkontrolleur der Finanzen erhöhte daraufhin die direkten Steuern um 15 Prozent. Er führte eine Kopfsteuer ein, verlangte unter anderem eine Abgabe auf Spielkarten, hob den Salzpreis an, schaffte Ämter und Titel ab, um sie neu einzuführen und zu verkaufen.

Die Krone gerät mehr und mehr in die Abhängigkeit von Geldverleihern. Selbst in Feindesland bittet Ludwig um Geld, schickt seinen Außenminister in die Niederlande, um bei Bankhäusern neue Kredite aufzutreiben – vergebens.

Der Sonnenkönig lässt sich sogar dazu herab, seinen wichtigsten Geldgeber, den Bankier Samuel Bernard, im Schloss Marly zu empfangen – einen bürgerlichen, noch dazu ehemals protestantischen (inzwischen aber zum Katholizismus übergetretenen) Finanzmann.

Der Monarch umschmeichelt seinen Gast mit Freundlichkeiten, führt ihn selbst durch die Parkanlagen. Bernard, von so viel Aufmerksamkeit beeindruckt, gewährt einen weiteren Kredit von 900 000 Livres. Kurz darauf ist er pleite.

Frankreich droht unter der Last der Schulden zu kollabieren. 1708 steht das Land vor dem Staatsbankrott, zumal auch die Steuereinnahmen deutlich gesunken sind. Nur Silberlieferungen aus der spanischen Kolonie Peru retten das Land vor dem Konkurs.

Noch dazu ist der Winter 1708/1709 der stärkste seit Menschengedenken. In Versailles gefriert der Tischwein, Likörflaschen explodieren in den Regalen; in Paris vereist die Seine.

Auf den Feldern geht das Saatgut ein; Obstbäume, Olivenhaine und Weinstöcke verkommen. Weil die Bauern ihr Getreide zurückhalten, steigen die Brotpreise. Zehntausende sterben allein im Januar 1709 an Hunger und Kälte.

Deshalb ist Ludwig nun zum Frieden bereit – und zu großen Zugeständnissen. In den Niederlanden beginnen erste Verhandlungen. Zentrale Forderung der Alliierten: Philipp V. soll auf den spanischen Thron verzichten. Weigert er sich, soll Ludwig ihm den Krieg erklären und an der Seite der Allianz gegen den eigenen Enkel in den Kampf ziehen.

An dieser demütigenden Bedingung scheitern die Unterhandlungen. Empört verfasst Ludwig am 12. Juni 1709 eine Entgegnung und lässt sie im ganzen Land veröffentlichen: „Obwohl meine Liebe für mein Volk nicht geringer ist als die Liebe für meine eigenen Kinder“, erklärt er, „obwohl ich alle Leiden teile, die der Krieg über die so getreuen Untertanen bringt, obwohl ich ganz Europa bewiesen habe, dass ich den Frieden für alle aufrichtig wünsche, habe ich mich davon überzeugt, dass die Franzosen selbst sich Bedingungen widersetzen, die zugleich gegen die Gerechtigkeit und gegen die Ehre des französischen Namens gerichtet sind.“

Die Deklaration löst eine Welle patriotischer Begeisterung aus. Waren zuvor an den Hauswänden in Paris Plakate gegen Ludwig XIV. zu sehen, wurden seine Standbilder nachts besudelt und Spottverse gegen ihn gedichtet, so gehen nun bei der staatlichen Münze Schmuck, Silberteller und Suppenschüsseln als Spenden ein. Ludwig schickt sein goldenes Tafelgeschirr zum Einschmelzen.

Neue Steuereinnahmen mindern ebenfalls das Defizit. So erhebt der Staat einen zusätzlichen Zehnten auf alle Ein-

künfte von Bürgerlichen und Adeligen; dadurch fließen pro Jahr etwa 25 Millionen Livres in die Staatskasse. Nur der Klerus ist davon ausgenommen, zahlt aber nun eine erhöhte jährliche Abgabe.

DIE ALLIIERTEN siegen derweil weiter, wenngleich unter hohen Verlusten – allein 1709 in der Schlacht bei Malplaquet, etwa 70 Kilometer südöstlich von Lille, verlieren sie rund 20 000 Soldaten.

Doch auch das bringt keine Entscheidung. Ein Konflikt solcher Größenordnung zwischen ebenbürtigen Gegnern wird nicht durch einzelne Schlachten, Belagerungen und Eroberungen gewonnen: Kriege sind zu dieser Zeit Abnutzungskriege. Strategisches Ziel ist es, länger als der Feind eine möglichst große Armee unter Waffen zu halten – bis Friedensverhandlungen beginnen.

Denn im Wettkampf der Diplomaten sind die Heere die Trümpfe, die es auszuspielen gilt. Und Frankreich mit seinen rund 19 Millionen Einwohnern



MARLBOROUGH

Durch geschickte taktische Manöver kann der Oberbefehlshaber der englischen Truppen die zahlenmäßige Überlegenheit der Franzosen ausgleichen und sie mehrmals empfindlich schlagen

WILHELM III.

Der Regierungschef der Niederlande und König von England ist der unerbittlichste Feind des Sonnenkönigs. Den Erfolg der Allianz, die er 1701 gegen Frankreich schmiedet, erlebt der Herrscher jedoch nicht mehr: Er stirbt bereits 1702

und seiner hoch entwickelten Wirtschaft sowie den Reichtümern aus den spanischen Kolonien ist noch immer eine Großmacht, die zwar in einzelnen Schlachten geschlagen, aber eben nicht vollkommen besiegt werden kann.

Und so verschanzen sich die Armeen beider Seiten in Flandern, am Rhein und in Norditalien und vermeiden größere Gefechte und damit Verluste. Doch in Spanien flammen die kriegerischen Auseinandersetzungen wieder auf.

Die Hauptlast tragen wie immer die Bewohner der umkämpften Regionen.

Denn der Krieg im Barockzeitalter soll sich selbst ernähren. Bei einer Armee von 25 000 Mann, wie sie die Alliierten 1710 in Madrid aufbieten, bedeutet das: Jeden Tag benötigt das Heer etwa 20 Tonnen Brot, fast 75 000 Liter Bier sowie für die Pferde und Ochsen rund 40 Tonnen Futter (das entspricht dem Ertrag von 60 Hektar Land).

Die Soldaten nehmen sich, was sie brauchen, zahlen von ihnen selbst festgelegte Preise oder rauben kurzerhand die Menschen aus, in deren Häuser sie einquartiert sind. Um die Truppen versorgen zu können, schlagen die Heerführer meist in besonders wohlhabenden Gegenden ihre Lager auf.

Verzweifelt versuchen die Menschen, den Soldaten zu entgehen, suchen etwa in Kirchen Schutz – oft geht den Armeen eine regelrechte Fluchtwelle voraus.

Und fallen den Bauern und Dorfbewohnern versprengte Kämpfer oder einzelne Deserteure in die Hände, vergelten sie brutal ihr Leid.

IM WINTER 1710 gelingt es den Franzosen auf der Iberischen Halbinsel, die Alliierten in die Region um Barcelona zurückzudrängen.

Auch außenpolitisch hat Ludwig nun Glück: Als im April 1711 Kaiser Joseph I. stirbt (der 1705 auf seinen Vater Leopold I. gefolgt war), wird dessen Bruder Karl Herrscher über das römisch-deutsche Kaiserreich; da er als Karl III. aber zugleich der habsburgische Anwärter auf den spanischen Thron ist, fürchtet die englische Regierung nun, der Österreicher könne das Reich und Spanien unter seiner Herrschaft vereinigen und damit zu mächtig werden.

Die Allianz gegen Frankreich bricht auseinander, und in Flandern erringen Ludwigs Truppen im Sommer 1712 mehrere Siege. Im April 1713 schließen daher erst England und die Niederlande Frieden mit Frankreich; 1714 beendet auch der Kaiser den Krieg gegen Ludwig.

Der Franzose hat eine komplette Niederlage abwenden können, es bleibt ihm aber nichts anderes übrig, als große Konzessionen zu machen: So muss er zustimmen, dass aus dem Besitz des spanischen Imperiums die Gebiete in den Niederlanden sowie Mailand, Mantua, Neapel und Sardinien an den Kaiser übergehen.

Zudem verliert Ludwig etliche nordamerikanische Besitzungen und die Antillen-Insel Saint-Christophe an England. Darüber hinaus muss Frankreich seinen Markt für fast sämtliche englischen Handelswaren öffnen.

Im Gegenzug darf Ludwig das Elsass behalten. Und Philipp V. bleibt spanischer König. Aber die Friedensverträge legen ausdrücklich fest, dass Spanien und Frankreich nie-mals vereinigt und von *einem* Herrscher regiert werden dürfen.

Ludwigs großer Traum ist damit gescheitert. Und der von ihm provozierte Krieg hat das Land ruiniert.

Die Untertanen warten nun sehnlichst auf ein Ende der ewigen Herrschaft ihres greisen Königs.

Versailles, Sommer 1715: Die Anstrengungen des Krieges hat Ludwig noch mit Selbstdisziplin, Haltung und eiserner Konstitution durchgestanden; lange Zeit wirkte er voller Tatendrang und gebieterisch wie immer.

Doch inzwischen ist der körperliche Verfall des 76-Jährigen für alle Höflinge unübersehbar. Ludwig leidet seit Jahren an Gicht, Verstopfung und Diabetes.

Die Atmosphäre um den Alten ist schon längerbeklemmend: 1711 hat Ludwigs einziger ehelicher Sohn die Pocken nicht überlebt. Ein Jahr später starb ein Enkel, der nächste Kandidat in der Thronfolge, vermutlich an Scharlach.

Ebenfalls 1712 erlag Ludwigs Urenkel im Alter von fünf Jahren den Masern; dessen zweijähriger Bruder wurde nun zum designierten Nachfolger.

Ludwigs Leibarzt, ein mit ihm gealterter Mediziner, erkennt die Symptome



von Ludwigs Zuckerkrankheit nicht und hält den Zustand des Königs für wenig beunruhigend.

Auf Anweisung seines Arztes verschlingt der König jeden Tag zu Beginn der Mahlzeiten besonders viel Obst – Maulbeeren, Melonen, überreife Feigen auf Eis – und verspeist zum Dessert abermals Früchte und viel Zuckerwerk.

Die vielen Suppen, die er mittags und abends zu sich nimmt, sind stark gewürzt und schwer verdaulich. Zwischen den Mahlzeiten nascht er von den Zimtplätzchen, die er für seine Hündinnen stets in der Tasche hat.

Bei Tisch trinkt er seit Jahren nur noch mit Wasser verdünnten Burgunder, tagsüber und vor dem Schlafengehen eisgekühltes Orangenblütengewässer.

Aus seiner Entourage wagt fast niemand ein Wort über die Hinfälligkeit des Königs zu verlieren. In London aber nehmen Buchmacher schon im Juni 1715 Wetten darauf an, ob der Sonnenkönig





Im August 1711 nehmen die kriegsmüden Engländer geheime Verhandlungen mit Ludwig XIV. auf. Doch erst mit dem Frieden von Baden, den die Gesandten Frankreichs (links) und des Heiligen Römischen Reiches am 7. September 1714 unterzeichnen, geht der Spanische Erbfolgekrieg endgültig zu Ende (zeitgenössisches Ölgemälde)

seinen nächsten Geburtstag Anfang September noch erleben wird.

Als Ludwig davon zufällig durch Berichte in niederländischen Zeitungen erfährt, versucht er vergebens, seine Betroffenheit zu überspielen.

Jeden Abend bettet ihn der Leibarzt, um die Schmerzen der Gicht zu mildern, in einem Berg aus Federkissen, sodass der König in der Nacht stark schwitzt. Am Morgen frottieren zwei Ärzte seinen schweißüberströmten Leib ab.

Beim Lever nimmt Ludwig zwei Tassen Tee zu sich. Nach dem Gebet gibt er die Tagesordnung bekannt, geht hinunter in die Schlosskapelle zur Morgenandacht und empfängt dann seine Minister. Mittags speist er allein, wenngleich umstanden von seinem Hofstaat, abends in großer Gesellschaft.

Auch das Sterben des Sonnenkönigs vollzieht sich in aller Öffentlichkeit.

Es ist seine letzte große Inszenierung.

AM 14. AUGUST 1715 klagt Ludwig über Schmerzen im Bein; er fühlt sich zu schwach, um zur Messe zu gehen, und lässt sich zum letzten Mal in die Schlosskapelle hinuntertragen.

Am Tag darauf ist er selbst für den Transport zu gebrechlich; ein Priester liest die Messe an seinem Bett. Auch das Mittag- und Abendessen nimmt er im Schlafgemach ein, die Höflinge schauen ihm dabei zu.

„Ich habe inmitten der Leute meines Hofes gelebt“, bemerkt er, „ich will unter ihnen sterben. Sie sind mir auf meinem ganzen Lebensweg gefolgt; es ist nur gerecht, dass sie mich auch enden sehen.“

Zwischendurch kleidet er sich an, empfängt für kurze Audienzen seinen Kanzler und einige Minister. Am frühen Abend lässt er sich in die Gemächer seiner Gattin Madame de Maintenon tragen und hört dort ein Kammerkonzert.

Doch am 20. August ist Ludwig XIV. zu krank, um sich anzukleiden oder sein



Nach dem Ende des Krieges verfällt der Körper des alten Sonnenkönigs. Ludwig, der sein Leben lang ein unmäßiger Esser war, leidet an Diabetes und an Gicht, kann zuletzt kaum mehr das Bett verlassen. Am 1. September 1715 stirbt er – vier Tage vor seinem 77. Geburtstag (Wachsrelief, um 1705)

mehrmais in Ohnmacht. Am 31. erlangt er nur für kurze Augenblicke das Bewusstsein. Gegen 23 Uhr beginnen die Geistlichen mit den Sterbegaben.

Ludwig XIV. erwacht von dem Gemurmel und spricht die Gebete mit so lauter Stimme mit, dass er alle Anwesenden überträgt. Dann ruft er aus „O mein Gott, komm mir doch schnell zu Hilfe“. Es sind seine letzten Worte.

Der Sonnenkönig fällt wieder in einen Dämmer und stirbt am 1. September 1715, um 8.15 Uhr. Vier Tage vor seinem 77. Geburtstag.

*

72 Jahre war Ludwig XIV. König. 54 Jahre lang regierte er das Land in persönlicher Herrschaft, ohne einen Ersten Minister an seiner Seite. Er genoss eine Machtfülle wie wohl nur wenige Herrscher vor ihm, war gefürchtet und bewundert als Vorbild monarchischer Würde. Die meisten seiner Untertanen haben nie einen anderen Monarchen gekannt.

„Das ausgeblutete unterdrückte, verzweifelte Volk dankte Gott in fast schon anstoßigen Kundgebungen für eine Befreiung, die seine heißesten Wünsche fast nicht mehr zu erhoffen gewagt hatten“, berichtet ein Chronist. Auch Ludwigs Rivalen in Europa fühlen sich von dem Konkurrenten erlöst.

Mit dem Schloss von Versailles schuf sich der Sonnenkönig eine unvergleichliche Bühne zur Inszenierung absolutistischer Macht, die Regenten in ganz Europa fortan als Beispiele diente.

Doch nicht Ludwigs aufwendige Bauten ruinierten den Etat, sondern seine Kriege. Am Schluss hinterließ der Monarch nach Schätzungen eines Ministers Schulden in Höhe von zwei Milliarden Livres.

Ein schweres Erbe. Zu schwer für seine Nachfolger, die weder Ludwigs Stärke haben noch seinen Machtwinstinkt.

Zwar wird es noch Jahrzehnte dauern, bis der Unmut gegen die Bourbonen-Dynastie 1789 in der Französischen Revolution kulminiert, die Ludwig XVI. auf das Schafott schickt. Doch die Saat dafür hat der Sonnenkönig gelegt.

Jener Monarch, der mit seiner Sucht nach Ruhm die Kraft seines Vaterlandes überforderte. □

Zimmer zu verlassen; er speist im Hausruck, in einem Sessel sitzend.

Der ratlose Leibarzt, der den Monarchen mit einem Abführmittel zu kurieren versucht, ruft am nächsten Tag ein Konsilium von vier Ärzten aus Paris zusammen. Die Mediziner untersuchen den König, wagen es aber nicht, Kritik an der Behandlungsmethode zu üben. Am folgenden Abend verabreicht der Leibarzt Ludwig in Wasser aufgelöste Chinainde und für die Nacht Eselsmilch.

Am 24. August kann Ludwig XIV. nur noch Flüssiges herunterschlucken; nun ist es ihm peinlich, beim Essen beobachtet zu werden, er bricht die öffentliche Mahlzeit ab und schickt die Höflinge hinaus. Die Ärzte finden an diesem Tag schwarze Flecken vom Wundbrand auf seinem Bein, hervorgerufen durch die Zuckerkrankheit.

Sie können dem König nicht mehr helfen.

Am nächsten Tag spendet ihm ein Geistlicher die Sterbesakramente. Am 26. August nimmt Ludwig Abschied. Er lässt den fünfjährigen Thronfolger an sein Bett kommen und gibt ihm ein Vermächtnis mit auf den Weg: „Mein Kind, Sie werden ein großer König sein; ahmen Sie mich nicht nach, weder in meiner Bauleidenschaft noch in meiner Liebe zum Kriegsführer, versuchen Sie, Frieden mit Ihren Nachbarn zu halten.“

Dann küsst und segnet er den Knaben.

Zwei Tage später lassen die hilflosen Ärzte einen Bauern aus der Provence vor, der behauptet, ein Heilmittel gegen Wundbrand zu besitzen. Man gibt dem König zehn Tropfen des angeblichen Lebenselixiers, aufgelöst in Alicante Wein.

Danach scheint es ihm besser zu gehen, das Gerücht seiner Genesung verbreitet sich auf den Fluren von Versailles. Doch am nächsten Abend fühlt sich der König wieder elend.

Sein Fuß und sein Knie sind vom Wundbrand befallen, auch der Oberschenkel ist entzündet. Als ihn die Ärzte am 29. August untersuchen, fällt er

Literaturtipps: Sigrid von Massenbach (Hrsg.), „Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon“, Ullstein: Im dritten Band (von insgesamt vier) findet sich die eindringliche Darstellung der Sterbeszene des Sonnenkönigs in Versailles, beschrieben von einem Höfling aus nächster Nähe.

Gratis



Cosmetiktasche »Orinoco«

In dieser praktischen Kosmetiktasche zum Aufhängen findet alles auch auf Reisen Platz. 600-x-450-D-Nylon, drei Fächer und zwei abnehmbare Netztaschen, inkl. Spiegel und Haken. Maße: 24,5 x 11 x 18,5 cm.

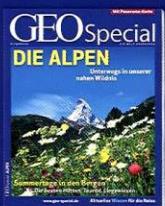
GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. Auch mit DVD erhältlich. 6x im Jahr.

Bis zu 13% sparen + Geschenk!

GEO-Wunschtitel wählen: Die Tasche ist gratis.



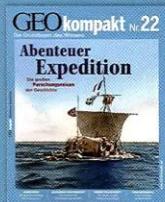
GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigsten Themen unserer Zeit. Jetzt auch mit DVD erhältlich. 12x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monatensätzlich und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.



GEOmini ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEOlino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.

Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeitschriften und nutze alle meine Vorteile:

- Ich spare bis zu 13%!
- Ich erhalte die Kosmetiktasche »Orinoco« gratis!
- Ich erhalte alle Hefte frei Haus!
- Nach einem Jahr kann ich jederzeit kündigen!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704384, als Geschenk 704385
Erscheint 6x jährlich zum Preis von ztt. € 8,00 (DIE) € 8,95 (A/Fr.) 16,50 (CH) pro Heft.
GEO EPOCHE mit DVD für mich, Bestell-Nr. 704386, als Geschenk 704387
Erscheint 6x jährlich zum Preis von ztt. € 14,25 (DIE) € 15,70 (A/Fr.) 29,10 (CH) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704388, als Geschenk 704389
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 5,65 (DIE) € 6,40 (A/Fr.) 11,60 (CH) pro Heft.
GEO mit DVD für mich, Bestell-Nr. 704404, als Geschenk 704405
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 10,65 (DIE) € 12,20 (A/Fr.) 22,00 (CH) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704406, als Geschenk 704407
Erscheint 6x jährlich zum Preis von ztt. € 6,95 (DIE) € 8,10 (A/Fr.) 13,60 (CH) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704409, als Geschenk 704410
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 4,00 (DIE) € 5,10 (A/Fr.) 9,00 (CH) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704412, als Geschenk 704413
Erscheint 4x jährlich zum Preis von ztt. € 7,75 (DIE) € 8,95 (A/Fr.) 16,00 (CH) pro Heft.

GEOmini (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704414, als Geschenk 704415
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 2,60 (DIE) € 2,80 (A/Fr.) 4,80 (CH) pro Heft.

GEOlino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 704416, als Geschenk 704417
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 3,05 (DIE) € 3,25 (A/Fr.) 5,70 (CH) pro Heft.

Die Zusendung des Geschenks erfolgt nach Zahlungseingang.

Meine Adresse:

(Bitte auf jeden Fall ausfüllen)

Name, Vorname

19

Straße/Nr.

Geburtsdatum

PLZ, Wohnort

Telefonnummer

E-Mail-Adresse

Ich zahle bequem per Bankenzug:

Bankleitzahl

Kontonummer

Anschrift des Geschenkempfängers:

(Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel verschenken möchten)

Name, Vorname

19

Straße/Nr.

Geburtsdatum

PLZ, Wohnort

Dauer der Geschenklieferung:

 unbefristet (mindestens 1 Jahr) 1 Jahr

Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung bei GEOPH EPOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum

Unterschrift

Vorteilscoupon einsenden an:

GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter: 0180/861 80 00*

@ Einfach per E-Mail: GeoEpoch-Service@guj.de

In Österreich per Tel.: 0820/00 10 85

E-Mail: Geo-Epoche@abeo-service.at

In der Schweiz per Tel.: 01/329 22 20

E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Verlag: Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, HRA 102257, Vertrieb: OPV/PDF Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Dösterstr. 1, 20355 Hamburg, AG Hamburg, HRB 95752.

Frankreich unter der Herrschaft des SONNENKÖNIGS

VON MARION HOMBACH UND FRANK OTTO; KARTEN: STEFANIE PETERS

1638

5. September. Die französische Königin Anna wird von einem gesunden Jungen entbunden: Ludwig, der den Beinamen „Dieudonné“ erhält, der von Gott Geschenkte. Denn nach mehr als 20 kinderlosen Ehejahren hat kaum mehr jemand an Nachkommen der fast 38-jährigen Monarchin und ihres gleichaltrigen Mannes, Ludwig XIII., geglaubt. Der Thronfolger wird stark von seiner Mutter beeinflusst, einer Tochter des spanischen Königs, die ihm vor allem Frömmigkeit, einen ausgeprägten Sinn für Würde und Etiette und das spanische Hoferemoniell vermittelt.

1643

14. Mai. Mit dem Tod seines Vaters wird der vierjährige Ludwig XIV. König von Frankreich. Für den Minderjährigen übernimmt dessen Mutter die Regentschaft und beruft den italienischen Kardinal Giulio Mazarini (französisch Jules Mazarin) zu ihrem Vertrauten und zum Erzieher des jungen Königs. Mazarin, ein Protegé des Kardinals Armand-Jean du Plessis, Herzog von

Richelieu, des 1642 gestorbenen Ratsgebers von Ludwig XIII., setzt die Politik seines Vorgängers fort. So besteuert er rigoros die Bauern, um die durch die französische Verwicklung in den Dreißigjährigen Krieg zerrütteten königlichen Finanzen zu kondensieren.

1648

24. Oktober. In Münster unterzeichnen deutsche, französische und weitere europäische Delegierte den Westfälischen Frieden, der den Dreißigjährigen Krieg beendet. In der Schlussphase des Konflikts, der weite Teile Mitteleuropas vereherte, hatte Frankreich militärisch auf Seiten der protestantischen Schweden im Kampf gegen die spanischen und österreichischen Habsburger eingegriffen. In den Friedensverhandlungen setzt Mazarin mit diplomatischem Geschick einen großen französischen Einfluss auf das Heilige Römische Reich deutscher Nation durch, denn Frankreich wird zu einer der Garantien der Friedensschlüsse. Zudem gewinnt

es eine Reihe von Gebieten, darunter die habsburgischen Besitztümer im Elsass und am Oberrhein sowie die Bistümer Metz, Toul und Verdun.

1652

6. Januar. Die Königinmutter und der junge Ludwig XIV. fliehen vor einem Aufstand aus dem Palais Royal in Paris in das außerhalb der Stadt gelegene Schloss Saint-Germain-en-Laye: Die Lage in der Kapitale ist gefährlich, eine Verteidigung des Stadtpalais erscheint aussichtslos. Die Erhebung ist Teil eines Bürgerkriegs, der sogenannten *fronde* (franz.: „die Schleuder“), der in den folgenden Jahren ganz Frankreich erfassen wird.

Auslöser dieses Konflikts ist ein Machtkampf zwischen der Regentin und dem obersten Gerichtshof von Paris, dem *parlement*: Dessen Mitglieder versuchen, ihre Macht gegenüber Anna und dem wegen seiner strengen Steuerpolitik verhassten Mazarin auszudehnen. Der Kardinal hat im Jahr zuvor zwei Wortführer des Parlements verhaftet, um sie zu verhaften lassen,

woraufhin die Bewohner von Paris Barrikaden in der Stadt errichten und die Freilassung der Inhaftierten erzwangen.

Nach der Flucht der Herrscherfamilie belagern königliche Truppen unter Führung von Louis de Bourbon, Prinz von Condé, Anfang 1649 Paris. Sie bewegen das Parlament zum Friedensschluss und beenden damit die erste Phase der Aufständiche. Der Preis dafür ist hoch: Anna und Mazarin kapitulieren *de facto* vor den Forderungen des Parlements, das sich eine Reihe seiner früheren Rechte, Pfründen und vor allem die Kompetenz zur Überprüfung der Gesetze sichert.

1650

18. Januar. Als Mazarin den Prinzen von Condé (der im Jahr zuvor für die Krone Paris eingeschlossen hat, dessen Machtzuwachs dem Kardinal nun aber gefährlich erscheint) und mehrere Verbündete verhaftet lässt, beginnt die zweite Phase der Aufstände, die „Prinzenfronde“: Teile des Hochadels schließen sich Condé an und zwingen die

Königin, Mazarin Anfang 1651 ins Exil zu schicken. Condé wird freigelassen und sammelt eine Armee, mit der er sich den Spaniern anschließt, die seit 15 Jahren mit Frankreich im Krieg sind. Dem von Königin Anna aus dem Exil zurückgerufenen Mazarin gelingt es schließlich, das Bündnis der Aufständischen um Condé zu spalten und so die Fronde zu beenden.

1654

7. Juni. Nach der endgültigen Niederwerfung der Fronde wird Ludwig XIV. in der Kathedrale von Reims, der traditionellen Krönungskirche der Monarchen, gesalbt und gekrönt.

1660

9. Juni. Ludwig erheiat in Saint-Jean-de-Luz an der Biskayküste Maria Theresia, eine Tochter Philipps IV., des Königs von Spanien. Diese Verbindung der beiden mächtigsten Dynastien Europas, der Bourbons und der Habsburger, hat Kardinal Mazarin Zustande gebracht. Es ist einer seiner größten außenpolitischen Erfolge, denn mit der Hoch-

zeit ist auch ein Friedensschluss verbunden, der den seit 1635 andauernden Krieg zwischen Spanien und Frankreich beendet und den Franzosen Gebietsgewinne in den Spanischen Niederlanden, Lothringen und in den Pyrenäen bringt.

1661

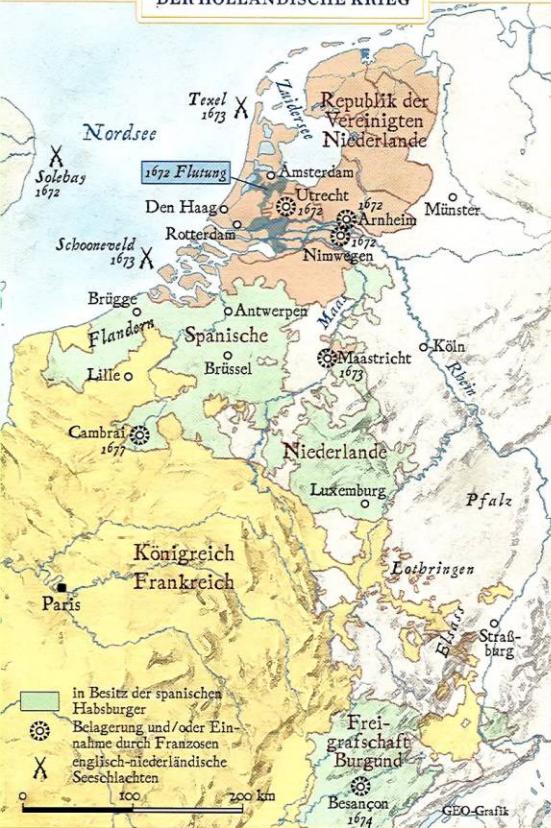
10. März. Nach dem Tod Kardinal Mazarins übernimmt Ludwig die Alleinregierung in Frankreich. Die Position eines ersten Ministers lässt der König unbesetzt. Er will von nun an alle Befehlsgewalt selbst ausüben – kein Schriftstück soll mehr in seinem Namen gezeichnet werden, das er nicht zuvor gebilligt hat.

Sein zentrales Beratungsgremium besteht aus nur drei Mitgliedern: Michel Le Tellier de Louvois für das Heer, Hugues de Lionne für die Außenpolitik und Nicolas Fouquet für die Finanzen. In der Verwaltung des Landes stärkt der König die Intendanten: Diese Vertreter des Monarchen kontrollieren als Amtsträger die Bürokratie in den Provinzen,



Ludwig XIV. erbt ein Land, dessen Staatsgebiet von Enklaven durchbrochen und dessen Grenzen ausgefranzt sind. Während seiner gesamten Herrschaft versucht er, Ländereien zu erobern, um so das französische Territorium abzusichern. Anfangs gelingt dies noch durch diplomatisches Geschick, etwa im Friedensschluss mit Spanien von 1659, der den Franzosen die nördlich der Pyrenäen gelegenen Teile Kataloniens einbringt. Doch ab 1667 beginnt er eine Reihe von Eroberungskriegen an der Ostgrenze seines Reiches, deren Erfolg allerdings begrenzt ist. So muss Ludwig Annexionen wie die Pfalz, Luxemburg und das Saarland wieder zurückgeben, weil sich die anderen europäischen Großmächte gegen ihn verbünden. Innenpolitisch ist die Vereinheitlichung seiner Herrschaft das wichtigste Ziel des Monarchen. Dazu gehört auch, die rund eine Million Menschen zählende Minderheit der Hugenotten (von insgesamt etwa 18 Millionen Einwohnern), die vorwiegend im Süden und Südwesten des Landes siedelt, zum Übertritt in die katholische Kirche zu zwingen. Hunderttausende Protestanten fliehen daraufhin ins Ausland.

DER HOLLÄNDISCHE KRIEG



1672 überfallen Ludwigs Truppen die Vereinigten Niederlande, eine reiche Kaufmannsrepublik. Die überlegenen Angreifer, die mit England verbündet sind, dringen rasch bis ins Kernland des Feindes vor. Doch die Niederländer durchstechen ihre Deiche, setzen weite Teile ihres Landes unter Wasser und stoppen so den Vormarsch der Franzosen, die den Krieg in den Spanischen Niederlanden sowie der Freigrafschaft Burgund weiterführen

vor allem die Steuererhebung. Zudem schwächt Ludwig zunehmend den Einfluss der Mitglieder des Hochadels auf die Regierungs-geschäfte.

Um alle Würden-träger abzuschre-cken, die nach grö-ßerer Machtfülle streben, statuiert der König kurze Zeit später ein dras-

tisches Exempel: Ohne jede Vorwar-nung lässt er den ehrgeizigen Fou-quet verhaften und wegen Unterschla-gung von Steuergel-dern anklagen. In einem politischen Prozess wird der Oberste Finanzauf-seher zu lebenslan-ger Festungshaft verurteilt, in der er 1680 stirbt.

15. September. Der König richtet einen Finanzrat ein; in Zukunft soll kein einzelner Minister mehr so große Macht gewinnen können wie der abgesetzte Nicolas Fouquet. Als Mit-glied des Gremiums beruft er Jean-Bap-tiste Colbert, der sofort beginnt, den Haushalt des Lan-

des zu sanieren. Vor allem durch die vorangegan-genen Kriege ist der Etat so stark belas-tet, dass die Ein-nahmen auf zwei Jahren im Voraus verbraucht sind. Es gelingt Colbert, die jährlichen Ausga-ben im Verlauf von zehn Jahren von 53 Millionen Livres auf 24 zu reduzie-ren und gleichzeitig das Nettoeinnahmen mehr als zu verdoppeln.

Colbert sorgt dafür, dass nicht mehr ein Großteil der Einnahmen in den Kassen der Steuerpächter ver-schwindet, und enttarnt jene Adel-ligen, die falsche Titel führen, um der Steuerpflicht zu entgehen.

Für den König ist Colbert ein höchst wichtiger Mitarbeiter: Der 1619 gebo-rene Finanzier ist ebenso ehrgeizig wie fleißig, versteht es, komplizierte Sachverhalte verständlich zu schil-dern, entwickelt Reformideen und bleibt bei allem stets der royale, dem Herrscher unbedingt ergebene Beamte – und einer der wenigen, denen der König vertraut.

Aus Anerkennung ernennt ihn der König 1665 zum alleinigen General-kontrolleur der Finanzen.

1. November. Geburt des Kron-prinzen Ludwig, des einzigen von sechs Kindern Ludwigs und Maria Theresias, das älter als fünf Jahre wird. (Während seiner Ehe zeugt Ludwig mit etlichen Mä-tressen mindestens zehn illegitime Kinder, von denen acht ihre Kindheit auch überleben.)

1666 7. Mai. In Versailles beginnt das Fest „Vergnügungen der verzauberten Insel“ – ein Spektakel zur Verherrlichung des Königs, das sich auf zehn Tage aus-dehnt. Ein prunk-voller Einzug eröffnet den Reigen, mit dem Monarchen in der Verkleidung eines griechischen Kriegers, begleitet von einem sieben Meter langen Wa-gen des Apoll und umschwärm't von Tänzern, die die zwölf Stunden des Tages und die zwölf Sternzeichen dar-stellen. Es folgen Musikdarbietungen des Hofkomponisten Jean-Baptiste Lully sowie Komö-dien des Dichters Molière, die in den Abendstunden von Fackeln beleuchtet werden. Bären, Ka-mele und Elefanten, künstlich angelegte Wasserinseln, Feuer-erwe, Nymphen und Faune begeis-tern die etwa 600 Gäste.

Zentrales Motiv des Festes ist die Sonne im Strahlen-kranz: Ludwig in-szeniert sich als der Sonnenkönig, der seinem Land zu Glanz und Größe verhilft. „Nec cesso, nec erro“ („Ich wer-de nicht zögern, ich werde nicht fehlgehen“) ist der Wahlspruch des Königs, der mit seiner Prachtent-faltung den Adel noch mehr an das Königshaus bindet und dem In- und Ausland das Selbst-bewusstsein und die Stärke Frank-reichs signalisiert.

1667 20. Januar. Königin Anna, die Mutter Ludwigs XIV., stirbt im Alter von 64 Jahren an Brustkrebs.

22. Dezember. Colbert versammelt in der königlichen Bibliothek eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern,

Saint-Antoine die Gründung der Königlichen Spie-gelmanufaktur, um das venezianische Monopol auf die Produktion dieses hochwertigen Guts zu durchbrechen. Französische Agenten werben in Ita-lien heimlich einige Spiegelmacher ab.

Diese Manufaktur ist eines der zahl-reichen Unterneh-men, deren Errichtung der Finanzchef unterstützt. Luxus-produkte wie fran-zösische Klöppel-spitze, Tuche, Seidenstrümpfe und Gobelins werden in Europa bekannt. Um den Wohlstand Frank-reichs dauerhaft zu erhöhen, fördert er den Export solcher Güter und schreibt penibel Arbeitszeiten und Produktqualitä-ten vor.

Colbert gelingt es allerdings nicht, den Erfolg nieder-ländischer und englischer Handels-kompanien zu ko-pieren, die große Gewinne im Handel vor allem mit Ost-asien erzielen: Trotz des persönlichen Interesses des Königs für das Vor-haben bringen die französischen Gesellschafter (darunter die 1664 gegründeten West- und Ostindien-kompanien) ihren Anteilseignern wenig oder keine Dividende.

1668 20. Januar. Königin Anna, die Mutter Ludwigs XIV., stirbt im Alter von 64 Jahren an Brustkrebs.

1669 Oktober. Colbert, Generalkontrolleur der Finanzen, för-dert in der Pariser Vorstadt Faubourg



Bis zu 10% sparen!

Exklusive GEO-Tischkalender für Sie.

die von nun an alle zwei Wochen tagen und unter dem Schutz des französischen Königs ihren Forschungen nachgehen soll: Denn Ludwig fördert nicht nur die Künste, sondern auch die Wissenschaften, um so den Ruhm seiner Herrschaft weiter zu vergrößern.

Die „Académie des sciences“ zieht Gelehrte aus ganz Europa nach Paris, etwa den italienischen Astronomen

Niederlande ein; der bis 1668 dauernde Devolutionskrieg beginnt. Als Rechtfertigung beruft sich der französische Monarch auf ein in Teilen der angegriffenen Territorien geltenches spezielles Erbrecht: Danach steht Töchtern aus erster Ehe das Erbe vor den Söhnen aus der zweiten zu. Deshalb, so Ludwig, gehörten diese Provinzen seiner Frau Maria Theresia, der ältesten

Schweden lässt den König in einen Frieden mit Madrid einwilligen, der einen Kompromiss vorsieht: Spanien behält die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté), Frankreich bekommt zwölf Festungen in den Spanischen Niederlanden, darunter Lille und Charleroi.

1668

Der Architekt Louis Le Vau beginnt im Auftrag des Königs, in Versailles (etwa

aus und legen Sumpfland trocken. Bauarbeiter, Zimmerleute, Maler, Stuckateure und Bildhauer gestalten in den nächsten Jahrzehnten eine Schlossanlage, die mit ihrer geglieerten Fassade und ihren Parks stilbildend für Paläste in ganz Europa wird.

Finanziell entwickelt sich Versailles zu einer der größten Belastungen neben den Kriegen des Königs: Allein 1685 betragen die Kosten für das Unternehmen mehr als acht Millionen Livres, am Ende summieren sie sich auf mindestens 82 Millionen. Kritische Stimmen zum Bauprojekt finden bei Ludwig kein Gehör: Er beaufsichtigt persönlich den Fortgang der Arbeiten, inspiriert etwa die Breite der Fenster und lässt sich ins Feldlager sogar den Stand der Orangenbäume melden.

Ebenso grandios wie das Schloss selbst sind die Gärten von Versailles: 1400 Fontänen, lange Alleen, Hecken und rund 75 000 gestutzte Bäume umgeben nach den Plänen des Landschaftsarchitekten André Le Nôtre den Bau in einer weitläufigen, geometrisch auf den Palast ausgerichteten Anlage.

1672

6. April. Nach mehrjährigen Vorbereitungen erklärt Ludwig den Vereinigten Niederlanden den Krieg; er wird bis 1678 dauern. Der Monarch neidet der protestantischen Republik ihren wirtschaftlichen Erfolg. Vor allem macht

Um seinen RUHM zu mehren, fördert Ludwig die Wissenschaften

Giovanni Domenico Cassini, den Entdecker der Saturnmonde. Unter der Herrschaft des Sonnenkönigs entstehen zudem Akademien für Malerei und Skulptur (1648), Tanz (1661), Musik (1669) sowie Architektur (1671).

1667
24. Mai. Zwei Jahre nach dem Tod des spanischen Königs Philipp IV. fallen Ludwigs Truppen in die Spanischen

Tochter des verstorbenen Königs – und nicht ihrem Halbbruder, dem neuen spanischen Monarchen.

Die von den Kriegsministern Michel und François-Michel Le Tellier neu organisierte französische Armee erzielt schnelle Siege. Doch eine Allianz der Republik der Vereinigten Niederlande, die um ihre Grenze fürchtet, mit England und

20 Kilometer von Paris entfernt) ein Renaissance-Schlosschen Ludwigs XIII. zu einem gewaltigen Palast auszubauen. Ludwig XIV. will den Glanz seines Herrscharts in Form eines großen Bauvorhabens dokumentieren und lässt eine Residenz anlegen, wie es sie in Europa noch nicht gegeben hat. Mehrere Zehntausend Arbeiter und Soldaten heben Seen und Kanäle



**VORTEILS
PREIS
FÜR ABONNENTEN***
€ 26,96

Normal-
preis: € 29,95
Best.-Nr.: G 671000

**Immerwährender GEO-Tischkalender:
365 Tage – auf den Meeren der Welt**

Zum Staunen schön: die Ozeane unserer Planeten Von Menschen, Fischen und Windjamfern; Entdecken Sie auf einer ungewöhnlichen Fotoreise 365 ganz besondere maritime Momente.

Format: 24 x 21,5 cm



**VORTEILS
PREIS
FÜR ABONNENTEN***
€ 26,96

Normal-
preis: € 29,95
Best.-Nr.: G 641000

**Immerwährender GEO-Tischkalender:
In 365 Tagen um die Welt**

Zum Träumen und Staunen über die Schönheiten der Welt: Entdecken Sie 365 überwältigende Landschaften, Porträts und Kunstschätze auf einer außergewöhnlichen Fotoreise rund um die Welt.

Format: 24 x 21,5 cm

Jetzt gleich bestellen

Bei Bestellung bitte angeben: 700206

Per Telefon:

01 80 5/06 20 00**

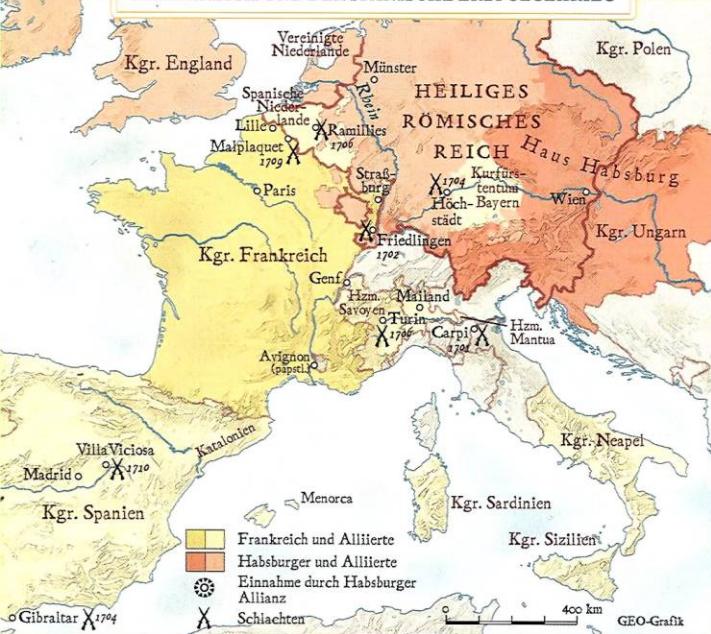
Online:

www.geo.de/kalender

Per E-Mail: service@guij.com

*Der Vorteilspreis gilt für Abonnenten aller GEO-Titel.

**14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz.



Als Ludwig 1701 seinen Enkel zum König von Spanien proklamiert – und so durch die Achse Madrid–Paris eine neue Hegemonialmacht entsteht –, verbinden sich die österreichischen Habsburger, England und die Republik Niederlande gegen Ludwig. Es kommt zum Krieg, der 13 Jahre dauert und an zahlreichen Schauplätzen auf dem ganzen Kontinent ausgetragen wird. Am Ende verliert Madrid seine mitteleuropäischen Territorien, etwa die Spanischen Niederlande, an die Habsburger in Wien, doch Spaniens Krone bleibt im Besitz der Bourbonen-Dynastie

er die Niederländer aber dafür verantwortlich, dass sie während des Revolutionskrieges eine gegen Frankreich gerichtete Allianz geschmiedet und so seinen Sieg über Spanien geschmäler haben.

Ludwig hat ein geheimes Bündnis mit England geschlossen und hohe Besteckungsgelder an Schweden gezahlt. Dass es ihm trotzdem nicht gelingt, die Republik der Niederlande einzunehmen, liegt vor allem am zähen Widerstand der von Ludwig als „Nation von Käsehändlern“

geschmähten Gegner unter ihrem Oberbefehlshaber Wilhelm III. von Oranien: Unter anderem durchstechen die Niederländer ihre Deiche und setzen Teile des Landes unter Wasser, um die vorrückenden französischen Truppen aufzuhalten.

1673
17. Februar. Am Ende der vierten Aufführung seiner Komödie „Der eingebildete Kranke“ bricht der Dichter und Schauspieler Molière zusammen. Noch am selben Abend stirbt der

Künstler, mit bürgerlichem Namen Jean-Baptiste Poquelin, im Alter von 51 Jahren. Molière hat mehr als 30 Bühnenstücke geschrieben. Darin hat er menschliche Unarten wie den Geiz, die Bigotterie oder die Sucht nach Adelstiteln karikiert und damit die Gunst des Königs errungen, der sogar Peines ersten Kindes geworden ist.

1675
14. Oktober. Mit 7000 Soldaten besetzt der Herzog von Chaulnes im Auftrag des Königs

die Stadt Rennes in der Bretagne. Brutal beenden die Truppen einen Aufstand, mit dem sich die Bretonen seit April vor allem gegen die Besteuerung des Stempelpapiers wehren, das für alle offiziellen Dokumente verwendet werden muss. Bis dahin hatte sich die Bretagne eine weitgehende Steuerautonomie erhalten können.

Bereits seit den 1630er Jahren kommt es immer wieder vor allem im Norden und Südwesten Frankreichs zu Aufständen gegen zu hohe Ab-

gaben, wenn im Frühjahr die Steuerbeamten die Gelder eintrieben. In der Bretagne befördern wirtschaftliche Schwierigkeiten den Aufstand. Die Soldaten randalierten, mordeten und vergewaltigten wochenlang; den Herzog, der sie anführt, taufen die Bretonen „das große Schwein“. Das Parlament der Bretagne wird in seinen Rechten stark beschränkt.

1678

10. August. Als England sich einer von den österreichischen und spanischen Habsburgern geschmiedeten antifranzösischen Koalition annähert und Ludwig damit im Holländischen Krieg einer Übermacht gegenübersteht, gibt der Monarch nach: Er schließt mit den Vereinigten Niederlanden den Frieden von Nimwegen, der das Gebiet der Republik unververtretbar lässt und ihr günstigere Handelsbedingungen mit Frankreich gewährt.

Dafür gewinnt Ludwig einige spanische Territorien, etwa die Freigrafschaft Burgund, hinzu.

1683

19. März. Eine vom König einberufene Versammlung der französischen Kleriker verkündet in Paris eine Erklärung über den Status der katholischen Kirche in Frankreich: In den vier „gallikanischen Freiheiten“ heißt es unter anderem, dass der König in weltlichen Angelegenheiten dem Papst nicht unterworfen und der Heilige Vater allein nicht unfehlbar sei; dieser Anspruch bestehe nur, wenn die gesamte katholische Kirche seine Auffassung teile.

30. September. Der Magistrat von Straßburg erkennt Ludwig als „obersten Herrn und Beschützer“ an, nachdem der König die eisässische Metropole von 35 000 Soldaten hat einkreisen und vom Rhein abschneiden lassen. Eine französische Garnison wird in der Stadt stationiert. Mit der Einnahme dieser „deutschen Einfallsporte“ hat Ludwig ein besonders wichtiges Ziel seiner

ab 1679 verfolgten „Reunionspolitik“ erreicht, die der Absicherung der französischen Grenze im Nordosten dient: Speziell von ihm eingerichtete Sondergerichtshöfe haben unter Berufung auf meist zweifelhafte historische Rechte etwa 600 Herrschaften und Festungen vor allem im Elsass und in Lothringen zu französischem Territorium erklärt, und der König hat militärisch all jene Gebiete vereinhaltet, die sich seiner Herrschaft nicht freiwillig unterstellt.

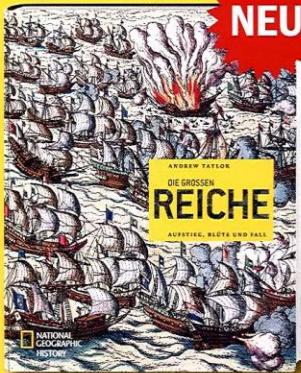
1682

19. März. Eine vom König einberufene Versammlung der französischen Kleriker verkündet in Paris eine Erklärung über den Status der katholischen Kirche in Frankreich: In den vier „gallikanischen Freiheiten“ heißt es unter anderem, dass der König in weltlichen Angelegenheiten dem Papst nicht unterworfen und der Heilige Vater allein nicht unfehlbar sei; dieser Anspruch bestehe nur, wenn die gesamte katholische Kirche seine Auffassung teile.

„LEBENDIGE“ GESCHICHTE

NATIONAL GEOGRAPHIC HISTORY

NEU



Anlass für diese Erklärung ist ein Streit Ludwigs mit Papst Innozenz XI. um die Einnahmen vakanter Bistümer: Der Monarch ist davon überzeugt, dass sie der Krone zustehen. Erst 1693 wird er sich vor allem aus politischen Gründen dem Pontifex wieder annähern und die Erklärung zurücknehmen.

Zudem gerät Ludwig immer mehr unter den Einfluss der ultraförmigen Hofpartei, zu der Madame de Maintenon gehört. Die Mätresse des Königs fördert ab etwa 1681 einen Gesinnungswandel des Monarchen: Fortan achtet er stärker auf sein Seelenheil und kämpft entschlossen für ein einheitlich katholisches Frankreich.

9. April. Der Abenteurer Robert Cavelier de La Salle, der während einer fast vierjährigen Expedition als erster Europäer den Mississippi bis zum Delta am Golf von Mexiko mit dem Kanu befahren hat, nimmt das Umland des Stromes im Namen des Königs in Besitz und benennt es zu dessen Ehren „Louisiana“. Die von Colbert geförderte Landnahme stößt aber beim Monarchen auf geringeres Interesse – Ludwig konzentriert sich zu dieser Zeit mehr darauf, den Einfluss Frankreichs innerhalb Europas zu vergrößern.

6. Mai. Der französische Hof zieht endgültig von Paris nach Versailles. Das Schloss beherbergt nun rund 1000 Adelige und deren Dienerschaft. Im

Mittelpunkt des Palastlebens steht der Sonnenkönig: Eine feste Abfolge öffentlicher Zeremonien vom morgendlichen Aufstehen bis zum Zubettgehen des Königs strukturiert den Tagesablauf.

Ein Ziel der Verlagerung des höfischen Lebens nach Versailles ist es, die Kräfte der adeligen Elite zu binden und diese durch die Anwesenheit im Schloss zu kontrollieren und gefügig zu halten. Komfort bietet die eindrucksvolle Residenz nicht allen Bewohnern – die Wohnräume der Aristokraten sind teilweise klein und zugig, und die Kamine genügen nicht, um das Schloss im Winter auf angenehme Temperaturen zu heizen.

1683
30. Juli. Unerwartet verstorbt in ihrem 45. Lebensjahr die Königin Maria Theresia, vermutlich an einem Abszess. Über Jahre hinweg hat die schüchterne und dickliche Regentin die Affären sowie das zeitweilig ausgeprägte Desinteresse ihres Gatten mit Haltung getragen.

Wahrscheinlich heiratet der König bald darauf heimlich seine Mätresse Madame de Maintenon – doch wann genau, ist nicht bekannt.

18. Oktober. Im Edikt von Fontainebleau widerruft Ludwig die Rechte, die sein Großvater, Heinrich IV., den protestantischen Hugenotten im Edikt von Nantes

1598 eingeräumt hatte: politische Gleichberechtigung, Gewissensfreiheit und weitgehend freie Kultausübung.

Mit dieser Entscheidung setzt er den Schlusspunkt unter seine seit 1679 immer schärfender werdenden Versuche, die etwa eine Million Hugenotten zum Glaubenswechsel zu bewegen. Dahinter steht Ludwigs Wille, Frankreich auch religiös zu vereinheitlichen und die Gefahr von Bürgerkriegen zwischen den Konfessionen zu bannen, wie sie im 16. Jahrhundert mehrfach ausgebrochen sind.

Zu seiner bisherigen Politik gegen die Neugläubigen gehörte unter anderem die Einrichtung einer „Konvertitenkasse“, aus der Prämien für Übertritte zum Katholizismus gezahlt werden, und eine immer engere Auslegung der Rechte der Protestanten: So dürfen sie viele Berufe und Ämter nicht mehr ausüben. Der Kriegsminister setzte sich zudem für sogenannte Dragonaden ein: In die Häuser von Hugenotten, die sich weigern zu konvertieren, werden Soldaten (vor allem die besonders gefürchteten Dragoner) einquartiert, die ihre Gastgeber schikanieren und ausplündern.

Das Edikt von Fontainebleau verbietet den Hugenotten, Gottesdienste zu feiern, sich zu versammeln und ihre Kinder religiös zu unterrichten. Protestantische Pastoren müssen das Land verlassen,

ihre Kirchen werden zerstört. Etwa 200000 Hugenotten fliehen daraufhin – zumeist nach England, in die Schweiz, die Niederlande und nach Brandenburg-Preußen.

1688

25. September. Mit dem Einfall französischer Truppen in die Pfalz beginnt der bis 1697 dauernde Pfälzische Erbfolgekrieg. Drei Jahre zuvor ist die männliche Linie des Herrscherhauses in dem deutschen Kurfürstentum erloschen, und Ludwig beruft sich auf zweifelhafte Erbsprüche seiner Schwägerin, Elisabeth Charlotte (Liselotte), der Schwester des verstorbenen Kurfürsten.

Gegen diese Aggression schmießt Wilhelm III. von Oranien eine Allianz unter anderem mit dem Kaiser Leopold I. sowie Spanien. Für Ludwig wird der Konflikt trotz einiger gewonnener Feldschlachten zur ersten Niederlage: Frankreich ist zu Kriegsbeginn militärisch nicht mehr so stark wie beim Angriff auf die Niederlande. Darüber hinaus lassen die jahrelangen Auseinandersetzungen, die unter anderem in Deutschland, Irland, den Niederlanden sowie im Atlantik geführt werden, den innerfranzösischen Widerstand gegen die Regierung des Sonnenkönigs wachsen; immer wieder kommt es zu kurzen Aufständen gegen die Einziehung von Steuern. Die französische Bevölkerung leidet zudem in den Jahren 1693

Geschichte lebendig und anschaulich vermittelt

Von renommierten Experten verfasst

Zahlreiche Zeitachsen, Karten, Bilder und Illustrationen

Die großen Reiche – Aufstieg, Blüte und Fall
Illustriertes Sachbuch, Hardcover, 256 Seiten, 150 Fotos und Abbildungen, 22,2 x 28,2 cm, ISBN 978-3-86690-165-0, € 34,95

NEU



Das chinesische Kaiserreich



Frauen, die Geschichte schrieben

Weitere Bücher finden Sie unter www.nationalgeographic.de

**NATIONAL
GEOGRAPHIC**

DAS FENSTER ZUR WELT

und 1694 unter wetterbedingten Erneausfällen und einem außergewöhnlich strengen Winter; wohl jeder fünfte erwachsene Franzose stirbt allein 1693 an den Folgen der gewaltigen Hungersnot.

In der Pfalz hinterlässt der Krieg ein verwüstetes Land: Die französische Armee hat Felder, Brücken, Festungen, Ortschaften wie Speyer und Heidelberg sowie Kirchen und Klöster zerstört. Für die Trauerseiner Schwägerin, die sich selbst als „meines Vaterlands Untergang“ sieht, hat Ludwig kein Verständnis: Er entzieht Liselotte seine Gunst.

1688

13. Februar. Das englische Parlament erhebt Wilhelm III. von Oranien, den Stathalter der Vereinigten Niederlande, zum König von England. Er ersetzt seinen Schwiegervater, den katholischen Herrscher Jakob II., einen Verbündeten Ludwigs, der während der „Glorious Revolution“ aus seinem Land fliehen musste. Mit seiner Thronbesteigung wird Wilhelm, der schon den Widerstand der Niederlande im Holländischen Krieg angeführt hatte, endgültig zum mächtigsten Widersacher des Sonnenkönigs. Denn ihm gelingt es nun, England, die Niederländische Republik, Österreich, die deutschen Reichsfürsten, Spanien und Savoyen in einem antifranzösischen Bündnis zu vereinen.

1697

20. September / 30. Oktober. Im niederländischen Rijswijk schließt Frankreich Frieden mit seinen Gegnern im Pfälzischen Erbfolgekrieg. Ludwig verliert große Territorien, die seine Armee teilweise bereits seit 1670 besetzt hält (Lothringen, Luxemburg, Teile Flanderns). Nur die Gebiete direkt westlich des Oberrheins – und damit Straßburg – bleiben französisch.

1700

1. November. Der spanische König Karl II. stirbt. In seinem Testament vermachte der kinderlose Habsburger die Krone Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwigs XIV.

Im Februar 1701 zieht Anjou als Philipp V. in Madrid ein. Doch die österreichischen Habsburger erklären Frankreich und Spanien 1702 den Krieg und reklamieren kurz darauf den spanischen Thron für Erzherzog Karl von Habsburg (den Bruder des Kaisers). An ihrer Seite kämpfen im bis 1714 dauernden Spanischen Erbfolgekrieg die Niederlande und England.

Schauplatz dieses Konflikts auf vier Kontinenten sind Spanien, Italien, der Süden Deutschlands, die Niederlande, Ungarn, Afrika, die Karibik, Nord- und Südamerika, dazu das Mittelmeer und der Atlantik.

1702

24. Juli. In den Cevennen, einer südfranzösischen Gebirgslandschaft, ermorden Huge-

notten den verhass- tenen Oberaufseher der katholischen Mission. Aus dieser Auseinander- stellung der Protestanten, den die Krone erst nach zwei Jahren und durch den Einsatz von 25 000 Soldaten niederschlagen kann. Um die Rebellen den Rückhalt in der Bevölkerung zu entziehen, zerstören die königlichen Truppen 466 Dörfer und Gehöfte. Die Bewohner werden in katholische Gegend ge- siedelt.

1708

28. August. In Paris wird der Invaliden- dom eingeweiht. Die Kirche ist Teil des Hôtel Royal des Invalides, einer von Ludwig zur Versorgung von 6000 Kriegsveteranen errichteten Anlage, die aus Wohngebäuden und Werkstätten besteht.

1708

6. Januar. Über Nacht beginnt es in Paris zu frieren. Es folgt einer der härtesten Winter der Geschichte. Im Januar und Februar fällt die Temperatur auf durchschnittlich minus 20 Grad; die Seine friert zu, Nuss-, Obst- und Ölbaumäste Weinstärke und die Saat in weiten Teilen Frankreichs werden vom Frost vernichtet. Die folgenden Ernten fallen so gering aus, dass sich der Getreidepreis mehr als verzehnfacht. Hunderttausende sterben an der Kälte und der sich anschließenden Hungersnot.

11. September. In der blutigsten Schlacht des Spanischen Erbfolge-

krieges bei Malplaquet (in der Nähe von Lille) werden 21 000 der 86 000 Soldaten der vom Herzog von Marlborough und Prinz Eugen von Savoyen angeführten Koalitionsarmee verwundet oder getötet. Die Franzosen (75 000 Mann) verlieren rund 12 000 Kämpfer.

1711

16. April. Ludwigs Sohn Kronprinz Ludwig stirbt mit 50 Jahren an den Pocken. Damit beginnt eine Reihe von Todesfällen, der bis 1714 nahezu alle legitimen Nachkommen des Monarchen erliegen – unter anderem zwei Enkel und ein Urgroßvater. Während der letzte überlebende Enkel Ludwig XIV. als Philipp V. in Spanien regiert, geht die Thronfolge nunmehr auf den einzige verbliebenen Ur- enkel des Sonnenkönigs über: den 1710 geborenen Herzog von Anjou.

17. April. Joseph I., der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, stirbt. Nachfolger wird sein Bruder Karl, der mit Philipp V. um die spanische Krone konkurriert. Nun bricht die antifranzösische Allianz auseinander: Das Kriegsmüde England und die Niederlande fürchten ein durch die Personalunion mit Österreich vereintes Spanien ebenso sehr wie ein mit Spanien eng verbundenes Frankreich. 1713 schließen beide Nationen in Utrecht Frieden mit Frankreich, ein Jahr später folgt das Reich (Friede von Rastatt).

Das Ergebnis der Verträge: England

übernimmt weite Teile der französischen Besitzungen in Nordamerika. Die österreichischen Habsburger erhalten die Spanischen Niederlande und Gebiete in Italien. Der spanische Thron aber bleibt dem Bourbonen Philipp V. erhalten. Der Jahrzehnte, verlustreiche Krieg, für den Ludwig zeitweise eine Armee von 380 000 Soldaten mobilisierte, hat die französischen Staatsfinanzen zerrüttet.

1715

1. September. Ludwig XIV. stirbt vier Tage vor seinem 77. Geburtstag, vermutlich an Wundbrand. Kurz zuvor hat er den fünfjährigen Thronfolger zu sich rufen lassen und ihm aufgetragen, ihn nicht in der übergrößen Liebe zum Krieg und in seiner großen Bauleidenschaft nachzuhuzahmen. Seine Höflinge entlässt er mit der Bitte, dem Herzog von Anjou

mit der gleichen

Treue zu dienen, die sie ihm entgegengebracht haben.

Keinem französi-

chen König wird

es mehr gelingen,

seiner Zeit so sehr

den Stempel der

eigenen Perso-

nlichkeit aufzudrü-

cken, wie dem

Sonnenkönig.

Der Herzog von Anjou tritt als Ludwig XV. die Nachfolge an, zunächst noch unter der Regentschaft eines Neffen Ludwigs XIV., dem Herzog Philipp II. von Orléans. Ludwig XV. übernimmt einen Staat, dessen Finanzen ruinert sind. Mehrere Tausend regionale Aufstände gegen die drü-

ckende Steuerlast, Abgaben an Grundherren und Hunger werden die letzten Jahrzehnte des Ancien Régime begleiten.

Zwar gelingt es Regent und König, den Status Frankreichs als einer europäischen Großmacht aufrechtzuerhalten. Doch in den Bemühungen um ein Kolonialreich wird Frankreich von England übertroffen, an das es Stützpunkte und Gebiete in Indien und Nordamerika verliert.

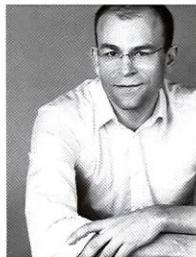
Auch innenpolitisch sinkt das Ansehen Ludwigs XV., der als Herrscher nicht annähernd die Durchsetzungsfähigkeit seines Urgroßvaters erreicht: Er gerät unter den Einfluss seiner Mätressen, vor allem der Madame de Pompadour, pflegen einen dekadenten Lebensstil und betreibt eine Steuerpolitik, die das Volk erzürnt.

Sein Enkel Ludwig XVI., der 1774 den Thron besteigt, versucht zwar noch, mit Reformen die Herrschaft der Bourbons zu sichern, behauptet sich aber nicht gegen die gärenden Kräfte in Adel, Bürgertum und Bauernschaft. Die Französische Revolution von 1789 wird ihn nicht nur sein Königtum, sondern auch das Leben kosten: Am 21. Januar 1793 wird er in Paris enthauptet. □

Marion Hombach, 34, ist Publizistin in Berlin. **Stefanie Peters,** 46, gehört zum Kartographie-Team der GEO-Gruppe.

Reine NEUGIER

Ralf Berhorst und das Gespür für historische Figuren



DR. RALF BERHORST

Seit 2005 schreibt Ralf Berhorst für **GEOEPOCHE** – und ist inzwischen einer der Autoren mit den meisten Beiträgen für unser Magazin. Der 1967 in Münster geborene Journalist hat Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte studiert, sich dann in seiner Dissertation mit dem Werk Jean Pauls befasst.

Von Berlin aus, wo er lebt, berichtete Berhorst mehrere Jahre lang für das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“ über Wissenschafts- und Geschichtsthemen, rezensierte Romane und Sachbücher, verfasste daneben zahlreiche Hör-Funk-Features für den Südwestrundfunk und andere Radiosender. Die Bandbreite seiner **GEOEPOCHE**-Stücke allein in der jüngs-

ten Zeit reicht vom Mord an John F. Kennedy über das indische Altertum bis hin zur Jugend und den späten Jahren Ludwigs XIV. in der vorliegenden Ausgabe.

Wie gelingt es dem Autor, sich immer wieder in so unterschiedliche Themen einzuarbeiten? „Neugier ist unerlässlich – und ausdauernde Lektüre, um ein Thema zu durch-

dringen. Man muss ein Gespür entwickeln für Figuren, historische Konstellationen und den Kern eines Geschehens“, so Berhorst. „Schließlich reizt mich die Herausforderung, komplizierte Vorgänge in eine erzählbare Form zu übersetzen und in eine möglichst anschauliche und klare Sprache.“

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Gérard Blot/RMNP/bpk

Editorial: 3 u.: Katrin Trautner

Inhalt: 6 o.: White Images/Scala und Roger-Viollet/ullstein bild; 6 m., 6 u. r.: Bridgeman Art Library; 6 u. l.: Imagno/ullstein bild; 7 o.: Stéphane Compoin; 7 m., o.: Michel Urtado/RMNP/bpk; Granger Collection/ullstein bild; 7 m. u.: Musée Carnavalet/Roger-Viollet; 7 u.: National Maritime Museum/Interfoto

Ludwig XIV: 8/9, 14/15: White Images/Scala; 10/11: Musée de Tessé Le Mans/Dagli Orti/Art Archive; 12/13, 16/17, 22/23, 24/25: Bridgeman Art Library; 18/19: Christian Jean/RMNP/bpk; 20/21: Bayerische Staatsgemäldesammlungen/bpk
Im Schatten des Kardinals: 26: White Images/Scala; 27: Roger-Viollet/ullstein bild; 29 o.: Sammlung Rauch/Interfoto; 29 u., 30, 32 u., 34/35, 36, 36 u., 36 u.: akg-images; 31: A. Koch/Interfoto; 32 o., 38: Bridgeman Art Library

Das Zentrum der Macht: 40/41, 44/45, 51, 54, 55, 56/57: Bridgeman Art Library; 42: Scala; 43: akg-images; 46, 50, 52/53: White Images/Scala; 47: Hervé Lewandowski/RMNP/bpk; 48/49: Artothek Des Königs Geldbeschaffer: 58/59: akg-images; 60, 62, 63 o., 64 o., 65: Bridgeman Art Library; 61: Roger-Viollet; 63 u.: Granger Collection/ullstein bild; 64 u.: RMN/Art Resource, NY

Molière: 66: Imagno/ullstein bild; 67: Corbis; 68: akg-images; 69: Photoalsa/Interfoto; 70, 73: RMN/bpk; 71, 72, 74: Bridgeman Art Library
Angriff auf Amsterdam: 76/77: Bridgeman Art Library; 78/79: Photoalsa/Interfoto; 80 u., 85, 86: akg-images; 81: Sammlung Rauch/Interfoto; 82/83:

Musée des Beaux Arts, Dôle/Dagli Orti/Art Archive; 84: Mary Evans Picture Library/Interfoto

Der Engel des Todes: 88: Apic/Getty Images; 89, 96/97: Bridgeman Art Library; 90: White Images/Scala; 91, 92/93, 94, 95: akg-images; 98: dpa/Pictor-Art/Aliance

Versailles: 102/103, 106/107, 110/111, 114/115, 118/119: Stéphane Compoin; 105: Thierry Oliviero/BMNP/bpk; 109, 116, 120: Bridgeman Art Library; 112: akg-images

Der Traum vom Weltreich: 122: Granger Collection/ullstein bild; 123: Michel Urtado/RMNP/bpk; 125: Bildarchiv Hansmann/Interfoto; 125 o. r., 126 o., 127, 128: Bridgeman Art Library; 126: Jean-Gilles Bertrand/RMNP/bpk

Die große Flucht: 132/133, 134/135 u., 138 o., 141 u.: Roger Viollet/ullstein bild; 134, 135, 136, 137, 139: Rue des Archives/Tal/Süddeutsche Zeitung Photo; 138: Bridgeman Art Library; 140: akg-images

Der Krieg zu viel: 150/151: National Maritime Museum/Interfoto; 152: Gérard Blot/RMNP/bpk; 153: Reinhard Kraft/bpk; 154/155: Austrian Archives/Imago; 156: Bridgeman Art Library; 157, 158/159, 160: akg-images

Zeitleiste: 169: Die Hoffotografen
Karten: 129; 163, 164, 166: Stefanie Peters
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

GEO 2010 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Cay Rademacher

HEFTKONZEPT

Dr. Frank Otto

ART DIRECTION

Tatjana Schäfer

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Behn, Inna Bethke, Dr. Anja Herold

BILDERREDAKTION

Christian Gargler, Roman Rahmacher

Freie Mitarbeiter: Katrin Kaldenberg, Katrin Trautner

LAYOUT

Freie Mitarbeit: Christine Campe, Nina Niemann, Svenja Prigge

VERIFIKATION

Lenka Brandt, Olaf Mischer, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeit: Dr. Susanna Arp, Alice Gayler, Stefan Sedlmair

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters

SOCIALREDAKTION

Dirk Krämer, Brigitte Götzer

MITARBEITER DIESTERAU AUFBAE

Freie Mitarbeit: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst,

Heidrun Brockmann, Gesa Gottschalk, Till Hein,

Marion Hombach, Beyarma Pouver, Matthias Messenhöller,

Martin Paetsch, Boryana Pouver, Ulrike Rückert,

Sebastian Witte, Markus Wölf

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSÄTZERIN: Ursula Arens, Sabine Stünkel

Verantwortlicher für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüm, Thomas Lindner

GESAMTAUFGABE: Dr. Heiko Häger

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrich Kleintzsch, DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Antje Kleintzsch, Barbara Kornell

HERSTELLUNG: Oliver Peter

ANZEIGENABTEILUNG: Anzeigenverkauf

G-J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 58 88; Fax: 040 / 37 03 53 02

Anzeigenposition: Anja Mordhorst,

Tel. 040 / 37 03 58 87; Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die **GEO Sonderdruck-Anzeigenverpreisliste Nr. 6/2010**.

Heftpreis 9,00 Euro

ISBN: 978-3-570-19907-7, 978-3-570-19913-8 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2010 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0222000, BLZ 200 700 000

Druck: Mohn Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany



GEO-LESERSERVICE

DER ZWEITE

67 verfeindete Staaten, Schlachtfelder vom Eismeer bis zum Südpazifik, vom Brandenburger Tor. Sechs Jahre Krieg, vertriebene Völker, verschobene Grenzen, mehr Dimensionen so gewaltig und folgenschwer, dass **GEOEPOCHE** erstmals seit

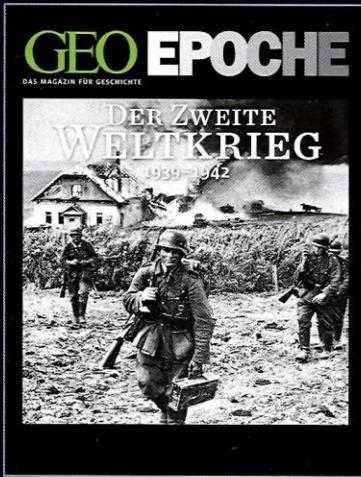
Aus 4000 Meter Höhe sieht das Bombardement einer Stadt wie ein ebenerdiges Feuerwerk aus: die roten, gelben und grünen Zielmarkierungen; die Lichtkaskaden der „Tannenbäume“, die langsam zu Boden sinken und die Stadt in gleißenden Schein tauchen. Die grellen, kurz aufzuckenden Blitze der Sprengbomben. Die verzögerten Detonationen der 4000-Pfünder, die sich gleichsam in Zeitlupe und wie riesige Sonnenblumen öffnen, während sie zerbersten. Die blinkenden, kleinen weißen Flammen der Brandbomben. Und schließlich die Feuer, die rot aufglühen und sich wie loderner Schaum ausbreiten, bevor dichter Qualm sie verbirgt.

Unter den Einschlägen hebt und senkt sich der Bunker in Hamburgs Zentrum in dieser Nacht wie ein Schiff. Drinnen ist die Lage unerträglich: Alle Wasser- und Luftpumpen sind ausgefallen, das Licht ist erloschen.

Die Luft wird bängstigend knapp. Es ist erdrückend heiß, und es riecht nach Schweiß und nach Urin, der sich in Lachen auf dem Boden sammelt. Die Insassen atmen flach oder schreien – nach Luft, nach Wasser, nach Rettung.

Und alle beten.

Jedes Zeitgefühl geht verloren in dem lichtlosen Bau. Was draußen geschieht, ahnt niemand. Sonst hätten die Bunkerinsassen die Tür wohl nicht geöffnet. Als sie es tun, weil es ihnen drinnen zu heiß wird, ist es, als stießen sie das Tor zur Hölle auf. Menschen stürzen herein – „aber waren das noch Menschen?“, erinnert sich eine damals 14-Jährige. „Sie hatten fast keinen Fetzen mehr am Leib, Gesicht, Hände,



Diese Ausgabe
erscheint
am 09. Juni 2010

EINIGE THEMEN:

ÜBERFALL AUF POLEN: Mit welchen Lügen Nazi-Deutschland den Krieg beginnt

QUISLING: Ein Norweger verrät sein Land

LUFTSCHLACHT UM ENGLAND: Ein Tag im Ringen um die Macht

WÜSTE: Der Krieg des Erwin Rommel

OSTFRONT: Verbrechen hinter den Linien

PEARL HARBOR: Wussten die USA vom Angriffsplan der Japaner?

STALINGRAD: Kampf um jedes Haus

Arme, alles eine Brandwunde. Wohin sie stürzten, dort blieben sie liegen, stöhnten, wimmerten, verendet.“

Ein Feuersturm hat die Menschen in den Bunker geweht. Es ist, als hätten sich alle Elemente entzündet. Luft, Wasser, Erde – alles brennt.

Mit einem schrillen Pfeifen beginnen die Flammen die umliegende Luft anzusaugen. Innerhalb weniger Augenblicke steigt sich der Sturm auf Geschwindigkeiten, die kaum ein Orkan erreicht: Mit bis zu 270 km/h rasen vulkanheiß Feuerwirbel durch Hamburgs Straßen, wechseln ständig ihre Richtung und jagen Glutflocken, groß wie Walnüsse, vor sich her.

Der Feuersturm dreht meterdicke Bäume aus dem Grund, er biegt Papelspitzen auf den Boden, hebt Kioske aus den Fundamenten und Autos von den Straßen. In mehreren Meter Höhe wirbeln brennende Holzböhlen und Fenster und ganze Dachteile, gebackener Mörtel aus den Mauerfugen der eingestürzten Häuser weht in glühenden Schwaden durch die Luft.

Der Sturm reißt Babys aus den Armen ihrer Mütter, Gebrechliche weht er in die Flammen. Mancherorts herrschten Temperaturen von bis zu 1000 Grad, Fensterglas und Küchenkacheln schmelzen. Menschen gehen in Flammen auf und auch Häuser: In einer einzigen Verpuffung stehen sie vom Boden bis zum Dach in Brand.

Die Hitzestrahlung macht viele Menschen schlagartig blind: Hornhaut und Augapfel verglühen, die Opfer taumeln orientierungslos in die Flammen. Die enorme Hitze lässt Wasserkessel in den Kellern platzen und das siedende Wasser über die Schutzsuchenden sprühen. Der Asphalt auf

WELTKRIEG

Ural bis zu den Dschungeln Burmas, von den Vororten Moskaus bis zum als 55 Millionen Tote: Der von Adolf Hitler ausgelöste Zweite Weltkrieg ist in seinen seinem Bestehen einem Thema zwei aufeinanderfolgende Ausgaben widmet

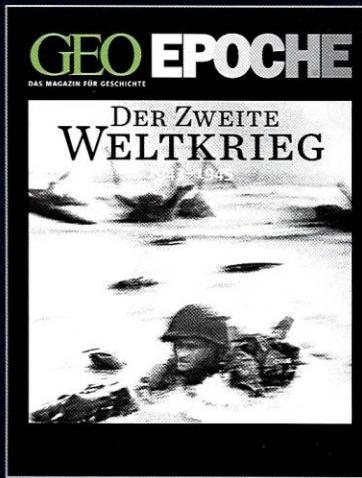
den Straßen schmilzt. Eine 19-Jährige erinnert sich: „Es waren Menschen auf der Fahrbahn, einige schon tot, andere lebten noch, aber sie waren in dem Asphalt stecken geblieben und konnten sich nicht befreien.“

Britisches Bomberpiloten tragen den Feuersturm am 28. Juli 1943 nach Hamburg. Binnen Stunden stehen 16 000 Wohnblocks in Flammen, sterben 35 000 Menschen, ist der Widerschein des Feuers noch in 200 Kilometer Entfernung zu sehen. Und obwohl sich Briten und Deutsche bereits seit dem Frühjahr 1940 gegenseitig aus der Luft attackieren, ist Hamburg ein Fanal des totalen Kriegs.

Im vierten Jahr des Zweiten Weltkrieges fällt die Gewalt auf jenes Land, das sie gesät hat, und dessen Verbündete zurück: Die Deutschen kapitulieren Anfang 1943 in Stalingrad vor der Roten Armee, die Japaner verlieren die Salomon-Insel Guadalcanal nach mehrmonatigen Kämpfen an die Amerikaner. Und der italienische Diktator Benito Mussolini wird von seinen Landsleuten abgesetzt und gefangen genommen.

1943 ist ein Wendejahr. Es markiert auch die Trennung zwischen den beiden Ausgaben, in denen GEOEPOCHE die Geschichte des Zweiten Weltkrieges erzählt.

In minutiösen Rekonstruktionen wie der über den Hamburger Feuersturm porträtieren die beiden Hefte jene 72 Monate zwischen dem 1. September 1939 und dem 2. September 1945, in denen Deutschland, Italien und Japan versuchten, sich die Welt untertan zu machen.



Diese Ausgabe
erscheint
am 11. August 2010

EINIGE THEMEN:

AUFSTAND: Im April 1943 erheben sich die Juden des Warschauer Ghettos

TITO: Partisanenkampf auf dem Balkan

DER LÄNGSTE TAG: Die Landung der Alliierten in der Normandie

20. JULI: Widerstand gegen Hitler

BERGEN-BELSEN: Der Schrecken der Befreiung

BERLIN: Tod einer Stadt

NAGASAKI: Die letzte Bombe des Krieges

Es sind Geschichten wie die des britischen Jägerpiloten Harry Newton, der im August 1940 in der Luftschlacht um England kämpft. Im Einsatz trägt der 19-Jährige drei Paar Handschuhe übereinander – denn seine größte Angst ist Feuer im Cockpit.

Geschichten wie die des deutschen Schlachtschiffes „Bismarck“, dessen mehr als 2000 Matrosen in der Nacht zum 27. Mai 1941 freien Zugang zu den Provinträumen erhalten – weil der Kampf des Schiffes im Nordatlantik aussichtslos geworden ist.

Geschichten von jungen GIs, die seekrank und von Angst gepeinigt am 6. Juni 1944 an den Stränden der Normandie landen – und von denen viele nur noch wenige Minuten zu leben haben. Geschichten von Kollaboration und Widerstand, Spionen und U-Booten, Luftkriegen und Panzerschlachten, unvorstellbaren Verbrechen – und Hoffnungsschwanken im Bösen.

In 36 Reportagen zeichnet GEO EPOCHE das Porträt des opferreichsten Konfliktes der Geschichte. Eines Konfliktes, in dem Menschen Dinge tun, die noch wenige Jahre zuvor undenkbar gewesen wären. In dem Millionen ermordet werden, weil nationalsozialistische Ideologen sie zu „Untermenschen“ erklären. In dem sich bewaffnete Kinder anrollenden Panzern in den Weg stellen. In dem Fernraketen wie die deutsche V2 das Töten anonymisieren.

Und in dem schließlich die Kraft der Atombombe entfesselt wird, die in wenigen, schrecklichen Sekunden noch weitauß mehr zerstörerische Gewalt freisetzt, als Hamburg in jener langen Sommernacht des Jahres 1943 zu erleiden hatte.

Jetzt probieren und abonnieren:

3 x test gratis! ¹⁾

Als Dankeschön für Ihre Bestellung schenken wir Ihnen ein praktisches LED-Keylight.

Mit unserem Angebot holen Sie sich geballte Informationen in Sachen Produkte und Dienstleistungen ins Haus.

Wenn Sie unsere Zeitschrift test nach Erhalt des dritten Heftes nicht abstellen, wird aus Ihrem Probe-Abo ein reguläres Abonnement. Sie erhalten test dann jeden Monat für halbjährlich 23,75 €. Als Abonnent profitieren Sie von vielen Vorteilen:

- Ihr Abonnement ist jederzeit mit sofortiger Wirkung kündbar
- test ist im Abonnement für Sie 12% preiswerter als beim Einzelkauf
- Günstige Nutzung unserer kostenpflichtigen Online-Angebote
- Sonderpreise für ausgewählte Titel aus unserem Buch- und Softwareprogramm



Heftabbildungen nur Muster.
Sie erhalten die aktuellen Ausgaben.

JETZT BESTELLEN: www.test.de/geoe42

Tel. 01805/727252915²⁾

Auswahl der nächsten Themen von test

- **Shampoos:** Viele Produkte versprechen Hilfe bei spröden und strapazierten Haaren. Wir haben die »Retter in der Not« getestet.
- **Staubsauger:** Energie sparen lautet die Devise der Anbieter. Leidet darunter die Saugkraft? Unser Test zeigt die besten Geräte.
- **Bioprodukte:** Wir blicken zurück auf sieben Jahre Bioprodukte im Test und ziehen Bilanz: Was ist wirklich dran am Bioboom?
- **Sonnenschutzmittel:** Guter Schutz muss nicht teuer sein. Unser Test zeigt die besten Begleiter für Ihren Urlaub.
- **Bratwürste:** Keine Grillparty ist ohne sie komplett. Welche »gut« sind und auf den Rost gehören, lesen Sie in unserem Test.